This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

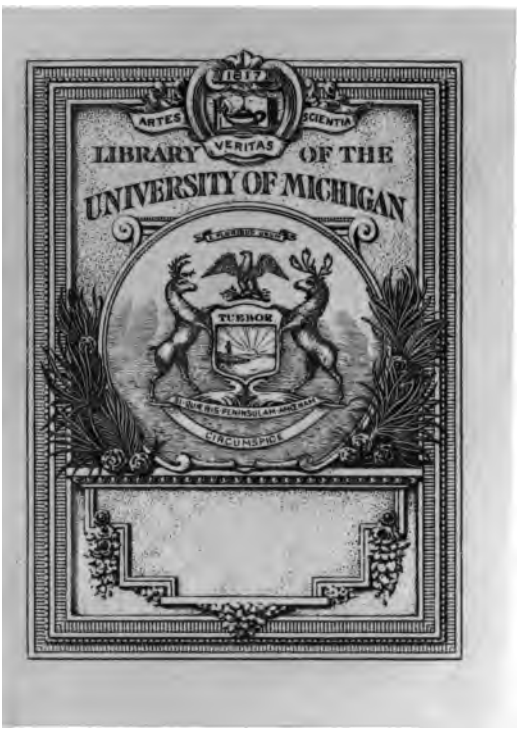
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
STAT SUMMA PETRA

Das

etriſtiſche Ausland,

herausgegeben

von

Carl Spindler.

Kabinetsbibliothek

der

aſſiſchen Romane aller Nationen.

600ter bis 604ter Band.

Enthält:

Der Graf von Monte Chriſto.

Erſtes bis fünftes Bändchen.

Jeder Band koſtet 6 Kreuzer oder 2 Neugroſchen.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'ſchen Buchhandlung.
1846.

Druck von C. F. Mayer.

Sämmtliche Werke

von

Alexandre Dumas.

Deutſch

von

Dr. **Auguſt Zoller.**

Stuttgart.
Verlag der Franckh'ſchen Buchhandlung.
1846.

Der

Graf von Monte Christo.

Von

Alexandre Dumas.

Aus dem Französischen

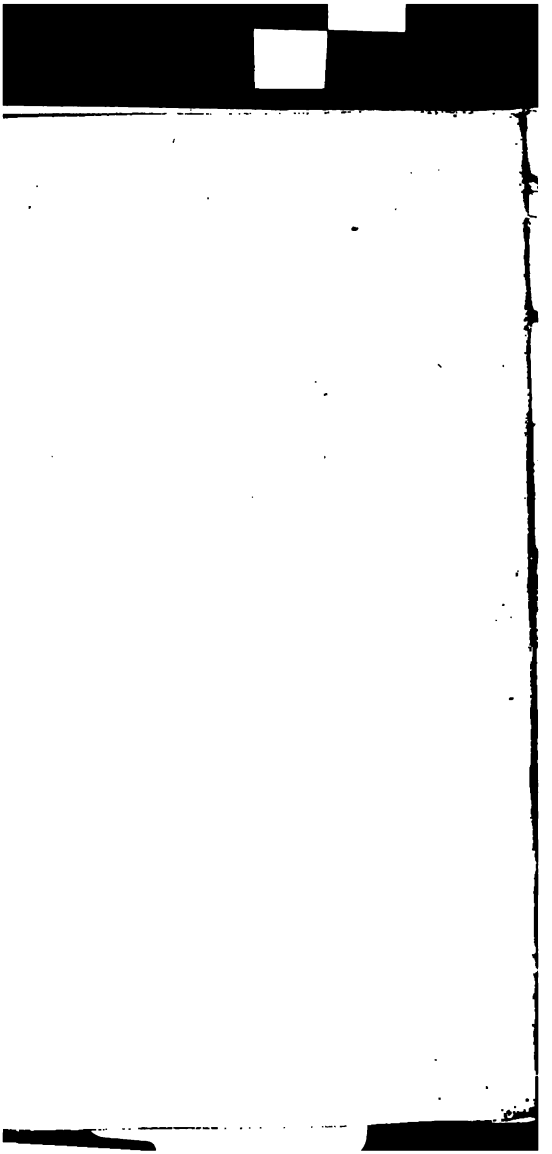
von

Dr. [illegible]

Erstes bis fünftes Bändchen.

[illegible]

[illegible]



Der

Graf von Monte Chriſto.

Von

Alexandre Dumas.

Aus dem Franzöſiſchen

von

Dr. Auguſt Zoller.

Erſtes bis fünftes Bändchen.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'ſchen Buchhandlung.
1846.

Das

etriſtiſche Ausland,

herausgegeben

von

Carl Spindler.

Kabinetsbibliothek

der

aſſiſchen Romane aller Nationen.

600ter bis 604ter Band.

Enthält:

Der Graf von Monte Chriſto.

Erſtes bis fünftes Bändchen.

Jeder Band koſtet 6 Kreuzer oder 2 Neugroſchen.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'ſchen Buchhandlung.
1846.

Das

etriſtiſche Ausland,

herausgegeben

von

Carl Spindler.

Kabinetsbibliothek

der

aſſiſchen Romane aller Nationen.

600ter bis 604ter Band.

Enthält:

Der Graf von Monte Chriſto.

Erſtes bis fünftes Bändchen.

Jeder Band koſtet 6 Kreuzer oder 2 Neugroſchen.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'ſchen Buchhandlung.
1846.

Druck von C. F. Mayer.

Sämmtliche Werke

von

Alexandre Dumas.

Deutſch

von

Dr. **Auguſt Zoller.**

Stuttgart.
Verlag der Franckh'ſchen Buchhandlung.
1846.

Der

Graf von Monte Chriſto.

Von

Alexandre Dumas.

Aus dem Franzöſiſchen

von

Dr. Auguſt Zoller.

Erſtes bis fünftes Bändchen.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'ſchen Buchhandlung.
1846.

148
.088cmt
+Z66
v.1

Erſtes Kapitel.

Marſeille. — Die Ankunft.

Am 25. Februar 1815 ſignaliſirte die Wache von Notre-Dame de la Garde den Dreimaſter, der Pharaon, von Smyrna, Trieſt und Neapel kommend.

Wie gewöhnlich lief ein Lootſe ſogleich aus dem Hafen aus, fuhr raſch an dem Caſtell If hin und gelangte zwiſchen dem Cap Morgion und der Inſel Rion zu dem Schiffe.

Ebenfalls wie gewöhnlich war die Plattform des Fort Saint-Jean mit Neugierigen bedeckt; denn die Ankunft eines Schiffes iſt in Marſeille immer eine große Angelegenheit, beſonders wenn dieſes Schiff wie der Pharaon auf den Werften der phocäiſchen Stadt gebaut und ausgerhedet worden iſt und einem Rheder der Stadt gehört

Inzwiſchen näherte ſich das Schiff; es hatte ſich glücklich durch die Meerenge gearbeitet, welche durch irgend eine vulkaniſche Erſchütterung zwiſchen der Inſel Calafareigne und der Inſel Jaros ausgehölt worden iſt. Es hatte Pomègue umfahren und rückte unter ſeinen drei Marsſegeln, ſeinem großen Fockſegel und ſeiner Brigantine heran, aber ſo langſam und mit einem ſo traurigen Gange, daß die Neugierigen mit dem Inſtinkte, der ein Unglück vorherſieht, ſich fragten,

was für ein Unfall ſich am Bord ereignet haben könnt
Nichtsdeſtoweniger erkannten die Erfahrenen der Schif
fahrt, daß, wenn ſich ein Unfall ereignet hätte, dies nic
auf dem Schiffe ſelbſt der Fall ſein könnte, denn es nah
mit allen Bedingungen eines vollkommen geſteuerten Schi
fes. Sein Anker war zum Grundfaſſen gerichtet, ſein
Bogſprietwände waren losgehakt, und neben dem Lootſe
der den Pharaon durch den ſchmalen Eingang des Hafen
von Marſeille zu lenken ſich anſchickte, ſtand ein junge
Mann mit raſcher Geberde und lebhaftem Auge, übe
wachte jede Bewegung des Schiffes und wiederholte jede
Befehl des Lootſen.

Die unbeſtimmte Unruhe, welche über der Menge
ſchwebte, hatte beſonders einen von den Zuſchauern d
Saint-Jean-Eſplanade ſo ſtark berührt, daß er die Ein
fahrt des Schiffes in den Hafen nicht erwarten konnte
Er ſprang in eine kleine Barke und befahl, dem Pharao
entgegen zu rudern, den er vor der Bucht, Anſe de l
Reſerve genannt, erreichte.

Als der junge Seefahrer dieſen kommen ſah, ver
ließ er ſeinen Poſten neben dem Lootſen, nahm de
Hut in die Hand und legte ſich über die Brüſtung de
Schiffes.

Es war ein junger Mann von achtzehn bis zwanzi
Jahren, mit ſchwarzen Augen und Haaren wie Ebenhol
In ſeiner ganzen Perſon war der Charakter der Ruh
und Entſchloſſenheit ſichtbar, der den Menſchen eigenthüm
lich iſt, welche ſeit ihrer Kindheit mit der Gefahr zu käm
pfen gewohnt ſind.

„Ah, Sie ſind es, Dantes!“ rief der Mann in de
Barke, „was iſt denn geſchehen, und was bedeutet da
traurige Weſen, das an Ihrem ganzen Bord verbreitet z
ſein ſcheint?“

„Ein großes Unglück, Herr Morrel,“ antwortete de
junge Mann. „Auf der Höhe von Civita Vecchia haben
wir den braven Kapitän Leclère verloren.“

„Und die Ladung?“ fragte lebhaft der Rheder.

„Iſt glücklich angelangt, Herr Morrel, und ich glaube, Sie werden in dieſer Hinſicht zufrieden ſein; aber dieſer arme Kapitän Leclère . . .“

„Was iſt ihm denn geſchehen?“ fragte der Rheder ſichtbar erleichtert, „was iſt ihm denn geſchehen, dieſem braven Kapitän?“

„Er iſt todt.“

„In das Meer gefallen?“

„Nein, Herr, er iſt unter furchtbaren Qualen an einer Hirnentzündung geſtorben.“ Dann ſich gegen ſeine Leute umwendend, rief er:

„Holla, he! Jeder an ſeinen Poſten zum Ankern!“

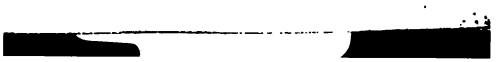
Die Mannſchaft gehorchte. In demſelben Augenblicke eilten die acht bis zehn Matroſen, aus denen ſie beſtand, die Einen zu den Schoten, die Andern zu den Braſſen, wieder Andere zu den Hißtauen oder zu den Seitauen.

Der junge Seemann warf einen raſchen Blick auf den Anfang dieſes Manoeuvre, und da er ſah, daß ſeine Befehle vollführt wurden, kehrte er zu dem Manne in der Barke zurück.

„Und wie iſt dieſes Unglück gekommen?“ fragte der Rheder, das Geſpräch wieder aufnehmend, wo es der Seemann verlaſſen hatte.

„Mein Gott, Herr, ganz unverſehens. Nach einer langen Unterredung mit dem Hafencommandanten verließ der Kapitän Leclère Neapel in ſehr aufgeregtem Zuſtande. Nach vier und zwanzig Stunden faßte ihn das Fieber, drei Tage nachher war er todt . . .

„Wir haben ſeine Leiche auf die gewöhnliche Weiſe beſtattet, und er ruht anſtändig eingehüllt in eine Hängematte, mit einer Kugel von ſechs und dreißig Pfund an den Füßen und einer eben ſo ſchweren an dem Kopf, auf der Höhe der Inſel Giglio. Wir werden der Witwe ſein Ehrenkreuz und ſeinen Degen zurückbringen. Es iſt wohl der Mühe werth,“ fuhr der junge Mann mit einem ſchwermüthigen Lächeln fort, „zehn Jahre gegen



Der

Graf von Monte Chriſto.

Von

Alexandre Dumas.

Aus dem Franzöſiſchen

von

Dr. Auguſt Zoller.

Erſtes bis fünftes Bändchen.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'ſchen Buchhandlung.
1846.

Erſtes Kapitel.

Marſeille. — Die Ankunft.

Am 25. Februar 1815 ſignaliſirte die Wache von
lotre-Dame de la Garde de 1. Dreimaſter, der Pharaon,
on Smyrna, Trieſt und Neapel kommend.

Wie gewöhnlich lief ein Lootſe ſogleich aus dem Ha-
n aus, fuhr raſch an dem Caſtell If hin und gelangte
viſchen dem Cap Morgion und der Inſel Rion zu dem
Schiffe.

Ebenfalls wie gewöhnlich war die Plattform des
ort Saint-Jean mit Neugierigen bedeckt; denn die An-
nft eines Schiffes iſt in Marſeille immer eine große
ngelegenheit, beſonders wenn dieſes Schiff wie der Pha-
aon auf den Werften der phocäiſchen Stadt gebaut
nd ausgerhedet worden iſt und einem Rheder der Stadt
hört

Inzwiſchen näherte ſich das Schiff; es hatte ſich
lücklich durch die Meerenge gearbeitet, welche durch
gend eine vulkaniſche Erſchütterung zwiſchen der In-
l Calafareigne und der Inſel Jaros ausgehölt wor-
n iſt. Es hatte Pomègue umfahren und rückte unter
nen drei Marſegeln, ſeinem großen Fockſegel und
ner Brigantine heran, aber ſo langſam und mit einem
traurigen Gange, daß die Neugierigen mit dem
nſtinkte, der ein Unglück vorherſieht, ſich fragten,

was für ein Unfall ſich am Bord ereignet haben könnte. Nichtsdeſtoweniger erkannten die Erfahrenen der Schifffahrt, daß, wenn ſich ein Unfall ereignet hätte, dies nicht auf dem Schiffe ſelbſt der Fall ſein könnte, denn es nahte mit allen Bedingungen eines vollkommen geſteuerten Schiffes. Sein Anker war zum Grundfaſſen gerichtet, ſeine Bogſprietwände waren losgehakt, und neben dem Lootſen, der den Pharaon durch den ſchmalen Eingang des Hafens von Marſeille zu lenken ſich anſchickte, ſtand ein junger Mann mit raſcher Geberde und lebhaftem Auge, überwachte jede Bewegung des Schiffes und wiederholte jeden Befehl des Lootſen.

Die unbeſtimmte Unruhe, welche über der Menge ſchwebte, hatte beſonders einen von den Zuſchauern der Saint-Jean-Eſplanade ſo ſtark berührt, daß er die Einfahrt des Schiffes in den Hafen nicht erwarten konnte. Er ſprang in eine kleine Barke und befahl, dem Pharaon entgegen zu rudern, den er vor der Bucht, Anſe de la Reſerve genannt, erreichte.

Als der junge Seefahrer dieſen kommen ſah, verließ er ſeinen Poſten neben dem Lootſen, nahm den Hut in die Hand und legte ſich über die Brüſtung des Schiffes.

Es war ein junger Mann von achtzehn bis zwanzig Jahren, mit ſchwarzen Augen und Haaren wie Ebenholz. In ſeiner ganzen Perſon war der Charakter der Ruhe und Entſchloſſenheit ſichtbar, der den Menſchen eigenthümlich iſt, welche ſeit ihrer Kindheit mit der Gefahr zu kämpfen gewohnt ſind.

„Ah, Sie ſind es, Dantes!“ rief der Mann in der Barke, „was iſt denn geſchehen, und was bedeutet das traurige Weſen, das an Ihrem ganzen Bord verbreitet zu ſein ſcheint?“

„Ein großes Unglück, Herr Morrel,“ antwortete der junge Mann. „Auf der Höhe von Civita Vecchia haben wir den braven Kapitän Leclère verloren.“

„Und die Ladung?“ fragte lebhaft der Rheder.

„Iſt glücklich angelangt, Herr Morrel, und ich glaube, Sie werden in dieſer Hinſicht zufrieden ſein; aber dieſer arme Kapitän Leclère . . .“

„Was iſt ihm denn geſchehen?“ fragte der Rheder ſichtbar erleichtert, „was iſt ihm denn geſchehen, dieſem braven Kapitän?“

„Er iſt todt.“

„In das Meer gefallen?“

„Nein, Herr, er iſt unter furchtbaren Qualen an einer Hirnentzündung geſtorben.“ Dann ſich gegen ſeine Leute umwendend, rief er:

„Holla, he! Jeder an ſeinen Poſten zum Ankern!“

Die Mannſchaft gehorchte. In demſelben Augenblicke eilten die acht bis zehn Matroſen, aus denen ſie beſtand, die Einen zu den Schoten, die Andern zu den Braſſen, wieder Andere zu den Hißtauen oder zu den Seitauen.

Der junge Seemann warf einen raſchen Blick auf den Anfang dieſes Manoeuvre, und da er ſah, daß ſeine Befehle vollführt wurden, kehrte er zu dem Manne in der Barke zurück.

„Und wie iſt dieſes Unglück gekommen?“ fragte der Rheder, das Geſpräch wieder aufnehmend, wo es der Seemann verlaſſen hatte.

„Mein Gott, Herr, ganz unverſehens. Nach einer langen Unterredung mit dem Hafencommandanten verließ der Kapitän Leclère Neapel in ſehr aufgeregtem Zuſtande. Nach vier und zwanzig Stunden faßte ihn das Fieber, drei Tage nachher war er todt . . .

„Wir haben ſeine Leiche auf die gewöhnliche Weiſe beſtattet, und er ruht anſtändig eingehüllt in eine Hängematte, mit einer Kugel von ſechs und dreißig Pfund an den Füßen und einer eben ſo ſchweren an dem Kopf, auf der Höhe der Inſel Giglio. Wir werden der Witwe ſein Ehrenkreuz und ſeinen Degen zurückbringen. Es war wohl der Mühe werth,“ fuhr der junge Mann mit einem ſchwermüthigen Lächeln fort, „zehn Jahre gegen

die Engländer Krieg zu führen, um endlich wie Jedermann in ſeinem Bette zu ſterben."

„Verdammt! was wollen Sie, Herr Edmond," verſetzte der Rheder, der ſich immer mehr zu tröſten ſchien, „wir ſind Alle ſterblich, und die Alten müſſen wohl den Jungen Platz machen; ſonſt gäbe es kein Vorrücken, und von dem Augenblicke an, wo Sie mich verſichern, die Ladung . . ."

„Befindet ſich in gutem Zuſtande, Herr Morrel dafür ſtehe ich. Das iſt eine Reiſe, die ich Ihnen nicht für 25,000 Franken Nutzen zu discontiren rathe."

Dann, als man um den runden Thurm fuhr, rief er:

„Die Marsſegel, den Fock und die Brigantine aufgegeit!"

Der Befehl wurde mit derſelben Geſchwindigkeit ausgeführt, wie auf einem Kriegsſchiffe.

„Alle Segel geſtrichen!"

Bei dem letzten Commando fielen alle Segel herab, und das Schiff rückte auf eine beinahe unmerkliche Weiſe, gleichſam nur durch den Anſtoß, den man ihm gab, vorwärts.

„Und nun, wenn Sie heraufkommen wollen, Herr Morrel," ſagte Dantes, die Unruhe des Rheders wahrnehmend, „hier iſt Ihr Rechnungsführer, Herr Danglars. Er kommt eben aus ſeiner Kajüte und wird Ihnen jede Auskunft geben, die Sie wünſchen mögen. Ich meines Theils muß für die Ankerung ſorgen und das Schiff in Trauer verſetzen."

Der Rheder ließ ſich das nicht zweimal ſagen. Er ergriff ein Kabel, das ihm Dantes zuwarf, und erſtieg mit einer Behendigkeit, welche einem Seemann Ehre gemacht hätte, die an die Seiten des Schiffes genagelten Stufen, während jener, an ſeinen Poſten zurückkehrend, die Unterredung demjenigen überließ, welchen er unter dem Namen Danglars angekündigt hatte, und der aus ſeiner Kajüte hervorkommend wirklich dem Rheder entgegenging.

Danglars war ein Mann von fünf und zwanzig bis sechs und zwanzig Jahren, unterwürfig gegen seine Obern, barsch gegen die ihm Untergeordneten. Abgesehen von seinem Titel als Rechnungsführer, der immer ein Grund des Widerwillens für die Matrosen ist, war er allgemein von der Mannschaft eben so schlimm angesehen, als Edmond Dantes im Gegentheil von derselben geliebt wurde.

„Nun, Herr Morrel," sagte Danglars, „Sie wissen bereits das Unglück, nicht wahr?"

„Ja, ja, der arme Kapitän Leclère! Es war ein braver ehrlicher Mensch!"

„Und besonders ein vortrefflicher Seemann, ergraut zwischen Himmel und Wasser, wie es sich geziemt für einen Mann, dem die Interessen eines so wichtigen Hauses, wie das Haus Morrel und Sohn, anvertraut sind."

„Aber," versetzte der Rheder, mit den Augen dem jungen Dantes folgend, der seinen Ankergrund suchte, „aber es scheint mir, man braucht nicht gerade ein so alter Seemann zu sein, wie Sie sagen, Danglars, um sein Handwerk zu kennen, und unser Freund Edmond hier treibt das seinige, wie mir dünkt, als ein Mensch, der Niemand um Rath zu fragen nöthig hat."

„Ja," antwortete Danglars, auf Dantes einen schiefen Blick werfend, in welchem ein Blick des Hasses zuckte, „ja, das ist jung und fürchtet nichts. Kaum war der Kapitän todt, so übernahm er das Commando, ohne Jemand um Rath zu fragen, und ließ uns anderthalb Tage auf der Insel Elba verlieren, statt unmittelbar nach Marseille zurückzukehren."

„Was das Uebernehmen des Commando vom Schiffe betrifft," sprach der Rheder, „so war dies seine Pflicht als Second; was aber das Verlieren von anderthalb Tagen auf der Insel Elba betrifft, so hatte er Unrecht: wenn nicht das Schiff Haferei ausbessern mußte."

„Das Schiff befand sich, wie ich mich befinde, und

ch wünſche, daß Sie ſich befinden mögen, Herr
el; und dieſe anderthalb Tage gingen in Folge von
n Launen, um das Vergnügen zu haben, an das
zu ſteigen, verloren."

„Dantes," ſagte der Rheder, ſich gegen den jungen
nn umwendend, „kommen Sie hierher."

„Ich bitte um Vergebung, mein Herr," erwiederte
ntes, „ich ſtehe ſogleich zu Dienſt;" dann ſich an die
annſchaft wendend, ſprach er:

„Anker geworfen!"

Sogleich fiel der Anker und die Kette wurde mit
eräuſch nachgelaſſen. Dantes blieb an ſeinem Poſten,
otz der Gegenwart des Lootſen, bis dieſes letzte Ma-
oeuvre beendigt war. Dann rief er:

„Laßt den Wimpel halb herab! Hißt die Flagge
auf! Kreuzt die Segelſtangen!"

„Sie ſehen," ſagte Danglars, „auf mein Wort, er
hält ſich bereits für den Kapitän."

„Und er iſt es wirklich," verſetzte der Rheder.

„Ja, mit Ausnahme Ihrer Unterſchrift und der Ihres
Aſſocié, Herr Morrel."

„Gott verdamme mich, warum ſollen wir ihn nicht
an dieſem Poſten laſſen?" entgegnete der Rheder; „ich
weiß wohl, er iſt jung, aber er ſcheint mir ganz in
der Sache und in ſeinem Stande ſehr erfahren zu ſein."

Eine Wolke zog über die Stirne von Danglars hin.

„Um Vergebung, Herr Morrel," ſagte Dantes,
ſich ihm nähernd, „nun, da das Schiff geankert hat,
ſtehe ich ganz zu Befehl. Sie haben mich, glaube ich,
gerufen?"

Danglars machte einen Schritt rückwärts.

„Ich wollte Sie fragen, warum Sie an der Inſel
Elba angehalten haben."

„Ich weiß es nicht, mein Herr: es geſchah, um
einen letzten Befehl des Kapitän Leclère zu vollziehen,
der mir ſterbend ein Paquet für den Großmarſchall Bert-
rand übergab."

„Sie haben ihn alſo geſehen, Edmond?“

„Wen?“

„Den Großmarſchall.“

„Ja.“

Morrel ſchaute um ſich her und zog Dantes bei ſeite.

„Und wie geht es dem Kaiſer?“ fragte er lebhaft.

„Gut, ſo viel ich mit meinen eigenen Augen beurteilen konnte.“

„Sie haben den Kaiſer alſo auch geſehen?“

„Er kam zu dem Marſchall, während ich bei ihm ar.“

„Und Sie haben mit ihm geſprochen?“

„Das heißt, er hat mit mir geſprochen,“ antwortete Dantes lächelnd.

„Und was ſagte er zu Ihnen?“

„Er ſtellte Fragen an mich über das Schiff, über e Zeit ſeiner Abfahrt nach Marſeille, über den Weg, n es genommen hatte, und über die Ladung, die es hrte. Ich glaube, wenn es leer und ich der Herr ſſelben geweſen wäre, ſo hätte er es zu kaufen beabdtigt. Aber ich ſagte ihm, ich wäre nur einfacher eond, und das Schiff gehörte dem Hauſe Morrel und ohn. „„Ah! ah!““ erwiederte er, „„ich kenne das aus Die Morrel ſind Rheder von dem Vater auf n Sohn, und es gab einen Morrel, der in demſelben gimente mit mir diente, als ich in Valence in Garniſon “

„Das iſt bei Gott wahr!“ rief der Rheder ganz erdig, „es war Policar Morrel, mein Oheim, der ter Kapitän geworden iſt. Dantes, Sie werden inem Oheim ſagen, daß der Kaiſer ſich ſeiner erinrt hat, und der alte Murrkopf wird weinen. Gut, t,“ fuhr der Rheder, dem jungen Menſchen vertrauh auf die Schulter klopfend, fort, „Sie haben wohl ran gethan, Dantes, den Auftrag des Kapitän Leclère erfüllen und an der Inſel Elba anzuhalten. Doch

wenn man wüßte, daß Sie dem Marſchall ein Paquet übergeben und mit dem Kaiſer geſprochen haben, ... es könnte Sie gefährden."

„In welcher Hinſicht ſollte mich dies gefährden?" entgegnete Dantes. „Ich weiß nicht einmal, was ich überbrachte, und der Kaiſer richtete nur Fragen an mich, die er an den Erſten den Beſten gemacht haben würde. Doch um Vergebung, hier ſind die Sanität und die Douane. Sie erlauben, . . nicht wahr?"

„Immerhin, immerhin, mein lieber Dantes."

Der junge Mann entfernte ſich, und je mehr er ſich entfernte, deſto näher kam Danglars.

„Nun," fragte er, „er ſcheint Ihnen gute Gründe dafür angegeben zu haben, daß er in Porto Ferrajo ankerte?"

„Vortreffliche, mein lieber Herr Danglars."

„Ah, deſto beſſer," verſetzte dieſer, „denn es iſt immer peinlich, einen Kameraden zu ſehen, der ſeine Pflicht nicht thut."

„Dantes hat die ſeinige gethan," antwortete der Rheder, „und es läßt ſich nichts dagegen einwenden. Es war der Kapitän Leclère, der ihm den Befehl ertheilte, anzuhalten."

„Ah! was den Kapitän Leclère betrifft, . . hat er Ihnen nicht einen Brief von ihm zugeſtellt?"

„Wer?"

„Dantes"

„Mir? Nein! Hatte er denn einen?"

„Ich glaubte, der Kapitän Leclère hätte ihm außer dem Paquet auch einen Brief anvertraut."

„Von welchem Paquet ſprechen Sie, Danglars?"

„Von dem, welches Dantes in Porto Ferrajo abzugeben hat."

„Woher wiſſen Sie, daß er ein Paquet in Porto Ferrajo abzugeben hatte?"

Danglars erröthete.

„Ich ging an der Thüre des Kapitäns vorüber,

welche halb geöffnet war, und ſah, wie er den Brief und das Paquet Dantes zuſtellte.“

„Er hat mir nichts davon geſagt,“ entgegnete der Rheder; „aber was den Brief betrifft, ſo wird er ihn mir wohl übergeben.“

Danglars überlegte einen Augenblick und erwiederte:

„Dann bitte ich Sie, Herr Morrel, nicht mit Dantes davon zu ſprechen; ich werde mich getäuſcht haben.“

In dieſem Augenblick kehrte der junge Mann zurück. Danglars entfernte ſich.

„Nun, mein lieber Dantes, ſind Sie frei?“ fragte der Rheder.

„Ja, mein Herr.“

„Die Sache hat nicht lange gedauert“

„Nein, ich habe den Douaniers die Liſte von unſern Waaren gegeben, und die Conſigne hatte mit dem Lootſen einen Menſchen geſchickt, dem ich unſere Papiere übergab.“

„Sie haben alſo nichts mehr hier zu thun?“

Dantes warf einen raſchen Blick um ſich her.

„Nein, Alles iſt in Ordnung“

„Sie können mit mir zu Mittag ſpeiſen?“

„Ich bitte, entſchuldigen Sie mich, Herr Morrel; mein erſter Beſuch gehört meinem Vater. Doch ich bin darum nicht minder dankbar für die Ehre, die Sie mir erzeigen.“

„Das iſt richtig, Dantes, ganz richtig. Ich weiß, daß Sie ein guter Sohn ſind.“

„Und befindet ſich mein Vater wohl, ſo viel Ihnen bekannt iſt?“ fragte Dantes mit einem gewiſſen Zögern.

„Ich glaube, mein lieber Edmond, obgleich ich ihn nicht geſehen habe.“

„Ja, er hält ſich in ſeinem kleinen Zimmer eingeſchloſſen.“

„Das beweiſt wenigſtens, daß es ihm in Ihrer Abweſenheit an nichts gefehlt hat.“

Dantes lächelte.

„Mein Vater iſt ſtolz, mein Herr, und wenn es ihm an Allem gefehlt hätte, ſo zweifle ich, ob er von irgend Jemand auf der Welt, mit Ausnahme von Gott, etwas gefordert haben würde.“

„Nun wohl, nach dieſem erſten Beſuche zählen wir auf Sie.“

„Entſchuldigen Sie abermals, nach dieſem erſten Beſuche habe ich einen zweiten zu machen, der mir nicht minder am Herzen liegt.“

„Ah! das iſt wahr, Dantes, ich vergaß, daß es unter den Cataloniern Jemand gibt, der mit nicht geringer Ungeduld auf Sie warten muß, als Ihr Vater. Es iſt die ſchöne Mercedes.“

Dantes erröthete.

„Ah, ah,“ ſprach der Rheder, „ich wundere mich gar nicht mehr, daß ſie dreimal zu mir gekommen iſt und mich um Nachricht über den Pharaon gebeten hat. Edmond, Sie ſind nicht zu beklagen, Sie haben eine hübſche Geliebte.“

„Es iſt nicht meine Geliebte,“ erwiederte der junge Seemann mit ernſtem Tone, „es iſt meine Braut.“

„Dies iſt zuweilen ganz daſſelbe,“ verſetzte der Rheder lachend.

„Nicht für uns, mein Herr,“ antwortete Dantes.

„Gut, gut, mein lieber Edmond,“ fuhr der Rheder fort, „ich will Sie nicht aufhalten. Sie haben meine Angelegenheiten ſo betrieben, daß ich Ihnen jede Muße gönne, um die Ihrigen abzumachen. Brauchen Sie Geld?“

„Nein, mein Herr, ich habe meinen ganzen Reiſegehalt, das heißt, beinahe drei Monate Sold.“

„Sie ſind ein geordneter junger Mann, Edmond.“

„Fügen Sie bei, daß ich einen armen Vater habe.“

„Ja, ja, ich weiß, Sie ſind ein guter Sohn. Gehen Sie alſo zu Ihrem Vater: ich habe auch einen Sohn, und ich wäre demjenigen ſehr gram, welcher ihn nach einer Reiſe von drei Monaten fern von mir halten würde.“

„Sie erlauben alſo?“ ſprach der junge Mann ſich verbeugend.

„Ja, wenn Sie mir nichts mehr zu ſagen haben.“

„Nein.“

„Hat Ihnen nicht der Kapitän Leclère ſterbend einen Brief für mich gegeben?“

„Es war ihm unmöglich, zu ſchreiben, mein Herr; doch dies erinnert mich, daß ich mir auf einige Tage Urlaub von Ihnen zu erbitten habe.“

„Um zu heirathen?“

„Einmal, und dann um nach Paris zu reiſen.“

„Gut, gut, Sie nehmen ſich ſo viel Zeit, als Sie wollen, Dantes. Zum Löſchen des Schiffes bedarf man wohl ſechs Wochen und vor drei Monaten geben wir nicht wieder in See. Sie müſſen alſo erſt in drei Monaten hier ſein. Der Pharaon,“ fuhr der Rheder, den jungen Menſchen auf die Schulter klopfend, fort, „könnte nicht ohne ſeinen Kapitän abgehen.“

„Ohne ſeinen Kapitän?“ rief Dantes mit funkelnden Augen, „geben Sie wohl auf das Acht, was Sie mir agen, denn Sie entſprechen den geheimſten Hoffnungen eines Herzens. Es wäre alſo Ihre Abſicht, mich zum apitän des Pharaon zu ernennen?“

„Wenn ich allein wäre, würde ich Ihnen die Hand chen, mein lieber Dantes, und ſagen: Es iſt abgecht! Aber ich habe einen Aſſocié, und Sie kennen das ieniſche Sprüchwort: Che a compagno a padrone. ch die Hälfte des Geſchäftes iſt wenigſtens abgeſchloſſen, i von zwei Stimmen haben Sie bereits eine. Uebern Sie es mir, Ihnen die andere zu verſchaffen, und werde mein Möglichſtes thun!“

„O Herr Morrel!“ rief der junge Seemann und ff, Thränen in den Augen, die Hände des Rheders, r Morrel, ich danke Ihnen im Namen meines Vaim Namen von Mercedes.“

„Es iſt gut, es iſt gut, Edmond, es gibt einen im Himmel für die braven Leute! Beſuchen Sie

Ihren Vater, besuchen Sie Mercedes und kommen Sie dann zu mir zurück."

„Soll ich Sie nicht an das Land führen?"

„Nein, ich danke, ich bleibe hier, um meine Rechnung mit Danglars zu ordnen. Sind Sie während der Reise mit ihm zufrieden gewesen?"

„Das kommt auf den Sinn an, in welchem Sie diese Frage an mich richten, mein Herr. In Beziehung auf den guten Kameraden, nein, denn ich glaube, er liebt mich nicht mehr seit dem Tage, wo ich in Folge eines kleinen Streites, den wir mit einander hatten, die Dummheit beging, ihm vorzuschlagen, zehn Minuten an der Insel Monte Christo anzuhalten, um den Streit auszumachen; ein Vorschlag, den ich zu thun Unrecht hatte, und den er mit Recht zurückwies. Richten Sie diese Frage in Beziehung auf den Rechnungsführer an mich, so glaube ich, daß nichts zu sagen ist, und daß Sie mit der Art und Weise, wie er sein Geschäft betrieben hat, zufrieden sein werden."

„Doch lassen Sie hören," sagte der Rheder, „wenn Sie Kapitän des Pharaon wären, würden Sie Danglars mit Vergnügen behalten?"

„Kapitän oder Second," antwortete Dantes, „ich werde stets die größte Achtung vor denjenigen haben, welche das Vertrauen meiner Rheder besitzen."

„Schön, schön, Dantes, ich sehe, daß Sie in jeder Beziehung ein braver Junge sind; ich will Sie nicht länger aufhalten, denn Sie stehen gewiß auf glühenden Kohlen."

„Ich habe also meinen Urlaub?" fragte Dantes.

„Gehen Sie, sage ich Ihnen."

„Erlauben Sie mir, daß ich Ihren Kahn nehme?"

„Nehmen Sie ihn immerhin."

„Auf Wiedersehen, Herr Morrel, und tausend Dank."

„Auf Wiedersehen, mein lieber Edmond, und viel Glück."

Der junge Seemann ſprang in den Kahn, ſetzte ſich in das Hintertheil und gab Befehl, an der Cannebière zu landen.

Zwei Matroſen beugten ſich ſogleich über die Ruder, und der Nachen glitt hin, ſo raſch als es nur möglich iſt, dies mitten unter den tauſend Barken zu thun, welche den ſchmalen Weg verſperren, der zwiſchen zwei Reihen von Schiffen durch von dem Eingang des Hafens nach dem Quai d'Orleans führt.

Der Rheder folgte ihm lächelnd mit den Augen bis zum Quai, ſah ihn auf die Platten deſſelben ſpringen und ſich unter der buntſcheckigen Menge verlieren, welche von neun Uhr Morgens bis neun Uhr Abends die berühmte Rue de la Cannebière durchſtrömt, auf welche die neuen Phocäer ſo ſtolz ſind, daß ſie mit dem größten Ernſte der Welt und mit dem Tone, der ihren Worten ſo viel Charakter verleiht, ſagen: „Wenn Paris die Cannebière hätte, ſo wäre Paris ein kleines Marſeille.“

Sich umwendend, erblickte der Rheder Danglars hinter ſich, welcher dem Anſcheine nach ſeine Befehle zu erwarten ſchien, in Wirklichkeit aber, wie er, dem jungen Seemann mit dem Blicke folgte. Nur war ein großer Unterſchied in dem Ausdruck dieſes doppelten Blickes, der demſelben Menſchen folgte.

Zweites Kapitel.

Der Vater und der Sohn.

Laſſen wir es Danglars, von dem Geiſte des Haſſes getrieben, verſuchen, eine boshafte Muth-

maßung gegen ſeinen Kameraden dem Rheder in das Ohr zu flüſtern, und folgen wir Dantes, der, nachdem er die Cannebière in ihrer ganzen Länge durchlaufen hat, den Weg in die Rue de Noilles einſchlägt, in ein kleines, auf der rechten Seite der Allée de Meillan gelegenes Haus tritt, raſch die vier Stockwerke einer dunkeln Treppe hinaufſteigt und, ſich mit der einen Hand am Geländer haltend, mit der andern die Schläge ſeines Herzens zurückdrängend, vor einer halb geöffneten Thüre, welche bis in den Hintergrund eines Zimmers ſehen läßt, ſtehen bleibt.

Dieſes Zimmer war das von dem Vater von Dantes bewohnte.

Die Nachricht von der Ankunft des Pharaon war noch nicht bis zu dem Greiſe gedrungen, der, auf einem Stuhle ſitzend, mit zitternder Hand einige Kapuziner, vermiſcht mit Rebwinden, die ſich am Gitter ſeines Fenſters hinaufrankten, durch Stäbe zuſammenzuhalten ſuchte. Plötzlich fühlte er ſich von Armen umfaßt, und eine wohl bekannte Stimme rief hinter ihm:

„Mein Vater, mein guter Vater!“

Der Greis ſtieß einen Schrei aus und wandte ſich um; dann ſeinen Sohn erblickend, warf er ſich bebend und bleich in ſeine Arme:

„Was haſt Du denn, Vater?“ rief der junge Mann unruhig, „ſollteſt Du krank ſein?“

„Nein, nein, mein lieber Edmond, mein Sohn, mein Kind, nein, ich erwartete Dich nicht, und die Freude, die Erſchütterung bei Deinem unvorhergeſehenen Anblick .... ach! mein Gott, ich glaube, ich ſterbe.“

„Beruhige Dich doch, mein Vater, ich bin es, ich! Man ſagt, die Freude könne nicht ſchaden, und darum bin ich hier ohne Vorbereitung eingetreten. Sieh mich an, lächle mir zu, ſtatt mich, wie Du es thuſt, mit irren Augen anzuſchauen. Ich komme zurück, und wir werden glücklich ſein.“

„Ah, deſto beſſer, mein Junge,“ verſetzte der Greis; „aber wie werden wir glücklich ſein? Du verläßt mich alſo nicht mehr? Erzähle mir von Deinem Glücke.“

„Der Herr verzeihe mir,“ erwiederte der junge Mann, „daß ich mich über ein mit der Trauer einer Familie gemachtes Glück freue. Aber Gott weiß, daß ich dieſes Glück nicht gewünſcht hätte; es kommt, und ich beſitze nicht die Kraft, mich darüber zu bekümmern. Der brave Kapitän Leclère iſt geſtorben, mein Vater, und durch die Protection von Herrn Morrel bekomme ich wahrſcheinlich ſeinen Platz. Begreifſt Du, mein Vater, Kapitän mit zwanzig Jahren! . . . mit hundert Louisd'or Gehalt und einem Antheil am Nutzen! Iſt das nicht mehr, als ein armer Matroſe wie ich hoffen durfte?“

„Ja, mein Sohn, ja,“ ſprach der Greis, „das iſt ein großes Glück.“

„Von dem erſten Gelde, das ich gewinne, ſollſt Du auch ein Häuschen mit einem Garten bekommen, um Deine Rebwinden, Deine Kapuziner und Deine Geisblätter zu pflanzen. Aber was haſt Du denn, Vater? Man ſollte glauben, Du wäreſt unwohl?“

„Geduld, Geduld, es wird nichts ſein.“

Und es ſchwanden dem Greiſe die Kräfte und er ſank rückwärts.

„Raſch, raſch,“ ſagte der junge Mann, „ein Glas Wein wird Dich wiederbeleben; wo verwahrſt Du Deinen Wein?“

„Nein, ich danke, ich brauche nichts,“ ſagte der Greis und wollte ſeinen Sohn zurückhalten.

„Doch, doch, Vater, nenne mir den Ort.“

Und er öffnete zwei oder drei Schränke.

„Vergeblich,“ ſprach der Greis, „es iſt kein Wein mehr hier.“

„Wie, kein Wein mehr hier!“ rief ebenfalls erbleichend Dantes, indeß er abwechſelnd die hohlen Wangen des Greiſes und die leeren Schränke anſchaute. , ie

wenn man wüßte, daß Sie dem Marſchall ein Paquet übergeben und mit dem Kaiſer geſprochen haben, ... es könnte Sie gefährden."

„In welcher Hinſicht ſollte mich dies gefährden?" entgegnete Dantes. „Ich weiß nicht einmal, was ich überbrachte, und der Kaiſer richtete nur Fragen an mich, die er an den Erſten den Beſten gemacht haben würde. Doch um Vergebung, hier ſind die Sanität und die Douane. Sie erlauben, . . nicht wahr?"

„Immerhin, immerhin, mein lieber Dantes."

Der junge Mann entfernte ſich, und je mehr er ſich entfernte, deſto näher kam Danglars.

„Nun," fragte er, „er ſcheint Ihnen gute Gründe dafür angegeben zu haben, daß er in Porto Ferrajo ankerte?"

„Vortreffliche, mein lieber Herr Danglars."

„Ah, deſto beſſer," verſetzte dieſer, „denn es iſt immer peinlich, einen Kameraden zu ſehen, der ſeine Pflicht nicht thut."

„Dantes hat die ſeinige gethan," antwortete der Rheder, „und es läßt ſich nichts dagegen einwenden. Es war der Kapitän Leclère, der ihm den Befehl ertheilte, anzuhalten."

„Ah! was den Kapitän Leclère betrifft, . . hat er Ihnen nicht einen Brief von ihm zugeſtellt?"

„Wer?"

„Dantes"

„Mir? Nein! Hatte er denn einen?"

„Ich glaubte, der Kapitän Leclère hätte ihm außer dem Paquet auch einen Brief anvertraut."

„Von welchem Paquet ſprechen Sie, Danglars?"

„Von dem, welches Dantes in Porto Ferrajo abzugeben hat."

„Woher wiſſen Sie, daß er ein Paquet in Porto Ferrajo abzugeben hatte?"

Danglars erröthete.

„Ich ging an der Thüre des Kapitäns vorüber,

elche halb geöffnet war, und ſah, wie er den Brief und
is Paquet Dantes zuſtellte.“

„Er hat mir nichts davon geſagt,“ entgegnete der
heder; „aber was den Brief betrifft, ſo wird er ihn
ir wohl übergeben.“

Danglars überlegte einen Augenblick und erwiederte:

„Dann bitte ich Sie, Herr Morrel, nicht mit Dan-
s davon zu ſprechen; ich werde mich getäuſcht haben.“

In dieſem Augenblick kehrte der junge Mann zurück.
anglars entfernte ſich.

„Nun, mein lieber Dantes, ſind Sie frei?“ fragte
r Rh-der.

„Ja, mein Herr.“

„Die Sache hat nicht lange gedauert“

„Nein, ich habe den Douaniers die Liſte von unſern
Baaren gegeben, und die Conſigne hatte mit dem Loot-
n einen Menſchen geſchickt, dem ich unſere Papiere
ergab.“

„Sie haben alſo nichts mehr hier zu thun?“

Dantes warf einen raſchen Blick um ſich her.

„Nein, Alles iſt in Ordnung“

„Sie können mit mir zu Mittag ſpeiſen?“

„Ich bitte, entſchuldigen Sie mich, Herr Morrel;
ein erſter Beſuch gehört meinem Vater. Doch ich bin
rum nicht minder dankbar für die Ehre, die Sie mir
zeigen.“

„Das iſt richtig, Dantes, ganz richtig. Ich weiß,
aß Sie ein guter Sohn ſind.“

„Und befindet ſich mein Vater wohl, ſo viel Ihnen
ekannt iſt?“ fragte Dantes mit einem gewiſſen Zögern.

„Ich glaube, mein lieber Edmond, obgleich ich ihn
icht geſehen habe.“

„Ja, er hält ſich in ſeinem kleinen Zimmer einge-
hloſſen.“

„Das beweiſt wenigſtens, daß es ihm in Ihrer Ab-
eſenheit an nichts gefehlt hat.“

Dantes lächelte.

die Engländer Krieg zu führen, um endlich wie Jedermann in ſeinem Bette zu ſterben."

„Verdammt! was wollen Sie, Herr Edmond," verſetzte der Rheder, der ſich immer mehr zu tröſten ſchien, „wir ſind Alle ſterblich, und die Alten müſſen wohl den Jungen Platz machen; ſonſt gäbe es kein Vorrücken, und von dem Augenblicke an, wo Sie mich verſichern, die Ladung . . ."

„Befindet ſich in gutem Zuſtande, Herr Morrel dafür ſtehe ich. Das iſt eine Reiſe, die ich Ihnen nicht für 25,000 Franken Nutzen zu discontiren rathe."

Dann, als man um den runden Thurm fuhr, rief er:

„Die Marsſegel, den Fock und die Brigantine aufgegeit!"

Der Befehl wurde mit derſelben Geſchwindigkeit ausgeführt, wie auf einem Kriegsſchiffe.

„Alle Segel geſtrichen!"

Bei dem letzten Commando fielen alle Segel herab, und das Schiff rückte auf eine beinahe unmerkliche Weiſe, gleichſam nur durch den Anſtoß, den man ihm gab, vorwärts.

„Und nun, wenn Sie heraufkommen wollen, Herr Morrel," ſagte Dantes, die Unruhe des Rheders wahrnehmend, „hier iſt Ihr Rechnungsführer, Herr Danglars. Er kommt eben aus ſeiner Kajüte und wird Ihnen jede Auskunft geben, die Sie wünſchen mögen. Ich meines Theils muß für die Ankerung ſorgen und das Schiff in Trauer verſetzen."

Der Rheder ließ ſich das nicht zweimal ſagen. Er ergriff ein Kabel, das ihm Dantes zuwarf, und erſtieg mit einer Behendigkeit, welche einem Seemann Ehre gemacht hätte, die an die Seiten des Schiffes genagelten Stufen, während jener, an ſeinen Poſten zurückkehrend, die Unterredung demjenigen überließ, welchen er unter dem Namen Danglars angekündigt hatte, und der aus ſeiner Kajüte hervorkommend wirklich dem Rheder entgegenging.

Danglars war ein Mann von fünf und zwanzig bis ſechs und zwanzig Jahren, unterwürfig gegen ſeine Obern, barſch gegen die ihm Untergeordneten. Abgeſehen von ſeinem Titel als Rechnungsführer, der immer ein Grund des Widerwillens für die Matroſen iſt, war er allgemein von der Mannſchaft eben ſo ſchlimm angeſehen, als Edmond Dantes im Gegentheil von derſelben geliebt wurde.

„Nun, Herr Morrel," ſagte Danglars, „Sie wiſſen bereits das Unglück, nicht wahr?"

„Ja, ja, der arme Kapitän Leclère! Es war ein braver ehrlicher Menſch!"

„Und beſonders ein vortrefflicher Seemann, ergraut zwiſchen Himmel und Waſſer, wie es ſich geziemt für einen Mann, dem die Intereſſen eines ſo wichtigen Hauſes, wie das Haus Morrel und Sohn, anvertraut ſind."

„Aber," verſetzte der Rheder, mit den Augen dem jungen Dantes folgend, der ſeinen Ankergrund ſuchte, „aber es ſcheint mir, man braucht nicht gerade ein ſo alter Seemann zu ſein, wie Sie ſagen, Danglars, um ſein Handwerk zu kennen, und unſer Freund Edmond hier treibt das ſeinige, wie mir dünkt, als ein Menſch, der Niemand um Rath zu fragen nöthig hat."

„Ja," antwortete Danglars, auf Dantes einen ſchiefen Blick werfend, in welchem ein Blick des Haſſes zuckte, „ja, das iſt jung und fürchtet nichts. Kaum war der Kapitän todt, ſo übernahm er das Commando, ohne Jemand um Rath zu fragen, und ließ uns anderthalb Tage auf der Inſel Elba verlieren, ſtatt unmittelbar nach Marſeille zurückzukehren."

„Was das Uebernehmen des Commando vom Schiffe betrifft," ſprach der Rheder, „ſo war dies ſeine Pflicht als Second; was aber das Verlieren von anderthalb Tagen auf der Inſel Elba betrifft, ſo hatte er Unrecht: wenn nicht das Schiff Haferei ausbeſſern mußte."

„Das Schiff befand ſich, wie ich mich befinde, und

wie ich wünſche, daß Sie ſich befinden mögen, Herr Morrel; und dieſe anderthalb Tage gingen in Folge von bloßen Launen, um das Vergnügen zu haben, an das Land zu ſteigen, verloren."

„Dantes," ſagte der Rheder, ſich gegen den jungen Mann umwendend, „kommen Sie hierher."

„Ich bitte um Vergebung, mein Herr," erwiederte Dantes, „ich ſtehe ſogleich zu Dienſt;" dann ſich an die Mannſchaft wendend, ſprach er:

„Anker geworfen!"

Sogleich fiel der Anker und die Kette wurde mit Geräuſch nachgelaſſen. Dantes blieb an ſeinem Poſten, trotz der Gegenwart des Lootſen, bis dieſes letzte Manoeuvre beendigt war. Dann rief er:

„Laßt den Wimpel halb herab! Hißt die Flagge auf! Kreuzt die Segelſtangen!"

„Sie ſehen," ſagte Danglars, „auf mein Wort, er hält ſich bereits für den Kapitän."

„Und er iſt es wirklich," verſetzte der Rheder.

„Ja, mit Ausnahme Ihrer Unterſchrift und der Ihres Aſſocié, Herr Morrel."

„Gott verdamme mich, warum ſollen wir ihn nicht an dieſem Poſten laſſen?" entgegnete der Rheder; „ich weiß wohl, er iſt jung, aber er ſcheint mir ganz bei der Sache und in ſeinem Stande ſehr erfahren zu ſein."

Eine Wolke zog über die Stirne von Danglars hin.

„Um Vergebung, Herr Morrel," ſagte Dantes, ſich ihm nähernd, „nun, da das Schiff geankert hat, ſtehe ich ganz zu Befehl. Sie haben mich, glaube ich, gerufen?"

Danglars machte einen Schritt rückwärts.

„Ich wollte Sie fragen, warum Sie an der Inſel Elba angehalten haben."

„Ich weiß es nicht, mein Herr: es geſchah, um einen letzten Befehl des Kapitän Leclère zu vollziehen, der mir ſterbend ein Paquet für den Großmarſchall Bertrand übergab."

„Sie haben ihn alſo geſehen, Edmond?“

„Wen?“

„Den Großmarſchall.“

„Ja.“

Morrel ſchaute um ſich her und zog Dantes bei Seite.

„Und wie geht es dem Kaiſer?“ fragte er lebhaft.

„Gut, ſo viel ich mit meinen eigenen Augen beurtheilen konnte.“

„Sie haben den Kaiſer alſo auch geſehen?“

„Er kam zu dem Marſchall, während ich bei ihm war.“

„Und Sie haben mit ihm geſprochen?“

„Das heißt, er hat mit mir geſprochen,“ antwortete Dantes lächelnd.

„Und was ſagte er zu Ihnen?“

„Er ſtellte Fragen an mich über das Schiff, über die Zeit ſeiner Abfahrt nach Marſeille, über den Weg, den es genommen hatte, und über die Ladung, die es führte. Ich glaube, wenn es leer und ich der Herr deſſelben geweſen wäre, ſo hätte er es zu kaufen beabſichtigt. Aber ich ſagte ihm, ich wäre nur einfacher Second, und das Schiff gehörte dem Hauſe Morrel und Sohn. „„Ah! ah!““ erwiederte er, „„ich kenne das Haus Die Morrel ſind Rheder von dem Vater auf den Sohn, und es gab einen Morrel, der in demſelben Regimente mit mir diente, als ich in Valence in Garniſon lag.““

„Das iſt bei Gott wahr!“ rief der Rheder ganz freudig, „es war Policar Morrel, mein Oheim, der ſpäter Kapitän geworden iſt. Dantes, Sie werden meinem Oheim ſagen, daß der Kaiſer ſich ſeiner erinnert hat, und der alte Murrkopf wird weinen. Gut, gut,“ fuhr der Rheder, dem jungen Menſchen vertraulich auf die Schulter klopfend, fort, „Sie haben wohl daran gethan, Dantes, den Auftrag des Kapitän Leclère zu erfüllen und an der Inſel Elba anzuhalten. Doch

wenn man wüßte, daß Sie dem Marſchall ein Paquet übergeben und mit dem Kaiſer geſprochen haben, ... es könnte Sie gefährden."

„In welcher Hinſicht ſollte mich dies gefährden?" entgegnete Dantes. „Ich weiß nicht einmal, was ich überbrachte, und der Kaiſer richtete nur Fragen an mich, die er an den Erſten den Beſten gemacht haben würde. Doch um Vergebung, hier ſind die Sanität und die Douane. Sie erlauben, . . nicht wahr?"

„Immerhin, immerhin, mein lieber Dantes."

Der junge Mann entfernte ſich, und je mehr er ſich entfernte, deſto näher kam Danglars.

„Nun," fragte er, „er ſcheint Ihnen gute Gründe dafür angegeben zu haben, daß er in Porto Ferrajo ankerte?"

„Vortreffliche, mein lieber Herr Danglars."

„Ah, deſto beſſer," verſetzte dieſer, „denn es iſt immer peinlich, einen Kameraden zu ſehen, der ſeine Pflicht nicht thut."

„Dantes hat die ſeinige gethan," antwortete der Rheder, „und es läßt ſich nichts dagegen einwenden. Es war der Kapitän Leclère, der ihm den Befehl ertheilte, anzuhalten."

„Ah! was den Kapitän Leclère betrifft, . . hat er Ihnen nicht einen Brief von ihm zugeſtellt?"

„Wer?"

„Dantes"

„Mir? Nein! Hatte er denn einen?"

„Ich glaubte, der Kapitän Leclère hätte ihm außer dem Paquet auch einen Brief anvertraut."

„Von welchem Paquet ſprechen Sie, Danglars?"

„Von dem, welches Dantes in Porto Ferrajo abzugeben hat."

„Woher wiſſen Sie, daß er ein Paquet in Porto Ferrajo abzugeben hatte?"

Danglars erröthete.

„Ich ging an der Thüre des Kapitäns vorüber,

welche halb geöffnet war, und ſah, wie er den Brief und das Paquet Dantes zuſtellte.“

„Er hat mir nichts davon geſagt,“ entgegnete der Rheder; „aber was den Brief betrifft, ſo wird er ihn mir wohl übergeben.“

Danglars überlegte einen Augenblick und erwiederte:

„Dann bitte ich Sie, Herr Morrel, nicht mit Dantes davon zu ſprechen; ich werde mich getäuſcht haben.“

In dieſem Augenblick kehrte der junge Mann zurück. Danglars entfernte ſich.

„Nun, mein lieber Dantes, ſind Sie frei?“ fragte der Rheder.

„Ja, mein Herr.“

„Die Sache hat nicht lange gedauert“

„Nein, ich habe den Douaniers die Liſte von unſern Waaren gegeben, und die Conſigne hatte mit dem Lootſen einen Menſchen geſchickt, dem ich unſere Papiere übergab.“

„Sie haben alſo nichts mehr hier zu thun?“

Dantes warf einen raſchen Blick um ſich her.

„Nein, Alles iſt in Ordnung“

„Sie können mit mir zu Mittag ſpeiſen?“

„Ich bitte, entſchuldigen Sie mich, Herr Morrel; mein erſter Beſuch gehört meinem Vater. Doch ich bin darum nicht minder dankbar für die Ehre, die Sie mir erzeigen.“

„Das iſt richtig, Dantes, ganz richtig. Ich weiß, daß Sie ein guter Sohn ſind.“

„Und befindet ſich mein Vater wohl, ſo viel Ihnen bekannt iſt?“ fragte Dantes mit einem gewiſſen Zögern.

„Ich glaube, mein lieber Edmond, obgleich ich ihn nicht geſehen habe.“

„Ja, er hält ſich in ſeinem kleinen Zimmer eingeſchloſſen.“

„Das beweiſt wenigſtens, daß es ihm in Ihrer Abweſenheit an nichts gefehlt hat.“

Dantes lächelte.

„Mein Vater iſt ſtolz, mein Herr, und wenn es ihm an Allem gefehlt hätte, ſo zweifle ich, ob er von irgend Jemand auf der Welt, mit Ausnahme von Gott, etwas gefordert haben würde.“

„Nun wohl, nach dieſem erſten Beſuche zählen wir auf Sie.“

„Entſchuldigen Sie abermals, nach dieſem erſten Beſuche habe ich einen zweiten zu machen, der mir nicht minder am Herzen liegt.“

„Ah! das iſt wahr, Dantes, ich vergaß, daß es unter den Catalonierrn Jemand gibt, der mit nicht geringer Ungeduld auf Sie warten muß, als Ihr Vater. Es iſt die ſchöne Mercedes.“

Dantes erröthete.

„Ah, ah,“ ſprach der Rheder, „ich wundere mich gar nicht mehr, daß ſie dreimal zu mir gekommen iſt und mich um Nachricht über den Pharaon gebeten hat. Edmond, Sie ſind nicht zu beklagen, Sie haben eine hübſche Geliebte.“

„Es iſt nicht meine Geliebte,“ erwiederte der junge Seemann mit ernſtem Tone, „es iſt meine Braut.“

„Dies iſt zuweilen ganz daſſelbe,“ verſetzte der Rheder lachend.

„Nicht für uns, mein Herr,“ antwortete Dantes.

„Gut, gut, mein lieber Edmond,“ fuhr der Rheder fort, „ich will Sie nicht aufhalten. Sie haben meine Angelegenheiten ſo betrieben, daß ich Ihnen jede Muße gönne, um die Ihrigen abzumachen. Brauchen Sie Geld?“

„Nein, mein Herr, ich habe meinen ganzen Reiſegehalt, das heißt, beinahe drei Monate Sold.“

„Sie ſind ein geordneter junger Mann, Edmond.“

„Fügen Sie bei, daß ich einen armen Vater habe.“

„Ja, ja, ich weiß, Sie ſind ein guter Sohn. Gehen Sie alſo zu Ihrem Vater: ich habe auch einen Sohn, und ich wäre demjenigen ſehr gram, welcher ihn nach einer Reiſe von drei Monaten fern von mir halten würde.“

„Sie erlauben alſo?“ ſprach der junge Mann ſich verbeugend.

„Ja, wenn Sie mir nichts mehr zu ſagen haben.“

„Nein.“

„Hat Ihnen nicht der Kapitän Leclère ſterbend einen Brief für mich gegeben?“

„Es war ihm unmöglich, zu ſchreiben, mein Herr; doch dies erinnert mich, daß ich mir auf einige Tage Urlaub von Ihnen zu erbitten habe.“

„Um zu heirathen?“

„Einmal, und dann um nach Paris zu reiſen.“

„Gut, gut, Sie nehmen ſich ſo viel Zeit, als Sie wollen, Dantes. Zum Löſchen des Schiffes bedarf man wohl ſechs Wochen und vor drei Monaten geben wir nicht wieder in See. Sie müſſen alſo erſt in drei Monaten hier ſein. Der Pharaon,“ fuhr der Rheder, den jungen Menſchen auf die Schulter klopfend, fort, „könnte nicht ohne ſeinen Kapitän abgehen.“

„Ohne ſeinen Kapitän?“ rief Dantes mit funkelnden Augen, „geben Sie wohl auf das Acht, was Sie mir ſagen, denn Sie entſprechen den geheimſten Hoffnungen meines Herzens. Es wäre alſo Ihre Abſicht, mich zum Kapitän des Pharaon zu ernennen?“

„Wenn ich allein wäre, würde ich Ihnen die Hand reichen, mein lieber Dantes, und ſagen: Es iſt abgemacht! Aber ich habe einen Aſſocié, und Sie kennen das italieniſche Sprüchwort: Che a compagno a padrone. Doch die Hälfte des Geſchäftes iſt wenigſtens abgeſchloſſen, denn von zwei Stimmen haben Sie bereits eine. Ueberlaſſen Sie es mir, Ihnen die andere zu verſchaffen, und ich werde mein Möglichſtes thun!“

„O Herr Morrel!“ rief der junge Seemann und ergriff, Thränen in den Augen, die Hände des Rheders, „Herr Morrel, ich danke Ihnen im Namen meines Vaters, im Namen von Mercedes.“

„Es iſt gut, es iſt gut, Edmond, es gibt einen Gott im Himmel für die braven Leute! Beſuchen Sie

Ihren Vater, beſuchen Sie Mercedes und kommen Sie dann zu mir zurück."

„Soll ich Sie nicht an das Land führen?"

„Nein, ich danke, ich bleibe hier, um meine Rechnung mit Danglars zu ordnen. Sind Sie während der Reiſe mit ihm zufrieden geweſen?"

„Das kommt auf den Sinn an, in welchem Sie dieſe Frage an mich richten, mein Herr. In Beziehung auf den guten Kameraden, nein, denn ich glaube, er liebt mich nicht mehr ſeit dem Tage, wo ich in Folge eines kleinen Streites, den wir mit einander hatten, die Dummheit beging, ihm vorzuſchlagen, zehn Minuten an der Inſel Monte Chriſto anzuhalten, um den Streit auszumachen; ein Vorſchlag, den ich zu thun Unrecht hatte, und den er mit Recht zurückwies. Richten Sie dieſe Frage in Beziehung auf den Rechnungsführer an mich, ſo glaube ich, daß nichts zu ſagen iſt, und daß Sie mit der Art und Weiſe, wie er ſein Geſchäft betrieben hat, zufrieden ſein werden."

„Doch laſſen Sie hören," ſagte der Rheder, „wenn Sie Kapitän des Pharaon wären, würden Sie Danglars mit Vergnügen behalten?"

„Kapitän oder Second," antwortete Dantes, „ich werde ſtets die größte Achtung vor denjenigen haben, welche das Vertrauen meiner Rheder beſitzen."

„Schön, ſchön, Dantes, ich ſehe, daß Sie in jeder Beziehung ein braver Junge ſind; ich will Sie nicht länger aufhalten, denn Sie ſtehen gewiß auf glühenden Kohlen."

„Ich habe alſo meinen Urlaub?" fragte Dantes.

„Gehen Sie, ſage ich Ihnen."

„Erlauben Sie mir, daß ich Ihren Kahn nehme?"

„Nehmen Sie ihn immerhin."

„Auf Wiederſehen, Herr Morrel, und tauſend Dank."

„Auf Wiederſehen, mein lieber Edmond, und viel Glück."

Der junge Seemann ſprang in den Kahn, ſetzte ſich in das Hintertheil und gab Befehl, an der Cannebière zu landen.

Zwei Matroſen beugten ſich ſogleich über die Ruder, und der Nachen glitt hin, ſo raſch als es nur möglich iſt, dies mitten unter den tauſend Barken zu thun, welche den ſchmalen Weg verſperren, der zwiſchen zwei Reihen von Schiffen durch von dem Eingang des Hafens nach dem Quai d'Orleans führt.

Der Rheder folgte ihm lächelnd mit den Augen bis zum Quai, ſah ihn auf die Platten deſſelben ſpringen und ſich unter der buntſcheckigen Menge verlieren, welche von neun Uhr Morgens bis neun Uhr Abends die berühmte Rue de la Cannebière durchſtrömt, auf welche die neuen Phocäer ſo ſtolz ſind, daß ſie mit dem größten Ernſte der Welt und mit dem Tone, der ihren Worten ſo viel Charakter verleiht, ſagen: „Wenn Paris die Cannebière hätte, ſo wäre Paris ein kleines Marſeille.“

Sich umwendend, erblickte der Rheder Danglars hinter ſich, welcher dem Anſcheine nach ſeine Befehle zu erwarten ſchien, in Wirklichkeit aber, wie er, dem jungen Seemann mit dem Blicke folgte. Nur war ein großer Unterſchied in dem Ausdruck dieſes doppelten Blickes, der demſelben Menſchen folgte.

Zweites Kapitel.

Der Vater und der Sohn.

Laſſen wir es Danglars, von dem Geiſte des Haſſes getrieben, verſuchen, eine boshafte Muth-

maßung gegen ſeinen Kameraden dem Rheder in das Ohr zu flüſtern, und folgen wir Dantes, der, nachdem er die Cannebière in ihrer ganzen Länge durchlaufen hat, den Weg in die Rue de Noilles einſchlägt, in ein kleines, auf der rechten Seite der Allée de Meillan gelegenes Haus tritt, raſch die vier Stockwerke einer dunkeln Treppe hinaufſteigt und, ſich mit der einen Hand am Geländer haltend, mit der andern die Schläge ſeines Herzens zurückdrängend, vor einer halb geöffneten Thüre, welche bis in den Hintergrund eines Zimmers ſehen läßt, ſtehen bleibt.

Dieſes Zimmer war das von dem Vater von Dantes bewohnte.

Die Nachricht von der Ankunft des Pharaon war noch nicht bis zu dem Greiſe gedrungen, der, auf einem Stuhle ſitzend, mit zitternder Hand einige Kapuziner, vermiſcht mit Rebwinden, die ſich am Gitter ſeines Fenſters hinaufrankten, durch Stäbe zuſammenzuhalten ſuchte. Plötzlich fühlte er ſich von Armen umfaßt, und eine wohl bekannte Stimme rief hinter ihm:

„Mein Vater, mein guter Vater!“

Der Greis ſtieß einen Schrei aus und wandte ſich um; dann ſeinen Sohn erblickend, warf er ſich bebend und bleich in ſeine Arme:

„Was haſt Du denn, Vater?“ rief der junge Mann unruhig, „ſollteſt Du krank ſein?“

„Nein, nein, mein lieber Edmond, mein Sohn, mein Kind, nein, ich erwartete Dich nicht, und die Freude, die Erſchütterung bei Deinem unvorhergeſehenen Anblick .... ach! mein Gott, ich glaube, ich ſterbe.“

„Beruhige Dich doch, mein Vater, ich bin es, ich! Man ſagt, die Freude könne nicht ſchaden, und darum bin ich hier ohne Vorbereitung eingetreten. Sieh mich an, lächle mir zu, ſtatt mich, wie Du es thuſt, mit irren Augen anzuſchauen. Ich komme zurück, und wir werden glücklich ſein.“

„Ah, deſto beſſer, mein Junge,“ verſetzte der Greis; „aber wie werden wir glücklich ſein? Du verläßt mich alſo nicht mehr? Erzähle mir von Deinem Glücke.“

„Der Herr verzeihe mir,“ erwiederte der junge Mann, „daß ich mich über ein mit der Trauer einer Familie gemachtes Glück freue. Aber Gott weiß, daß ich dieſes Glück nicht gewünſcht hätte; es kommt, und ich beſitze nicht die Kraft, mich darüber zu bekümmern. Der brave Kapitän Leclère iſt geſtorben, mein Vater, und durch die Protection von Herrn Morrel bekomme ich wahrſcheinlich ſeinen Platz. Begreifſt Du, mein Vater, Kapitän mit zwanzig Jahren! . . . mit hundert Louisd'or Gehalt und einem Antheil am Nutzen! Iſt das nicht mehr, als ein armer Matroſe wie ich hoffen durfte?“

„Ja, mein Sohn, ja,“ ſprach der Greis, „das iſt ein großes Glück.“

„Von dem erſten Gelde, das ich gewinne, ſollſt Du auch ein Häuschen mit einem Garten bekommen, um Deine Rebwinden, Deine Kapuziner und Deine Geisblätter zu pflanzen. Aber was haſt Du denn, Vater? Man ſollte glauben, Du wäreſt unwohl?“

„Geduld, Geduld, es wird nichts ſein.“

Und es ſchwanden dem Greiſe die Kräfte und er ſank rückwärts.

„Raſch, raſch,“ ſagte der junge Mann, „ein Glas Wein wird Dich wiederbeleben; wo verwahrſt Du Deinen Wein?“

„Nein, ich danke, ich brauche nichts,“ ſagte der Greis und wollte ſeinen Sohn zurückhalten.

„Doch, doch, Vater, nenne mir den Ort.“

Und er öffnete zwei oder drei Schränke.

„Vergeblich,“ ſprach der Greis, „es iſt kein Wein mehr hier.“

„Wie, kein Wein mehr hier!“ rief ebenfalls erbleichend Dantes, indeß er abwechſelnd die hohlen Wangen des Greiſes und die leeren Schränke anſ ute. „Wie

kein Wein mehr hier? sollte es Dir an Geld gefehlt haben?"

„Es fehlt mir an nichts, da Du jetzt hier bist," versetzte der Greis.

„Ich habe Dir jedoch bei meiner Abreise vor drei Monaten zwei hundert Franken zurückgelassen," stammelte Dantes, sich den Schweiß abtrocknend, der von seiner Stirne lief.

„Ja, ja Edmond, das ist wahr; aber Du hattest bei Deinem Abgang eine kleine Schuld bei dem Nachbar Caderousse vergessen; er erinnerte mich daran und sagte, wenn ich nicht für Dich bezahlte, so würde er sich von Herrn Morrel bezahlen lassen; Du begreifst, aus Furcht, es könnte Dir schaden . . ."

„Nun?"

„Bezahlte ich."

„Aber ich war Caderousse hundert und vierzig Franken schuldig!" rief Dantes.

„Ja," stammelte der Greis.

„Und Du hast sie ihm von den zwei hundert Franken gegeben, die ich Dir zurückließ?"

Der Greis machte ein Zeichen mit dem Kopfe.

„Du lebtest also drei Monate lang mit sechzig Franken!" murmelte der junge Mann.

„Du weißt, wie wenig ich bedarf," sagte der Greis.

„Oh! mein Gott, mein Gott! vergieb mir," rief Edmond und warf sich vor dem alten Mann auf die Kniee.

„Was machst Du denn?"

„Ach! Du hast mir das Herz zerrissen."

„Bah! Du bist hier," erwiederte lächelnd der Greis, „und nun ist Alles vergessen, denn Alles ist gut."

„Ja, ich bin hier," versetzte der junge Mann, „ich bin hier mit einer schönen Zukunft und mit einigem Geld; hier, Vater, nimm, nimm, und lasse sogleich etwas holen."

Und er leerte auf den Tiſch ſeine Taſchen aus, welche ein Dutzend Geldſtücke, fünf bis ſechs Fünffrankenthaler und etwas Münze enthielten.

Das Antlitz des Greiſes erheiterte ſich.

„Wem dies?“ fragte er.

„Mein . . . Dein, uns! Nimm, kaufe Mundvorräthe; ſei glücklich, morgen gibt es andere.“

„Sachte, ſachte,“ ſprach der Greis lächelnd, „mit Deiner Erlaubniß werde ich Deine Börſe nur beſcheiden benützen; wenn man mich zu viele Dinge auf ein Mal kaufen ſehen würde, könnte man glauben, ich wäre genöthigt geweſen, zu dieſem Behuf Deine Ankunft abzuwarten.“

„Mache es wie Du willſt; aber vor Allem nimm eine Magd an. Du ſollſt nicht länger allein bleiben. Ich habe geſchmuggelten Kaffee und vortrefflichen Tabak in einem Kiſtchen im Raume; morgen erhältſt Du Beides; doch ſtille, hier kommt Jemand.“

„Es iſt Caderouſſe, der Deine Ankunft erfahren haben wird und Dir zu Deiner Rückkehr Glück wünſchen will.“

„Gut, abermals Lippen, welche etwas ſagen, während das Herz ganz Anderes denkt!“ murmelte Edmond. „Doch gleichviel, es iſt ein Nachbar, der uns einſt Dienſte geleiſtet hat, darum mag er willkommen ſein.“

In dem Augenblick, wo Edmond ſeinen Satz mit leiſer Stimme vollendete, ſah man wirklich den ſchwarzen bärtigen Kopf von Caderouſſe durch die Thüre des Vorplatzes erſcheinen; es war ein Mann von fünf und zwanzig bis ſechs und zwanzig Jahren: er hielt in der Hand ein Stück Tuch, das er, ſeinem Stande nach ein Schneider, in einen Umſchlag zu verwandeln ſich anſchickte.

„Ah! Du biſt endlich zurückgekehrt, Edmond?“ ſagte er mit einem ſehr ſcharfen Marſeiller Accente und mit einem breiten Lächeln, das ſeine elfenbeinweißen Zähne entblößte.

„Wie Sie ſehen, Meiſter Caderouſſe, und bereit, angenehm zu ſein, in welcher Beziehung Sie auch a mögen," antwortete Dantes, ſeine Kälte nur unter dieſem Anerbieten verbergend.

„Ich danke, ich danke, zum Glücke bedarf ich nichts, und es gibt ſogar zuweilen Andere, welche meiner bedürfen."

Dantes machte eine Bewegung.

„Ich ſage das nicht Deinetwegen, mein Junge. Ich habe Dir Geld geliehen; Du haſt mich bezahlt; das geſchieht unter guten Nachbarn, und wir ſind quitt."

„Wir ſind nie quitt gegen Diejenigen, welche uns Dienſte geleiſtet haben," antwortete Dantes, „denn wenn man ihnen nicht mehr Geld ſchuldig iſt, ſo iſt man ihnen doch Dankbarkeit ſchuldig."

„Wozu hievon ſprechen? Was geſchehen iſt, iſt geſchehen. Sprechen wir von Deiner glücklichen Rückkehr, mein Junge. Ich war ſo an den Hafen hinaus gegangen, um kaſtanienbraunes Tuch zu kaufen, als ich dem Freunde Danglars begegnete."

„„Du, in Marſeille?""

„„Ja wohl, wie Du ſiehſt,"" antwortete er mir.

„„Ich glaubte, Du wäreſt in Smyrna.""

„„Ich könnte dort ſein, denn ich komme von dieſer Stadt zurück.""

„„Und Edmond, wo iſt der Kleine?""

„„Bei ſeinem Vater ohne Zweifel,"" antwortete mir Danglars; „und dann eilte ich hierher," fuhr Caderouſſe fort, „um das Vergnügen zu haben, einem Freunde die Hand zu drücken."

„Dieſer gute Caderouſſe," ſprach der Greis, „er liebt uns ſo ſehr."

„Gewiß liebe ich Euch, und ich ſchätze Euch auch in Betracht, daß die ehrlichen Leute ſo ſelten ſind! Aber es ſcheint, Du kehrſt reich zurück, mein Junge?" rief der Schneider, einen ſchiefen Blick auf die Han'

ll Gold und Silber werfend, welche Dantes auf den
iſch gelegt hatte.

Der junge Mann bemerkte den Blitz der Gierde, der
is den ſchwarzen Augen ſeines Nachbars leuchtete.

„Ei, mein Gott," erwiederte er mit gleichgültigem
one, „dieſes Geld gehört nicht mir. Ich gab dem Va-
r meine Befürchtung kund, es möchte ihm in meiner
bweſenheit an etwas mangeln, und um mich zu beruhi-
n, leerte er ſeine Börſe auf den Tiſch. Stecke dieſes
eld wieder in Deine Sparbüchſe," fuhr Dantes fort,
alls nicht der Nachbar Caderouſſe ebenfalls Geld bedarf,
aſt ſtünde es ihm zu Dienſten."

„Nein, mein Junge," ſagte Caderouſſe, „ich
:auche nichts, und Gott ſei Dank, das Handwerk
ihrt ſeinen Mann. Behalte Dein Geld, behalte es:
an hat nie genug. Deſſen ungeachtet aber bin ich
ir ſo dankbar für Dein Anerbieten, als ob ich es be-
itzte."

„Es kam von gutem Herzen," verſetzte Dantes.

„Ich zweifle nicht daran." Nun, Du ſtehſt alſo auf
is Beſte mit Herrn Morrel, Du Schlaukopf?"

„Herr Morrel hat ſtets viel Güte für mich gehabt,"
itwortete Dantes.

„Dann hatteſt Du Unrecht, ſein Mittagsbrod auszu-
hlagen."

„Wie, ſein Mittagsbrod ausſchlagen," verſetzte der
lte, „er hatte Dich alſo zum Mittagsbrod eingeladen?"

„Ja, mein Vater," erwiederte Edmond, über das Er-
auen lächelnd, das bei ſeinem Vater das Uebermaß von
hre veranlaßte, deſſen Gegenſtand er war.

„Und warum haſt Du es ausgeſchlagen, mein Sohn?"
agte der Greis.

„Um früher zu Dir zurückzukommen, mein Vater,"
ntwortete der junge Mann; „denn es drängte mich, Dich
i ſehen."

„Das wird den guten Herrn Morrel verdroſſen
aben," verſetzte Caderouſſe, und wenn man Kapitän

zu werden beabſichtigt, ſo hat man Unrecht, ſeinen Rheder zu ärgern.“

„Ich habe ihm die Urſache meiner Weigerung erklärt,“ ſprach Dantes, „und er begriff hoffentlich.“

„Ah! um Kapitän zu werden, muß man ſeinem Patron ein wenig ſchmeicheln.“

„Ich hoffe ohne Dieſes Kapitän zu werden,“ antwortete Dantes.

„Deſto beſſer, beſte beſſer! Das wird allen alten Freunden Freude machen, und ich kenne Jemand da unten hinter der Citadelle Saint-Nicolas, der nicht ärgerlich darüber ſein wird.“

„Mercedes?“ ſprach der Greis.

„Ja, mein Vater,“ verſetzte Dantes, „und jetzt, da ich Dich geſehen habe, da ich weiß, daß Du Dich wohl befindeſt und Alles haſt, was Du brauchſt, bitte ich Dich um Erlaubniß, bei den Catalonieern Beſuch zu machen.“

„Geh', mein Kind, gehe,“ ſprach der alte Dantes, „und Gott ſegne Deine Frau, wie er mich in meinem Sohne geſegnet hat.“

„Seine Frau!“ rief Caderouſſe, „wie Ihr raſch zu Werke geht, Vater Dantes. Es ſcheint mir, ſie iſt es noch nicht.“

„Nein, aber aller Wahrſcheinlichkeit nach,“ antwortete Edmond, „wird ſie es bald werden.“

„Gleichviel, gleichviel,“ ſprach Caderouſſe, „Du haſt wohl daran gethan, Dich zu beeilen, mein Sohn.“

„Warum dies?“

„Weil die Mercedes ein hübſches Mädchen iſt, und es den hübſchen Mädchen nicht an Liebhabern fehlt. Ihr beſonders laufen ſie zu Dutzenden nach.“

„Wirklich?“ ſprach Edmond mit einem Lächeln, unter welchem eine leichte Schattirung von Unruhe hervortrat.

„O ja,“ antwortete Caderouſſe, und „ſogar ſchöne Partien; aber Du begreifſt, Du ſollſt Kapitän wer-

den, und man wird ſich wohl hüten, Deine Hand auszuſchlagen.“

„Was ſo viel ſagen will,“ verſetzte Dantes mit einem Lächeln, das ſeine Unruhe nur ſchlecht verbarg, „wenn ich Kapitän wäre . . .“

„Eh, eh!“ rief Caderouſſe.

„Stille,“ ſprach der junge Mann, „ich habe eine beſſere Meinung als Ihr von den Frauen im Allgemeinen, und von Mercedes insbeſondere, und ich bin überzeugt, daß ſie mir, mag ich Kapitän ſein oder nicht, treu bleiben wird.“

„Deſto beſſer, deſto beſſer!“ verſetzte Caderouſſe, „wenn man ſich verheirathen will, iſt es immer ein gutes Ding um den Glauben. Doch was liegt daran, folge mir, mein Junge, verliere keine Zeit, melde ihr Deine Ankunft und theile ihr Deine Hoffnungen mit.“

„Ich gehe,“ ſprach Edmond.

Und er umarmte ſeinen Vater, grüßte Caderouſſe mit einem Zeichen des Kopfes und entfernte ſich.

Caderouſſe blieb noch einen Augenblick, nahm dann von dem alten Dantes Abſchied, ging ebenfalls die Treppe hinab und ſuchte Danglars wieder auf, der ihn an der Ecke der Rue Senac erwartete.

„Nun,“ ſagte Danglars, „haſt Du ihn geſehen?“

„Ich komme von ihm her,“ antwortete Caderouſſe.

„Hat er von ſeiner Hoffnung, Kapitän zu werden, mit Dir geſprochen?“

„Er ſpricht davon, als ob er es bereits wäre.“

„Geduld! Geduld!“ ſagte Danglars, „es ſcheint mir, er eilt ein wenig zu ſehr.“

„Bei Gott, es kommt mir vor, als hätte er das Verſprechen von Herrn Morrel.“

„Er iſt alſo ſehr vergnügt?“

„Das heißt: er iſt frech, denn er hat mir ſeine Dienſte angeboten, als ob er eine große Perſon wäre; er hat mir Geld zu leihen angetragen, als ob er Banquier wäre.“

„Und Du haſt es ausgeſchlagen?“

„Ganz und gar, obwohl ich es hätte annehmen können, in Betracht, daß ich es bin, der ihm die erſten weißen Stücke, die er beſaß, in die Hand gegeben. Aber nun wird Herr Dantes Niemand mehr nöthig haben, denn er ſoll Kapitän werden.“

„Bah!“ ſagte Danglars, „er iſt es noch nicht.“

„Meiner Treue, es wäre gut, wenn er es nicht würde,“ ſprach Caderouſſe, „denn ſonſt könnte man nicht mehr mit ihm reden.“

„Wenn wir nur wollen,“ verſetzte Danglars, „wird er das bleiben, was er iſt, und vielleicht noch weniger werden.“

„Was ſagſt Du?“

„Nichts, ich ſpreche mit mir ſelbſt. Und er iſt immer noch in die Catalonierin verliebt?“

„Wie verrückt: ſo eben iſt er zu ihr gegangen. Doch wenn ich mich nicht ſehr täuſche, wird er Unannehmlichkeiten von dieſer Seite haben.“

„Erkläre Dich.“

„Wozu?“

„Es iſt wichtiger, als Du glaubſt: Du liebſt Dantes nicht, wie?“

„Ich liebe die Anmaßenden nie.“

„Nun, ſo ſage mir, was Du in Beziehung auf die Catalonierin weißt.“

„Ich weiß nichts Beſtimmtes; nur habe ich Dinge geſehen, welche mich glauben machen, wie ich Dir ſagte, daß der zukünftige Kapitän Unannehmlichkeiten in der Gegend des Weges der Vieilles-Infirmeries haben wird.“

„Was haſt Du geſehen? Sprich!“

„Nun, ich habe geſehen, daß Mercedes, ſo oft ſie in die Stadt kommt, von einem großen Catalonier mit ſchwarzem Auge und rother Haut, einem glühenden Burſchen, den ſie mein Vetter nennt, begleitet wird.“

„Ah, wirklich! Und glaubſt Du, dieſer Vetter m
r den Hof?“

„Ich denke wohl. Was Teufels kann ein groß
urſche von ein und zwanzig Jahren mit einem hübſchen
ädchen von ſiebzehn machen!“

„Und Du ſagſt, Dantes ſei zu den Cataloniern ge
ngen?“

„Er hat ſich vor mir entfernt.“

„Wenn wir in derſelben Richtung gingen, ſo könnten
ir bei der Reſerve anhalten und bei einem Glaſe La-
algue-Wein auf Nachrichten warten.“

„Und wer wird ſie uns geben?“

„Wir ſind auf dem Wege und werden wohl Dantes
dem Geſichte anſehen, was vorgefallen iſt.“

„Vorwärts,“ ſprach Caderouſſe, „aber Du bezahlſt?“

„Ganz gewiß,“ antwortete Danglars.

Und Beide begaben ſich mit raſchen Schritten nach
m bezeichneten Orte. Hier angelangt, ließen ſie ſich
ne Flaſche und zwei Gläſer bringen.

Der Vater Pamphile hatte Dantes vor kaum zehn
inuten vorübergehen ſehen.

Gewiß, daß Dantes bei den Cataloniern war, ſetzten
ſich unter das friſche Laubwerk von Platanen und
ykomoren, in deren Zweigen eine luſtige Bande von
ögeln einen der erſten ſchönen Frühlingstage beſang.

Drittes Kapitel.

Die Catalonier.

Hundert Schritte von dem Orte, wo
Freunde, die Blicke nach dem Horizont gerichtet,
auf der Lauer, den ſprudelnden Lamalgue-Wein
erhob ſich hinter einem nackten, von der Sonne
Miſtral zerfreſſenen Hügel das kleine Dorf der Ca

Eines Tags brach eine geheimnißvolle Colo
Spanien auf und landete an der Erdzunge, wo
noch heutigen Tages befindet. Man wußte nicht
ſie kam, und ſie ſprach eine unbekannte Sprache.
von den Führern, der das Provençaliſche verſta
die Gemeinde Marſeille, ihnen dieſes nackte, unf
Vorgebirge zu geben, auf das ſie, wie die Matr
Alterthums, ihre Schiffe gezogen hatten. Die Bit
bewilligt, und drei Monate nachher erhob ſich
bis fünfzehn Fahrzeuge, welche dieſe Zigeuner de
mitgebracht hatten, ein kleines Dorf.

Dieſes Dorf, auf eine bizarre und maleriſd
halb im mauriſchen, halb im ſpaniſchen Style g
dasjenige, welches man noch heutzutage von
kömmlingen dieſer Menſchen bewohnt ſieht, die
Sprache ihrer Väter beibehalten haben. Seit
vier Jahrhunderten ſind ſie dem kleinen Vorgeb
geblieben, auf das ſie eingefallen waren, wie ein
von Seevögeln, ohne ſich in irgend einer Bezie
der Bevölkerung von Marſeille zu vermiſchen,
heiratheten unter ſich und behielten die Sitten
Tracht ihres Mutterlandes bei, wie ſie die Spr
behalten hatten.

Die Leſer müſſen uns durch die einzige

eſes Dörfchens folgen und mit uns in eines von
äuſern eintreten, denen die Sonne außen die ſchön
aungelbe, den Denkmälern des Landes eigenthümliche,
irbung, und eine Lage von Steinmörtel innen die weiße
inte gegeben hat, welche die einzige Ausſchmückung der
aniſchen Poſadas bildet.

Ein junges Mädchen mit rabenſchwarzen Haaren
ıd Augen ſammetartig, wie die der Gazelle, ſtand an
ıe Wand gelehnt und zerknitterte mit ihren zart zuge-
itzten Fingern ein unſchuldiges Heidekraut, von dem ſie
ı Blumen abriß und deſſen Stücke ſie auf dem Boden
nherſtreute. Ihre bis an den Ellbogen entblößten Arme,
elche zwar gebräunt waren, aber nach denen der Venus
ın Arles geformt zu ſein ſchienen, bebten von einer ge-
iſſen fieberhaften Ungeduld, und ſie ſchlug mit ihrem
ſchmeidigen, ſchön gebogenen Fuße auf die Erde, ſo daß
an halb die reine, ſtolze kühne Form ihres in einen
umwollenen Strumpf mit grau und rothen Zwickeln
ngeſchloſſenen Beines ſah.

Drei Schritte von ihr, auf einem Stuhle ſitzend, den
hin und her wiegte, den Ellbogen auf einen wurm-
chigen Schrank geſtützt, betrachtete ſie ein großer Burſche
ın zwanzig bis einundzwanzig Jahren mit einer Miene,
der ſich Unruhe und Trotz bekämpften. Seine Augen
agten, aber der feſte, entſchiedene Blick des jungen Mäd-
ens beherrſchte den Jüngling.

„Laßt hören, Mercedes,“ ſagte der junge Mann,
Oſtern kommt wieder, es iſt die Zeit, Hochzeit zu ma-
en, antwortet mir?“

„Ich habe Euch hundert Mal geantwortet, Fernand,
ıb Ihr müßt in der That Euer eigener Feind ſein, daß
hr mich noch ein Mal befragt!“

„Nun, wiederholt es, ich bitte Euch, wiederholt es
ch ein Mal, daß ich es endlich glauben kann. Sagt
ir zum hundertſten Male, daß Ihr eine Liebe aus-
lagt, die Euere Mutter billigte. Macht mir begreif-
h, daß Ihr mit meinem Glücke Euer Spiel treibt,

es mein Leben und mein Tod nichts für Euch ſind. Ach, mein Gott, mein Gott! zehn Jahre lang geträumt haben, Euer Gatte zu werden, und dieſe Hoffnung verlieren, welche der einzige Zweck meines Lebens war!"

„Ich bin es wenigſtens nicht geweſen, die Euch in dieſer Hoffnung ermuthigt hat, Fernand," antwortete Mercedes. „Ihr habt mir keine einzige Coquetterie in dieſer Hinſicht vorzuwerfen. Stets ſagte ich Euch: Ich liebe Euch wie meinen Bruder: fordert aber nie etwas Anderes von mir, als dieſe brüderliche Liebe; denn mein Herz gehört einem Andern. Ich habe Euch das immer geſagt, Fernand."

„Ja, ich weiß es wohl, Mercedes," antwortete der junge Mann. „Ja, Ihr habt Euch mir gegenüber das grauſame Verdienſt der Offenherzigkeit gegeben. Aber vergeßt Ihr, daß bei den Cataloniern das heilige Geſetz beſteht, ſich nur unter einander zu heirathen?"

„Ihr täuſcht Euch, Fernand, es iſt kein Geſetz, es iſt eine Gewohnheit, und nichts weiter. Führt dieſe Gewohnheit nicht zu Euren Gunſten an. Ihr ſeid der Conſcription verfallen. Die Freiheit, die man Euch läßt, iſt eine einfache Duldung. Jeden Augenblick könnt Ihr unter die Fahne gerufen werden. Seid Ihr einmal Soldat, was wird aus mir werden? aus einem armen traurigen, vermögenloſen Mädchen, das als einzige Habe nur eine baufallige Hütte beſitzt, in der ein paar abgenutzte Netze hängen, . . die elende Erbſchaft von meinem Vater meiner Mutter, von meiner Mutter mir hinterlaſſen! Seit einem Jahre, daß ſie todt iſt, lebe ich beinahe von der öffentlichen Wohlthätigkeit. Zuweilen gebt Ihr Euch den Anſchein, als ob ich Euch nützlich wäre, um das Recht zu haben, Euren Fiſchfang mit mir zu theilen. Ich nehme es an, Fernand, weil Ihr der Sohn eines Bruders von meinem Vater ſeid, weil wir mit einander erzogen worden ſind, und mehr noch als alles Dies, weil es Euch zu viel Kummer machen würde, wenn ich es ausſchlüge; aber ich fühle

wohl, daß der Fiſch, den ich verwerthe, und wovon ich das Geld beziehe, mit dem ich den Hanf kaufe, welchen ich ſpinne, ich fühle es wohl, Fernand, daß er ein Almoſen iſt."

„Und was liegt daran, Mercedes, wenn Ihr, arm und vereinzelt, wie Ihr ſeid, mir beſſer zuſagt, als die Tochter des ſtolzeſten Rheders und des reichſten Banquier von Marſeille! Was brauchen wir Leute? ein ehrliches Weib, eine gute Hauswirthin. Wo ſollte ich in dieſen beiden Beziehungen etwas Beſſeres finden, als Ihr ſeid?"

„Fernand," antwortete Mercedes den Kopf ſchüttelnd, „man wird eine ſchlechte Hauswirthin und kann nicht dafür ſtehen, daß man eine ehrliche Frau bleibt, wenn man einen andern Mann liebt, als ſeinen Gatten. Begnügt Euch mit meiner Freundſchaft, denn ich wiederhole Euch, das iſt Alles, was ich Euch verſprechen kann, und ich verſpreche nur das, was ich geben zu können ſicher bin."

„Ja, ich begreife," ſagte Fernand, „Ihr ertragt geduldig Eure Armuth, aber ihr habt bange vor der meinigen. Nun wohl, Mercedes, von Euch geliebt, werde ich mich aufzuſchwingen ſuchen. Ihr bringt mir Glück, und ich werde reich. Ich kann mein Fiſchergewerbe ausdehnen, ich kann als Commis in ein Comptoir eintreten, ich kann ſogar Kaufmann werden!"

„Ihr könnt von allem Dem nichts verſuchen, Fernand, Ihr ſeid Soldat, und wenn Ihr unter den Catalonieru weilt, ſo iſt dieß nur der Fall, weil gegenwärtig kein Krieg geführt wird. Bleibt alſo Fiſcher, haltet Euch fern von den Träumen, die Euch die Wirklichkeit nur noch furchtbarer erſcheinen laſſen würden, begnügt Euch mit meiner Freundſchaft, da ich Euch nichts Anderes geben kann."

„Ihr habt Recht, Mercedes, ich werde Seemann. Ich habe dann ſtatt der Tracht unſerer Väter, die Ihr verachtet, einen geſtrnißten Hut, ein geſtreiftes Hemd

und ein blaues Wamms mit Ankern auf den Knöpf
Muß man nicht so gekleidet sein, um Euch zu gefallen

„Was wollt Ihr damit sagen?“ fragte Mercedes und schleuderte ihm einen gebieterischen Blick zu. „W wollt Ihr damit sagen„ ich verstehe Euch nicht.“

„Ich will damit sagen, Mercedes, daß Ihr nur grausam und hart gegen mich seid, weil Ihr Einen wartet, der auf diese Art gekleidet ist. Aber der Ma den Ihr erwartet, ist vielleicht unbeständig, und we er es nicht ist, so ist es das Meer für ihn.“

„Fernand,“ rief Mercedes, „ich hielt Euch für g aber ich täuschte mich! Ihr habt ein schlechtes He daß Ihr mit Eurer Eifersucht den Zorn des Himm herabruft. Nun wohl, ja, ich verstelle mich nicht: erwarte und liebe denjenigen, welchen Ihr meint, wenn er nicht zurückkehrt, so werde ich, statt die Unb ständigkeit anzuklagen, die Ihr bezeichnet, behaupten, sei mich liebend gestorben.“

Der junge Catalonier machte eine Geberde d Wuth.

„Ich verstehe Euch, Fernand, Ihr werdet Euch d für rächen, daß ich Euch nicht liebe, Ihr werd Euer catalonisches Messer mit seinem Dolche kreuze Wozu soll Euch das führen? Dazu, daß Ihr me Freundschaft verliert, wenn Ihr besiegt werdet, daß I meine Freundschaft sich in Haß verwandeln seht, we Ihr Sieger seid. Glaubt mir, Streit mit einem Man suchen, ist ein schlechtes Mittel, der Frau zu gefalle die diesen Mann liebt. Nein, Fernand, Ihr werdet Eu nicht so durch Eure schlimmen Gedanken hinreißen la sen. Da Ihr mich nicht als Frau besitzen könnt, werdet Ihr Euch begnügen, mich zur Freundin und z Schwester zu haben. Und überdies,“ fügte sie mit w ruhigen, thränenfeuchten Augen bei, „wartet, Fernan Ihr habt so eben gesagt, das Meer sei treulos; und ist schon vier Monate abgereist, seit vier Monaten h ich viele Stürme gezählt.“

Fernand blieb unempfindlich. Er ſuchte nicht [illegible] hränen zu trocknen, welche über die Wangen von Mer- des herabrollten, und dennoch hätte er für jede von rer Thränen ein Glas von ſeinem Blute gegeben: aber eſe Thränen floßen nicht für ihn.

Er ſtand auf, ging in der Hütte umher, kehrte zu- ick, blieb mit düſterem Auge und geballten Fäuſten vor lercedes ſtehen und ſagte:

„Laßt hören, Mercedes, noch ein Mal, antwortet: ht Euer Entſchluß feſt?“

„Ich liebe Edmond Dantes,“ antwortete kalt das nge Mädchen, „und kein Anderer als Edmond ſoll mein atte werden.“

„Und Ihr werdet ihn immer lieben?“

„So lange ich lebe.“

Fernand ließ das Haupt ſinken wie ein entmuthig- r Menſch und ſtieß einen Seufzer aus. Dann plötzlich e Stirne wieder erhebend, die Zähne zuſammengepreßt id die Naſe weit ausgedehnt, rief er:

„Aber wenn er todt iſt?“

„Wenn er todt iſt, ſterbe ich.“

„Aber wenn er Euch vergißt?“

„Mercedes!“ rief eine freudige Stimme vor dem auſe, „Mercedes!“

„Ah!“ rief das junge Mädchen vor Entzücken erröend und vor Liebe hoch aufſpringend, „Ihr ſeht, daß mich nicht vergeſſen hat, denn er iſt da!“

Und ſie lief nach der Thüre, öffnete ſie und ſchrie: „Herein, Edmond, hier bin ich!“

Fernand wich bleich und bebend zurück, wie dies der eiſende bei dem Anblick einer Schlange thut, ſtieß an nen Stuhl und ſank auf denſelben nieder.

Edmond und Mercedes lagen einander in den Ar- en. Die glühende Sonne von Marſeille drang durch ie Oeffnung der Thüre und übergoß ſie mit einer loge von Licht. Anfangs ſahen ſie nichts von dem, as ſie umgab. Ein unermeßliches Glück trennte ſie

Ach der Welt und ſie ſprachen nur in den abgebrochenen Worten, welche die Ergüſſe einer ſo lebhaften Freude ſind, daß ſie der Ausdruck des Schmerzes zu ſein ſcheinen.

Plötzlich erblickte Edmond das düſtere Antlitz von Fernand, wie es bleich und drohend aus dem Schatten hervortrat. Durch eine Bewegung, von der er ſich vielleicht ſelbſt nicht Rechenſchaft gab, hielt der junge Catalonier die Hand an das Meſſer, das in ſeinem Gürtel ſtak.

„Ah, um Vergebung," ſagte Dantes, ebenfalls die Stirne faltend, „ich hatte nicht bemerkt, daß wir zu Drei ſind!"

Sich ſodann gegen Mercedes umwendend, fragte er: „Wer iſt dieſer Herr?"

„Dieſer Herr wird Dein beſter Freund ſein, Dantes, denn es iſt auch mein Freund, es iſt mein Vetter, es iſt mein Bruder, es iſt Fernand, der Mann, den ich nach Dir, Edmond, am meiſten in der Welt liebe. Erkennſt Du ihn nicht mehr?"

„Ah, gewiß!" ſprach Edmond, und ohne Mercedes zu verlaſſen, deren Hand er in einer von den ſeinigen hielt, reichte er mit einer herzlichen Bewegung ſeine andere Hand dem Catalonier.

Aber Fernand, weit entfernt, dieſe freundſchaftliche Geberde zu erwiedern, blieb ſtumm und unbeweglich wie eine Statue.

Da ging Edmond mit ſeinem forſchenden Blicke von der bewegten, zitternden Mercedes zu dem düſteren, drohenden Fernand über.

Dieſer einzige Blick ſagte ihm Alles.

Der Zorn ſtieg ihm zu Kopfe.

„Als ich mit ſo großer Eile zu Euch lief, Mercedes, wußte ich nicht, daß ich einen Feind hier finden würde," ſagte er.

„Einen Feind!" rief Mercedes mit einem zornigen

Blicke auf ihren Vetter; „einen Feind bei mir, ſagſt Du, Edmond! Wenn ich das glaubte, ſo nähme ich Dich am Arme, ginge nach Marſeille, und würde dieſes Haus verlaſſen, um nie mehr dahin zurückzukehren.“

Das Auge von Fernand ſchleuderte einen Blitz.

„Und wenn Dir Unglück widerführe, mein Edmond,“ fügte ſie mit einer unverſöhnlichen Kälte bei, welche Fernand bewies, daß das Mädchen in der Tiefe ſeiner finſteren Gedanken geleſen hatte, „wenn Dir Unglück widerführe, ſo fliege ich auf das Cap Morgiou und ſtürzte mich köpflings auf die Felſen hinab.“

Fernand wurde furchtbar bleich.

„Aber Du haſt Dich getäuſcht, Edmond,“ fuhr ſie fort, „Du haſt keinen Feind hier, es iſt nur Fernand, mein Bruder, hier, der Dir die Hand wie ein ergebener Freund drücken wird.“

Und bei dieſen Worten heftete Mercedes ihren gebieteriſchen Blick auf den Catalonier, der, als würde er von dieſem Blicke bezaubert, ſich langſam Edmond näherte und ihm die Hand reichte.

Sein Haß, einer ohnmächtigen, obgleich wüthenden Welle ähnlich, hatte ſich an der Herrſchaft gebrochen, welche dieſes Mädchen über ihn ausübte.

Aber kaum hatte er die Hand von Edmond berührt, als er fühlte, daß er Alles gethan, was er thun konnte, und aus dem Hauſe ſtürzte.

„Oh!“ rief er, wie ein Wahnſinniger fortrennend, und die Hände in ſeine Haare tauchend, „oh! wer wird mich von dieſem Menſchen befreien! Wehe mir! wehe mir!“

„He, Catalonier! he, Fernand! wohin läufſt Du?“ ſprach eine Stimme.

Der junge Mann blieb ſtille ſtehen, ſchaute umher und erblickte Caderouſſe, welcher mit Danglars unter einer Laube an einem Tiſche ſaß.

„He!“ ſagte Caderouſſe, „warum kommſt Du nicht?

Haſt Du ſo große Eile, daß es Dir an Zeit gebricht, Deinen Freunden einen guten Morgen zu wünſchen?"

„Beſonders wenn ſie noch eine beinahe volle Flaſche vor ſich ſtehen haben?" fügte Danglars bei.

Fernand ſchaute die zwei Männer mit einer einfältigen Miene an und antwortete nicht.

„Er ſcheint ganz verblüfft," ſagte Danglars und ſtieß dabei Caderouſſe mit dem Knie. „Sollten wir uns getäuſcht haben und Dantes gegen unſere Vorausſicht ſiegen!"

„Verdammt! man muß doch ſehen!" erwiederte Caderouſſe. Dann ſich gegen den jungen Mann umwendend, ſagte er:

„Nun, Cataloner, willſt Du Dich entſchließen?"

Fernand trocknete den Schweiß ab, der von ſeiner Stirne floß, und trat langſam unter die Laube, deren Schatten ſeinen Sinnen etwas Ruhe, deren Friſche ſeinem erſchöpften Körper etwas Wohlbehagen zu geben ſchien.

„Guten Morgen," ſagte er, „Ihr habt mich gerufen nicht wahr?"

Und er fiel mehr als er ſich ſetzte auf einen von den Stühlen, welche um den Tiſch ſtanden.

„Ich rief Dich, weil Du liefſt wie ein Narr, und weil ich befürchtete, Du könnteſt Dich in das Meer ſtürzen," erwiederte lachend Caderouſſe. „Was Teufels, wenn man Freunde hat, ſo iſt es nicht nur der Fall, um ihnen ein Glas Wein anzubieten, ſondern auch um ſie zu verhindern, drei bis vier Pinten Waſſer zu trinken!"

Fernand ſtieß einen Seufzer aus, der einem Schluchzen glich und ließ ſeinen Kopf auf ſeine zwei Fäuſte ſinken, die er kreuzweiſe auf den Tiſch gelegt hatte.

„Willſt Du, daß ich es Dir ſagen ſoll, Fernand," verſetzte Caderouſſe, das Geſpräch mit der gemeinen Plumpheit der Leute aus dem Volke anknüpfend, welche die Neugierde jede Diplomatie vergeſſen läßt; „Du ſiehſt aus, wie ein gänzlich geſchlagener Liebhaber."

Und er begleitete dieſen Spaß mit einem ſchwerfälligen Gelächter.

„Bah!“ ſagte Danglars, „ein Junge von dieſem Schnitte iſt nicht gemacht, um in der Liebe unglücklich zu ſein. Du ſcherzeſt, Caderouſſe.“

„O nein,“ erwiederte dieſer, „höre nur, wie er ſeufzt. Ruhig, Fernand,“ fügte Caderouſſe bei, „die Naſe hoch gehalten und geantwortet. Es iſt nicht liebenswürdig, Freunden nicht zu antworten, welche ſich nach unſerer Geſundheit erkundigen.“

„Meine Geſundheit iſt gut,“ antwortete Fernand, ſeine Fäuſte krampfhaft zuſammenziehend, aber ohne den Kopf zu heben.

„Oh, ſiehſt du, Danglars,“ ſagte Caderouſſe und machte dabei ſeinem Freunde aus einem Augenwinkel ein Zeichen, „das iſt die Sache: Fernand, den Du hier ſiehſt, ein guter, braver Catalonier, einer der beſten Fiſcher von Marſeille, iſt in ein ſchönes Mädchen Namens Mercedes verliebt. Doch leider ſcheint das junge Mädchen ſeinerſeits in den Second des Pharaon verliebt zu ſein. Und da der Pharaon heute in den Hafen eingelaufen iſt, ſo verſtehſt Du. . . .“

„Nein ich verſtehe nicht,“ erwiederte Danglars.

„Der arme Fernand wird ſeinen Abſchied bekommen haben,“ fuhr Caderouſſe fort.

„Wohl, und dann?“ ſprach Fernand das Haupt erhebend, und ſchaute Caderouſſe wie ein Menſch an, welcher Einen ſucht, um ſeinen Zorn auf ihn fallen zu laſſen. „Mercedes hängt von Niemand ab, nicht wahr? es ſteht ihr frei, zu lieben, wen ſie will?“

„Ah! wenn Du es ſo nimmſt,“ entgegnete Caderouſſe, „ſo iſt es etwas Anderes. Ich hielt Dich für einen Catalonier, und man hatte mir geſagt, die Catalonier wären nicht die Männer, um ſich durch einen Anderen ausſtechen zu laſſen, man fügte ſogar bei, Fernand beſonders wäre furchtbar in ſeiner Rache.“

Fernand lächelte mitleidig und erwiederte:

mein Leben und mein Tod nichts für Euch ſind. Ach, mein Gott, mein Gott! zehn Jahre lang geträumt haben, Euer Gatte zu werden, und dieſe Hoffnung verlieren, welche der einzige Zweck meines Lebens war!"

„Ich bin es wenigſtens nicht geweſen, die Euch in dieſer Hoffnung ermuthigt hat, Fernand," antwortete Mercedes. „Ihr habt mir keine einzige Coquetterie in dieſer Hinſicht vorzuwerfen. Stets ſagte ich Euch: Ich liebe Euch wie meinen Bruder: fordert aber nie etwas Anderes von mir, als dieſe brüderliche Liebe; denn mein Herz gehört einem Andern. Ich habe Euch das immer geſagt, Fernand."

„Ja, ich weiß es wohl, Mercedes," antwortete der junge Mann. „Ja, Ihr habt Euch mir gegenüber das grauſame Verdienſt der Offenherzigkeit gegeben. Aber vergeßt Ihr, daß bei den Cataloniern das heilige Geſetz beſteht, ſich nur unter einander zu heirathen?"

„Ihr täuſcht Euch, Fernand, es iſt kein Geſetz, es iſt eine Gewohnheit, und nichts weiter. Führt dieſe Gewohnheit nicht zu Euren Gunſten an. Ihr ſeid der Conſcription verfallen. Die Freiheit, die man Euch läßt, iſt eine einfache Duldung. Jeden Augenblick könnt Ihr unter die Fahne gerufen werden. Seid Ihr einmal Soldat, was wird aus mir werden? aus einem armen traurigen, vermögenloſen Mädchen, das als einzige Habe nur eine baufällige Hütte beſitzt, in der ein paar abgenutzte Netze hängen, .. die elende Erbſchaft von meinem Vater meiner Mutter, von meiner Mutter mir hinterlaſſen! Seit einem Jahre, daß ſie todt iſt, lebe ich beinahe von der öffentlichen Wohlthätigkeit. Zuweilen gebt Ihr Euch den Anſchein, als ob ich Euch nützlich wäre, um das Recht zu haben, Euren Fiſchfang mit mir zu theilen. Ich nehme es an, Fernand, weil Ihr der Sohn eines Bruders von meinem Vater ſeid, weil wir mit einander erzogen worden ſind, und mehr noch als alles Dies, weil es Euch zu viel Kummer machen würde, wenn ich es ausſchlüge; aber ich fühle

wohl, daß der Fiſch, den ich verwerthe, und wovon ich das Geld beziehe, mit dem ich den Hanf kaufe, welchen ich ſpinne, ich fühle es wohl, Fernand, daß er ein Almoſen iſt."

„Und was liegt daran, Mercedes, wenn Ihr, arm und vereinzelt, wie Ihr ſeid, mir beſſer zuſagt, als die Tochter des ſtolzeſten Rheders und des reichſten Banquier von Marſeille! Was brauchen wir Leute? ein ehrliches Weib, eine gute Hauswirthin. Wo ſollte ich in dieſen beiden Beziehungen etwas Beſſeres finden, als Ihr ſeid?"

„Fernand," antwortete Mercedes den Kopf ſchüttelnd, „man wird eine ſchlechte Hauswirthin und kann nicht dafür ſtehen, daß man eine ehrliche Frau bleibt, wenn man einen andern Mann liebt, als ſeinen Gatten. Begnügt Euch mit meiner Freundſchaft, denn ich wiederhole Euch, das iſt Alles, was ich Euch verſprechen kann, und ich verſpreche nur das, was ich geben zu können ſicher bin."

„Ja, ich begreife," ſagte Fernand, „Ihr ertragt geduldig Eure Armuth, aber ihr habt bange vor der meinigen. Nun wohl, Mercedes, von Euch geliebt, werde ich mich aufzuſchwingen ſuchen. Ihr bringt mir Glück, und ich werde reich. Ich kann mein Fiſchergewerbe ausdehnen, ich kann als Commis in ein Comptoir eintreten, ich kann ſogar Kaufmann werden!"

„Ihr könnt von allem Dem nichts verſuchen, Fernand, Ihr ſeid Soldat, und wenn Ihr unter den Catalonieru weilt, ſo iſt dieß nur der Fall, weil gegenwärtig kein Krieg geführt wird. Bleibt alſo Fiſcher, haltet Euch fern von den Träumen, die Euch die Wirklichkeit nur noch furchtbarer erſcheinen laſſen würden, begnügt Euch mit meiner Freundſchaft, da ich Euch nichts Anderes geben kann."

„Ihr habt Recht, Mercedes, ich werde Seemann. Ich habe dann ſtatt der Tracht unſerer Väter, die Ihr verachtet, einen geſirnißten Hut, ein geſtreiftes Hemd

mei-
Ach
und ein blaues Wamms mit Ankern auf den Knöpf
Muß man nicht so gekleidet sein, um Euch zu gefallen
„Was wollt Ihr damit sagen?“ fragte Merce
und schleuderte ihm einen gebieterischen Blick zu. „W
wollt Ihr damit sagen„ ich verstehe Euch nicht.“

„Ich will damit sagen, Mercedes, daß Ihr nur
grausam und hart gegen mich seid, weil Ihr Einen
wartet, der auf diese Art gekleidet ist. Aber der Ma
den Ihr erwartet, ist vielleicht unbeständig, und w
er es nicht ist, so ist es das Meer für ihn.“

„Fernand,“ rief Mercedes, „ich hielt Euch für g
aber ich täuschte mich! Ihr habt ein schlechtes He
daß Ihr mit Eurer Eifersucht den Zorn des Himm
herabruft. Nun wohl, ja, ich verstelle mich nicht:
erwarte und liebe denjenigen, welchen Ihr meint, u
wenn er nicht zurückkehrt, so werde ich, statt die Un
ständigkeit anzuklagen, die Ihr bezeichnet, behaupten,
sei mich liebend gestorben.“

Der junge Catalonier machte eine Geberde
Wuth.

„Ich verstehe Euch, Fernand, Ihr werdet Euch
für rächen, daß ich Euch nicht liebe, Ihr wer
Euer catalonisches Messer mit seinem Dolche kreuze
Wozu soll Euch das führen? Dazu, daß Ihr me
Freundschaft verliert, wenn Ihr besiegt werdet, daß I
meine Freundschaft sich in Haß verwandeln seht, we
Ihr Sieger seid. Glaubt mir, Streit mit einem Man
suchen, ist ein schlechtes Mittel, der Frau zu gefall
die diesen Mann liebt. Nein, Fernand, Ihr werdet Ei
nicht so durch Eure schlimmen Gedanken hinreißen l
sen. Da Ihr mich nicht als Frau besitzen könnt,
werdet Ihr Euch begnügen, mich zur Freundin und
Schwester zu haben. Und überdies,“ fügte sie mit
ruhigen, thränenfeuchten Augen bei, „wartet, Fernan
Ihr habt so eben gesagt, das Meer sei treulos; und
ist schon vier Monate abgereist, seit vier Monaten h
ich viele Stürme gezählt.“

nand blieb unempfindlich. Er ſuchte nicht
zu trocknen, welche über die Wangen von Mer-
rabrollten, und dennoch hätte er für jede von
ränen ein Glas von ſeinem Blute gegeben: aber
ränen floßen nicht für ihn.
ſtand auf, ging in der Hütte umher, kehrte zu-
:b mit düſterem Auge und geballten Fäuſten vor
l ſtehen und ſagte:
ßt hören, Mercedes, noch ein Mal, antwortet:
er Entſchluß feſt?"
h liebe Edmond Dantes," antwortete kalt das
ädchen, „und kein Anderer als Edmond ſoll mein
erden."
ıd Ihr werdet ihn immer lieben?"
o lange ich lebe."
nand ließ das Haupt ſinken wie ein entmuthig-
ſch und ſtieß einen Seufzer aus. Dann plötzlich
ne wieder erhebend, die Zähne zuſammengepreßt
Naſe weit ausgedehnt, rief er:
)er wenn er todt iſt?"
ienn er todt iſt, ſterbe ich."
ier wenn er Euch vergißt?"
:ercedes!" rief eine freudige Stimme vor dem
„Mercedes!"
h!" rief das junge Mädchen vor Entzücken erro-
:d vor Liebe hoch aufſpringend, „Ihr ſeht, daß
nicht vergeſſen hat, denn er iſt da!"
) ſie lief nach der Thüre, öffnete ſie und ſchrie:
:rein, Edmond, hier bin ich!"
nand wich bleich und bebend zurück, wie dies der
bei dem Anblick einer Schlange thut, ſtieß an
ſtuhl und ſank auf denſelben nieder.
nond und Mercedes lagen einander in den Ar-
Die glühende Sonne von Marſeille drang durch
ffnung der Thüre und übergoß ſie mit einer
)on Licht. Anfangs ſahen ſie nichts von dem,
umgab. Ein unermeßliches Glück trennte ſie

Ach der Welt und ſie ſprachen nur in den abgebro-
henen Worten, welche die Ergüſſe einer ſo lebhafter
Freude ſind, daß ſie der Ausdruck des Schmerzes zu ſein
ſcheinen.

Plötzlich erblickte Edmond das düſtere Antlitz vor
Fernand, wie es bleich und drohend aus dem Schatter
hervortrat. Durch eine Bewegung, von der er ſich viel-
leicht ſelbſt nicht Rechenſchaft gab, hielt der junge Cata-
lonier die Hand an das Meſſer, das in ſeinem Gürtel
ſtak.

„Ah, um Vergebung," ſagte Dantes, ebenfalls die
Stirne faltend, „ich hatte nicht bemerkt, daß wir zu Drei
ſind!"

Sich ſodann gegen Mercedes umwendend, fragte er:
„Wer iſt dieſer Herr?"

„Dieſer Herr wird Dein beſter Freund ſein, Dantes,
denn es iſt auch mein Freund, es iſt mein Vetter, es iſt
mein Bruder, es iſt Fernand, der Mann, den ich nach
Dir, Edmond, am meiſten in der Welt liebe. Erkennſt
Du ihn nicht mehr?"

„Ah, gewiß!" ſprach Edmond, und ohne Mercedes
zu verlaſſen, deren Hand er in einer von den ſeinigen
hielt, reichte er mit einer herzlichen Bewegung ſeine an-
dere Hand dem Catalonier.

Aber Fernand, weit entfernt, dieſe freundſchaftliche
Geberde zu erwiedern, blieb ſtumm und unbeweglich wie
eine Statue.

Da ging Edmond mit ſeinem forſchenden Blicke von
der bewegten, zitternden Mercedes zu dem düſteren, dro-
henden Fernand über.

Dieſer einzige Blick ſagte ihm Alles.

Der Zorn ſtieg ihm zu Kopfe.

„Als ich mit ſo großer Eile zu Euch lief, Mercedes,
wußte ich nicht, daß ich einen Feind hier finden würde,"
ſagte er.

„Einen Feind!" rief Mercedes mit einem zorniger

licke auf ihren Vetter; „einen Feind bei mir, ſagſt Du, dmond! Wenn ich das glaubte, ſo nähme ich Dich eim rme, ginge nach Marſeille, und würde dieſes Haus verſſen, um nie mehr dahin zurückzukehren.“

Das Auge von Fernand ſchleuderte einen Blitz.

„Und wenn Dir Unglück widerführe, mein Edmond,“ igte ſie mit einer unverſöhnlichen Kälte bei, welche Fernand bewies, daß das Mädchen in der Tiefe ſeiner finſteren edanken geleſen hatte, „wenn Dir Unglück widerführe, ſtiege ich auf das Cap Morgiou und ſtürzte mich köpfngs auf die Felſen hinab.“

Fernand wurde furchtbar bleich.

„Aber Du haſt Dich getäuſcht, Edmond,“ fuhr ſie rt, „Du haſt keinen Feind hier, es iſt nur Fernand, ein Bruder, hier, der Dir die Hand wie ein ergebener reund drücken wird.“

Und bei dieſen Worten heftete Mercedes ihren gebieriſchen Blick auf den Catalonier, der, als würde er von eſem Blicke bezaubert, ſich langſam Edmond näherte und m die Hand reichte.

Sein Haß, einer ohnmächtigen, obgleich wüthenden elle ähnlich, hatte ſich an der Herrſchaft gebrochen, elche dieſes Mädchen über ihn ausübte.

Aber kaum hatte er die Hand von Edmond berührt, s er fühlte, daß er Alles gethan, was er thun konnte, id aus dem Hauſe ſtürzte.

„Oh!“ rief er, wie ein Wahnſinniger fortrennend, nd die Hände in ſeine Haare tauchend, „oh! wer wird ich von dieſem Menſchen befreien! Wehe mir! wehe ir!“

„He, Catalonier! he, Fernand! wohin läufſt Du?“ rach eine Stimme.

Der junge Mann blieb ſtille ſtehen, ſchaute umher id erblickte Caderouſſe, welcher mit Danglars unter ier Laube an einem Tiſche ſaß.

„He!“ ſagte Caderouſſe, „warum kommſt Du nicht?

Haſt Du ſo große Eile, daß es Dir an Zeit gebricht, Deinen Freunden einen guten Morgen zu wünſchen?“

„Beſonders wenn ſie noch eine beinahe volle Flaſche vor ſich ſtehen haben?“ fügte Danglars bei.

Fernand ſchaute die zwei Männer mit einer einfältigen Miene an und antwortete nicht.

„Er ſcheint ganz verblüfft,“ ſagte Danglars und ſtieß dabei Caderouſſe mit dem Knie. „Sollten wir uns getäuſcht haben und Dantes gegen unſere Vorausſicht ſiegen!“

„Verdammt! man muß doch ſehen!“ erwiederte Caderouſſe. Dann ſich gegen den jungen Mann umwendend, ſagte er:

„Nun, Catalonier, willſt Du Dich entſchließen?“

Fernand trocknete den Schweiß ab, der von ſeiner Stirne floß, und trat langſam unter die Laube, deren Schatten ſeinen Sinnen etwas Ruhe, deren Friſche ſeinem erſchöpften Körper etwas Wohlbehagen zu geben ſchien.

„Guten Morgen,“ ſagte er, „Ihr habt mich gerufen nicht wahr?“

Und er fiel mehr als er ſich ſetzte auf einen von den Stühlen, welche um den Tiſch ſtanden.

„Ich rief Dich, weil Du lieſt wie ein Narr, und weil ich befürchtete, Du könnteſt Dich in das Meer ſtürzen,“ erwiederte lachend Caderouſſe. „Was Teufels, wenn man Freunde hat, ſo iſt es nicht nur der Fall, um ihnen ein Glas Wein anzubieten, ſondern auch um ſie zu verhindern, drei bis vier Pinten Waſſer zu trinken!“

Fernand ſtieß einen Seufzer aus, der einem Schluchzen glich und ließ ſeinen Kopf auf ſeine zwei Fäuſte ſinken, die er kreuzweiſe auf den Tiſch gelegt hatte.

„Willſt Du, daß ich es Dir ſagen ſoll, Fernand,“ verſetzte Caderouſſe, das Geſpräch mit der gemeinen Plumpheit der Leute aus dem Volke anknüpfend, welche die Neugierde jede Diplomatie vergeſſen läßt; „Du ſiehſt aus, wie ein gänzlich geſchlagener Liebhaber.“

Und er begleitete dieſen Spaß mit einem ſchwerfälligen Gelächter.

„Bah!“ ſagte Danglars, „ein Junge von dieſem Schnitte iſt nicht gemacht, um in der Liebe unglücklich zu ſein. Du ſcherzeſt, Caderouſſe.“

„O nein,“ erwiederte dieſer, „höre nur, wie er ſeufzt. Ruhig, Fernand,“ fügte Caderouſſe bei, „die Naſe hoch gehalten und geantwortet. Es iſt nicht liebenswürdig, Freunden nicht zu antworten, welche ſich nach unſerer Geſundheit erkundigen.“

„Meine Geſundheit iſt gut,“ antwortete Fernand, ſeine Fäuſte krampfhaft zuſammenziehend, aber ohne den Kopf zu heben.

„Oh, ſiehſt du, Danglars,“ ſagte Caderouſſe und machte dabei ſeinem Freunde aus einem Augenwinkel ein Zeichen, „das iſt die Sache: Fernand, den Du hier ſiehſt, ein guter, braver Catalonier, einer der beſten Fiſcher von Marſeille, iſt in ein ſchönes Mädchen Namens Mercedes verliebt. Doch leider ſcheint das junge Mädchen ſeinerſeits in den Second des Pharaon verliebt zu ſein. Und da der Pharaon heute in den Hafen eingelaufen iſt, ſo verſtehſt Du. . . .“

„Nein ich verſtehe nicht,“ erwiederte Danglars.

„Der arme Fernand wird ſeinen Abſchied bekommen haben,“ fuhr Caderouſſe fort.

„Wohl, und dann?“ ſprach Fernand das Haupt erhebend, und ſchaute Caderouſſe wie ein Menſch an, welcher Einen ſucht, um ſeinen Zorn auf ihn fallen zu laſſen. „Mercedes hängt von Niemand ab, nicht wahr? es ſteht ihr frei, zu lieben, wen ſie will?“

„Ah! wenn Du es ſo nimmſt,“ entgegnete Caderouſſe, „ſo iſt es etwas Anderes. Ich hielt Dich für einen Catalonier, und man hatte mir geſagt, die Catalonier wären nicht die Männer, um ſich durch einen Anderen ausſtechen zu laſſen, man fügte ſogar bei, Fernand beſonders wäre furchtbar in ſeiner Rache.“

Fernand lächelte mitleidig und erwiederte:

„Ein Verliebter iſt nie furchtbar.“

„Armer Junge!“ verſetzte Danglars, der ſich den Anſchein gab, als beklagte er den jungen Mann aus der Tiefe ſeines Herzens. „Was willſt Du? Er war nicht darauf gefaßt, Dantes ſo plötzlich zurückkommen zu ſehen. Er hielt ihn vielleicht für todt, für ungetreu, wer weiß! man iſt bei dergleichen Dingen um ſo empfindlicher, je mehr ſie uns unerwartet begegnen.“

„Ah! meiner Treue, in jedem Fall,“ ſagte Caderouſſe, welcher trank, während er ſprach, und auf den der ſprudelnde Wein von Lamalgue ſeine Wirkung zu machen anfing, „in jedem Fall iſt Fernand nicht der Einzige, der die glückliche Ankunft von Dantes ärgert! Nicht wahr, Danglars?“

„Nein, Du ſprichſt die Wahrheit, und ich glaube, beinahe behaupten zu können, daß ihm dies Unglück bringen wird.“

„Doch gleichviel,“ verſetzte Caderouſſe, goß Fernand ein Glas Wein ein und füllte zum achten oder zehnten Male ſein eigenes Glas, während Danglars nur an dem ſeinigen genippt hatte; „gleichviel, mittlerweile heirathet er Mercedes, die ſchöne Mercedes, er kommt wenigſtens deßhalb zurück.“

Während dieſer Zeit betrachtete Danglars mit einem durchdringenden Blick den jungen Mann, auf deſſen Herz die Worte von Caderouſſe wie geſchmolzenes Blei fielen.

„Und wann ſoll die Hochzeit ſein?“ fragte er.

„Oh! ſie iſt noch nicht gemacht,“ murmelte Fernand.

„Nein, aber ſie wird ſich machen,“ entgegnete Caderouſſe, „ſo gewiß, als Dantes Kapitän des Pharaon ſein wird; nicht wahr, Danglars?“

Danglars bebte bei dieſem unerwarteten Stiche und wandte ſich gegen Caderouſſe um, deſſen Geſicht er ebenfalls ſtudirte, um zu ſehen, ob ihm der Stich mit Vorbedacht verſetzt worden wäre. Aber er ſah nichts, als

den Neid auf dem durch die Trunkenheit bereits alterirten Geſichte.

„Nun wohl,“ ſprach er, die Gläſer wieder füllend, „trinken wir alſo auf die Geſundheit des Kapitän Edmond Dantes, des Gatten der ſchönen Catalonierin!“

Caderouſſe ſetzte mit einer ſchweren Hand ſein Glas an den Mund und leerte es auf einen Zug. Fernand nahm das ſeinige und ſchleuderte es auf die Erde.

„He, he, he!“ rief Caderouſſe, „was erblicke ich da oben auf dem Hügel in der Richtung der Catalonier! Sieh doch, Fernand! Du haſt ein beſſeres Geſicht als ich. Ich glaube, ich fange an doppelt zu ſehen, und Du weißt, der Wein iſt ein Verräther. Man ſollte glauben, es wären zwei Liebende, welche Hand in Hand neben einander gingen. Gott vergebe mir! ſie vermuthen nicht, daß wir ſie ſehen, und umarmen ſich ſogar.“

Danglars verlor keine von den ſchmerzlichen Bewegungungen von Fernand, deſſen Geſicht ſich augenſcheinlich entſtellte.

„Kennen Sie dieſe Leute, Herr Fernand?“ ſagte er.

„Ja,“ antwortete dieſer mit dumpfer Stimme; „es iſt Herr Edmond und Mademoiſelle Mercedes.“

„Ah, ſeht Ihr,“ ſprach Caderouſſe, „und ich erkannte ſie nicht einmal! Oho, Dantes! oho ſchönes Mädchen! kommt ein wenig hieher und ſagt uns, wann die Hochzeit ſein wird; denn Herr Fernand weigert ſich hartnäckig, es uns zu ſagen.“

„Willſt Du wohl ſchweigen,“ ſprach Danglars, der ſich den Anſchein gab, als wollte er Caderouſſe zurückhalten, welcher ſich mit der Halsſtarrigkeit der Trunkenen aus der Laube hervorneigte. „Suche dich aufrecht zu halten und laß die Verliebten ſich ruhig lieben. Sieh, ſchau' Herr Fernand an und nimm ein Beiſpiel an ihm: er iſt vernünftig.“

Vielleicht war Fernand, auf das Aeußerſte gebracht, von Danglars aufgeſtachelt wie der Stier durch die Banderilleros, im Begriff hinauszuſtürzen, denn er hatte

ſich bereits erhoben und ſchien ſich auf ſich ſelbſt zuſammenzudringen, um ſeinem Nebenbuhler entgegen zu ſpringen; aber lachend und muthig erhob Mercedes ihr ſchönes Haupt, und ließ ihren klaren Blick ſtrahlen. Da erinnerte ſich Fernand ihrer Drohung, zu ſterben, wenn Edmond ſterben würde, und fiel völlig entmuthigt auf ſeinen Stuhl zurück.

Danglars ſchaute abwechſelnd die zwei Männer an: der Eine ſchien verdumpft durch die Trunkenheit, der Andere bewältigt durch die Liebe.

„Ich werde aus dieſen zwei Einfaltspinſeln keinen Nutzen ziehen und fürchte ſehr, hier zwiſchen einem Trunkenbold und einem Feigen zu ſitzen. Da iſt ein Eiferſüchtiger, der ſich im Weine berauſcht, ſtatt daß er ſich mit Galle beſaufen ſollte. Hier iſt ein Dummkopf, dem man ſeine Geliebte unter der Naſe weggeſchnappt hat, und der ſich begnügt zu weinen und zu klagen, wie ein Kind. Und das hat doch flammende Augen, wie die Spanier, wie die Italiener und die Calabreſen, die ſich ſo ſchön rächen; das hat Fäuſte, um einem Ochſen den Schädel ſo ſicher zu zerſchmettern, als es die Keule eines Schlächters thun würde. Das Geſchick von Edmond trägt entſchieden den Sieg davon: er heirathet das ſchöne Mädchen, er wird Kapitän und ſpottet unſerer, wenn nicht“ .... ein düſteres Lächeln trat auf die Lippen von Danglars ... „wenn ich mich nicht darein miſche,“ fügte er bei.

„Holla,“ ſchrie Caderouſſe, halb aufgeſtanden und mit den Fäuſten auf den Tiſch geſtützt, „holla, Edmond! ſiehſt Du die Freunde nicht, oder biſt Du bereits zu ſtolz, um mit ihnen zu ſprechen?“

„Nein, mein lieber Caderouſſe,“ antwortete Dantes, „ich bin nicht zu ſtolz, ich bin glücklich, und das Glück blendet, glaube ich, noch mehr als der Stolz.“

„Das laſſe ich mir gefallen; das iſt eine Erklärung,“ ſprach Caderouſſe. „Ei, guten Morgen, Madame Dantes.“

Mercedes grüßte ernſt und erwiederte:

„Das iſt noch nicht mein Name, und in meinem Lande bringt es, wie man ſagt, Unglück, die Mädchen mit dem Namen ihres Bräutigams zu nennen, ehe dieſer ihr Gatte geworden iſt; ich bitte Sie alſo, nennen Sie mich Mercedes.“

„Man muß ihm verzeihen, dieſem guten Caderouſſe,“ ſprach Dantes.

„Die Hochzeit ſoll alſo ungeſäumt ſtattfinden, Herr Dantes?“ fragte Danglars und begrüßte die zwei jungen Leute.

„So bald als möglich, Herr Danglars. Heute die Verträge bei dem Papa Dantes, und morgen, oder ſpäteſtens übermorgen das Hochzeitsmahl hier in der Reſerve. Die Freunde werden ſich hoffentlich dabei einfinden; das heißt, Sie ſind eingeladen, Herr Danglars, und Du biſt ebenfalls eingeladen, Caderouſſe.“

„Und Fernand?“ verſetzte Caderouſſe mit einem ekelhaften Gelächter; „Fernand auch?“

„Der Bruder meiner Frau iſt mein Bruder, und wir könnten es nur mit tiefem Bedauern ſehen, .. Mercedes und ich, . . wenn er ſich in einem ſolchen Augenblicke von uns entfernen würde.“

Fernand öffnete den Mund, um zu antworten; aber ſeine Stimme erloſch in ſeiner Kehle, und er vermochte nicht ein Wort zu articuliren.

„Heute der Vertrag, morgen oder übermorgen die Hochzeit! Teufel, Sie ſind ſehr eilig, Kapitän!“

„Danglars,“ entgegnete Edmond lachend, „ich ſage Ihnen, wie Mercedes vorhin zu Caderouſſe geſagt hat: geben Sie mir nicht den Titel, der mir noch nicht gebührt, das würde mir Unglück bringen.“

„Ich bitte um Vergebung,“ antwortete Danglars; „ich ſagte ganz einfach, Sie ſchienen ſehr eilig zu ſein. Was Teufels! wir haben Zeit: der Pharaon wird nicht vor drei Monaten in See gehen.“

„Man hat ſtets Eile, glücklich zu ſein, Herr Dan-

glars, denn wenn man lange gelitten hat, fürchtet sich, an das Glück zu glauben. Es ist jedoch nic Selbstsucht, die mich handeln läßt: ich muß nach reisen."

„Ah, wirklich! nach Paris, und Sie kommen erſten Male dahin, Dantes?"

„Ja."

„Sie haben Geschäft dort?"

„Nicht für meine Rechnung; es ist ein letzter trag von unserem armen Kapitän Leclère, den i erfüllen habe. Sie begreifen, Danglars, das ist Seien Sie übrigens unbesorgt, ich werde mir viel Zeit nehmen, als ich zur Hin- und H brauche."

„Ja, ja, ich verstehe," sagte Danglars laut.

Dann fügte er leise bei:

„Nach Paris, ohne Zweifel, um den Brief, de der Großmarschall gegeben hat, an seine Adresse a fern. Bei Gott, dieser Brief bringt mich auf eine danken, auf einen vortrefflichen Gedanken. Ha, D mein Freund! Du bist in dem Register des Pharao nicht in Numero 1 eingetragen."

Dann gegen Edmond gekehrt, der sich bereit fernte, rief er diesem zu:

„Glückliche Reise!"

„Ich danke," antwortete Edmond, drehte den um und begleitete diese Bewegung mit einer freund lichen Geberde.

Hierauf setzten die zwei Liebenden ihren We ruhig und freudig, wie zwei Auserwählte, die zum mel emporsteigen.

Viertes Kapitel.

Complott.

Danglars folgte Edmond und Mercedes mit den ugen, bis die zwei Liebenden an einer von den Ecken s Fort Saint-Nicolas verſchwanden. Dann ſich umwen- nd gewahrte er, daß Fernand bleich und zitternd auf inen Stuhl geſunken war, während Caderouſſe die Worte eines Trinkliedes ſtammelte.

„Ah! mein lieber Herr," ſprach Danglars zu Fer- nand, „das iſt eine Heirath, die mir nicht das Glück der anzen Welt zu machen ſcheint."

„Es bringt mich in Verzweiflung," erwiederte Fer- nand.

„Sie liebten alſo Mercedes?"

„Ich betete ſie an."

„Seit langer Zeit?"

„So lange wir uns kennen, habe ich ſie ſtets ge- ebt."

„Und Sie reißen ſich die Haare aus, ſtatt ein Mittel gegen zu ſuchen! Den Teufel, ich glaubte nicht, daß e Leute Ihrer Nation ſo handelten!"

„Was ſoll ich thun?" fragte Fernand.

„Was weiß ich! geht das mich an? Ich bin nicht Mademoiſeille Mercedes verliebt, wie es mir ſcheint, ohl aber Sie. Suchet, ſo werdet Ihr finden, ſagt das vangelium."

„Ich hatte bereits gefunden."

„Was?"

„Ich wollte den Menſchen erdolchen; aber ſie ſagte ir, wenn ihrem Bräutigam ein Unglück widerführe, ſo ürde ſie ſich tödten."

„Bah! man ſagt dergleichen, aber man thut es icht."

„Sie kennen Mercedes nicht, mein Herr; ſobald ſie gedroht hat, würde ſie es ausführen.“

„Dummkopf!“ murmelte Danglars, „ſie mag ſich umbringen oder nicht, wenn nur Dantes nicht Kapitän wird.“

„Und ehe Mercedes ſtirbt,“ verſetzte Fernand mit dem Tone einer unerſchütterlichen Entſchloſſenheit, „würde ich ſelbſt ſterben.“

„Das heiße ich eine Liebe,“ ſprach Caderouſſe mit einer immer mehr weinſchwereren Zunge, „oder ich verſtehe mich nicht darauf.“

„Sie ſcheinen mir ein braver Junge zu ſein,“ ſagte Danglars, „und der Teufel ſoll mich holen, ich möchte Sie gern Ihrer Pein entziehen, aber . . . .“

„Ja,“ verſetzte Caderouſſe, „laßt ſehen.“

„Mein Lieber,“ ſprach Danglars, „Du biſt zu drei Viertheilen betrunken. Leere die Flaſche, und Du wirſt es ganz ſein. Trink' und miſche Dich nicht in das, was wir thun; denn dazu muß man ſeinen ganzen Kopf haben.“

„Ich, betrunken!“ ſagte Caderouſſe, „geht doch! ich würde noch vier von Deinen Flaſchen trinken, welche nicht größer ſind, als die Kölniſchwaſſerfläſchchen. Vater Pamphile, Wein!“

Und um den Beweis mit dem Vorſchlage zu verbinden, klopfte Caderouſſe mit ſeinem Glaſe auf den Tiſch.

„Sie ſagten alſo, mein Herr?“ ſprach Fernand, der begierig auf die Fortſetzung des unterbrochenen Satzes wartete.

„Was ſagte ich? ich erinnere mich nicht mehr! Durch dieſen Trunkenbold von Caderouſſe habe ich den Faden meiner Gedanken verloren.“

„Trunkenbold, ſo lange Du willſt; deſto ſchlimmer für Diejenigen, welche den Wein fürchten; ſie haben einen ſchlechten Gedanken, und es bangt ihnen, man könnte ihn aus ihrem Herzen ziehen.“

Und Caderousse fing an, die zwei letzten Verse eines zu dieser Zeit sehr beliebten Liedes zu singen:

Tout les méchants sont buveurs d'eau;
C'est bien prouvé par le déluge*).

„Sie sagten, mein Herr," versetzte Fernand, „Sie möchten mich gerne meiner Pein entziehen; aber, fügten Sie bei . . ."

„Ja, aber, fügte ich bei, um Sie der Pein zu entziehen, genügt es, daß Dantes nicht Diejenige heirathet, welche Sie lieben, und die Heirath kann, wie es mir scheint, wohl unterbleiben ohne daß Dantes stirbt."

„Der Tod allein wird sie trennen," erwiederte Fernand.

„Sie urtheilen wie eine Schnecke, mein Freund!" sagte Caderousse, „und Danglars hier, der ein feiner Bursche, ein Schlaukopf, ein wahrer Grieche ist, wird Ihnen beweisen, daß Sie Unrecht haben. Beweise es ihm, Danglars, ich habe mich für dich verbürgt. Sage ihm, es sei nicht nöthig, daß Dantes sterbe. Ueberdies wäre es unangenehm, wenn Dantes stürbe, er ist ein guter Junge . . . ich liebe ihn, diesen Dantes . . . auf die Gesundheit von Dantes!"

Fernand erhob sich ungeduldig.

„Lassen Sie ihn sprechen," versetzte Danglars, den jungen Menschen zurückhaltend. „Uebrigens, so betrunken er auch ist, so irrt er sich doch nicht so gewaltig. Die Abwesenheit trennt eben so gut als der Tod. Denken Sie sich, es wären zwischen Edmond und Mercedes die Mauern eines Gefängnisses, so werden sie nicht mehr und nicht weniger getrennt sein, als wenn ein Grabstein zwischen ihnen läge."

„Ja, aber man kommt aus dem Gefängniß zurück,"

*) Alle schlechte Menschen sind Wassertrinker, dies beweist die Sündfluth uns.

ſagte Caderouſſe, der mit den Trümmern ſeines Verſtandes ſich an dem Geſpräche anklammerte, „und wenn man aus dem Gefängniſſe heraus iſt und Edmond Dantes heißt, ſo rächt man ſich.“

„Gleichviel,“ murmelte Fernand.

„Ueberdieß,“ verſetzte Caderouſſe, „warum ſollte man Dantes in ein Gefängniß ſtecken? Er hat weder geraubt noch gemordet.“

„Schweige!“ rief Danglars.

„Ich will nicht ſchweigen, ich,“ entgegnete Caderouſſe; „ich will wiſſen, warum man Dantes in ein Gefängniß ſperren ſollte! Ich liebe Dantes. Auf die Geſundheit von Dantes!“

Und er leerte abermals ein Glas Wein.

Danglars folgte in den trüben Augen des Schneiders den Fortſchritten der Trunkenheit, und ſagte ſodann, ſich gegen Fernand umwendend:

„Begreifen ſie nun, daß es nicht nöthig wäre, ihn zu tödten?“

„Nein, gewiß nicht, hätte man ein Mittel, um Dantes, wie ſie ſagten, feſtnehmen zu laſſen. Aber dieſes Mittel, beſitzen ſie es?“

„Wenn man gut ſuchen würde,“ erwiederte Danglars, „ſo könnte man es wohl finden. Doch des Teufels, worein miſche ich mich? Geht das mich an?“

„Ich weiß nicht, ob das Sie angeht,“ ſprach Fernand und faßte ihn beim Arme; „aber ich weiß, daß Sie irgend einen Grund des Privathaſſes gegen Dantes haben. Wer ſelbſt haßt, täuſcht ſich nicht in den Gefühlen der Andern.“

„Ich, einen Grund des Haſſes gegen Dantes! Keinen, auf mein Wort. Ich ſah Sie unglücklich, und Ihr Unglück erregte meine Theilnahme, das iſt das Ganze. Aber ſobald Sie glauben, ich handle für meine eigene Rechnung, Gott befohlen, mein lieber Freund! ziehen Sie ſich aus dieſer Geſchichte, wie Sie können. . .“

Und Danglars ſtellte ſich, als wollte er ebenfalls eggehen.

„Nein,“ ſagte Fernand, ihn zurückhaltend, „bleiben ie; es liegt mir am Ende wenig daran, ob Sie Dantes rollen oder nicht grollen. Ich haſſe ihn und geſtehe es ut. Finden Sie das Mittel, und ich führe es aus; rausgeſetzt, daß es nicht der Tod dieſes Menſchen iſt, nn Mercedes hat geſagt, ſie würde ſich umbringen, wenn an Dantes tödtete.

Caderouſſe, der den Kopf hatte auf den Tiſch fallen ſſen, hob die Stirne empor, ſchaute Fernand und anglars mit verglaſten Augen an und ſagte:

„Dantes tödten! Wer ſpricht hier von Dantes dten? Ich will nicht, daß man ihn tödte! Er iſt mein reund, er hat mir dieſen Morgen angeboten, ſein Geld it mir zu theilen, wie ich es mit ihm getheilt habe, ich ill nicht, daß man Dantes tödte!“

„Wer ſpricht davon, ihn zu tödten?“ entgegnete anglars; „es handelt ſich um einen bloßen Scherz. rinke auf ſeine Geſundheit!“ fügte er, das Glas von aderouſſe füllend, bei, „und laß uns in Ruhe.“

„Ja, ja, auf die Geſundheit von Dantes!“ ſprach aderouſſe, ſein Glas leerend, „auf ſeine Geſundheit . . . uf ſeine Geſundheit!“

„Aber das Mittel . . . das Mittel?“ ſagte Fernand.

„Sie haben es alſo noch nicht gefunden?“

„Nein, Sie übernahmen dies.“

„Ganz richtig,“ verſetzte Danglars. „Die Franzoſen ab hierin den Spaniern überlegen. Die Spanier beenken und erwägen, die Franzoſen erfinden.“

„Erfinden Sie alſo,“ ſprach Fernand ungeduldig.

„Kellner!“ rief Danglars, „eine Feder, Tinte und apier.“

„Eine Feder, Tinte und Papier?“ murmelte Fernand.

„Ja, ich bin Rechnungsführer: die Feder, die Tinte nd das Papier ſind meine Werkzeuge, und ohne meine Werkzeuge vermag ich nichts zu thun.“

„Eine Feder, Tinte und Papier!“ rief nun Fernand ebenfalls.

„Was Sie verlangen, iſt auf jenem Tiſche dort,“ ſprach der Kellner, auf die geforderten Gegenſtände deutend.

„So geben Sie.“

Der Kellner gehorchte.

„Wenn man bedenkt,“ ſagte Caderouſſe und ließ ſeine Hand auf das Papier fallen, „daß hier etwas iſt, womit man einen Menſchen ſicherer tödten kann, als wenn man ihm an der Ecke eines Waldes auflauerte, um ihn zu ermorden! Ich habe immer mehr Furcht vor einer Feder, einer Flaſche Tinte und einem Blatte Papier gehabt, als vor einem Degen oder einer Piſtole.“

„Der Burſche iſt noch nicht ſo betrunken, als er ausſieht. Schenken Sie ihm ein, Fernand!“

Fernand füllte das Glas von Caderouſſe. Dieſer hob, als wahrer Trinker, die Hand von dem Papiere auf und führte ſie an ſein Glas.

Der Catalonier folgte der Bewegung, bis Caderouſſe, durch dieſen neuen Angriff beinahe beſiegt, ſein Glas auf den Tiſch ſtellte oder vielmehr fallen ließ.

„Nun?“ verſetzte der Catalonier, als er ſah, daß der Ueberreſt der Vernunft von Caderouſſe unter dieſem letzten Glaſe Wein vollends zu verſchwinden anfing.

„Nun, ich ſagte Ihnen,“ erwiederte Danglars, „wenn z. B. nach einer Reiſe, wie ſie Dantes gemacht hat, wobei er Neapel und die Inſel Elba berührte, Jemand ihn bei dem Staatsanwalte als bonapartiſtiſchen Agenten anzeigen würde . . .“

„Ich würde ihn anzeigen, ich,“ ſagte lebhaft der junge Mann.

„Ja, aber dann läßt man Sie Ihre Erklärung unterſchreiben. Man ſtellt Sie demjenigen, welchen Sie angezeigt haben, gegenüber. Zwar liefere ich Ihnen das, was Sie zur Unterſtützung Ihrer Anklage brauchen; aber Dantes kann nicht ewig im Gefängniſſe

bleiben: eines Tages verläßt er daſſelbe und an dem Tage, wo er es verläßt, wehe dem, der ihn hinein gebracht hat."

„Oh! ich verlange nichts Anderes," ſprach Fernand, „er mag nur kommen, um Streit mit mir anzufangen."

„Ja, und Mercedes, die Sie ſchon haßt, wenn Sie nur das Unglück haben, die Haut ihres geliebten Edmond zu ritzen!"

„Das iſt richtig," verſetzte Fernand.

„Nein, nein," ſagte Danglars, „wenn man ſich zu dergleichen entſchlöße, ſo wäre es beſſer, ganz einfach, wie ich dies thue, dieſe Feder zu nehmen, ſie in die Tinte zu tauchen, und mit der linken Hand, damit die Schrift nicht erkannt wird, eine kleine alſo abgefaßte Denunciation zu ſchreiben."

Und das Beiſpiel mit dem Rathe verbindend, ſchrieb Danglars mit der linken Hand und mit einer zurückgekehrten Schrift, welche keine Aehnlichkeit mit ſeiner gewöhnlichen Handſchrift hatte, folgende Zeilen, die er Fernand übergab, welcher ſie mit halber Stimme las:

„Der Herr Staatsanwalt wird von einem Freunde des Thrones und der Religion benachrichtigt, daß Edmond Dantes, Second des Schiffes: der Pharaon, dieſen Morgen von Smyrna angelangt, nachdem er Neapel und Porto Ferrajo berührt hat, von Murat mit einem Briefe für den Uſurpator, und von dem Uſurpator mit einem Briefe für das bonapartiſtiſche Comité in Paris beauftragt worden iſt.

„Den Beweis von ſeinem Verbrechen wird man bekommen, wenn man ihn verhaftet; denn man findet dieſen Brief entweder bei ihm, oder bei ſeinem Vater, oder in ſeiner Kajüte an Bord des Pharaon."

„So iſt Ihre Rache vernünftig," fuhr Danglars fort, „denn ſie wird auf keine Weiſe auf Sie zurückfallen, und die Sache macht ſich ganz von ſelbſt. Man darf dieſen Brief nur noch zuſammenlegen und, wie ich

es thue, darauf ſchreiben: An den Herrn Staatsanwal
Dann wäre Alles abgemacht."

Und Danglars ſchrieb die Adreſſe.

„Ja, Alles wäre abgemacht!" rief Caderouſſe, d
durch eine letzte Anſtrengung des Geiſtes dem Vorleſ
gefolgt war und durch den Inſtinkt begriff, was für u
ſelige Folgen eine ſolche Anzeige nach ſich ziehen konn
„Ja, Alles wäre abgemacht; aber das Ganze wäre ei
Schändlichkeit."

Und er ſtreckte den Arm aus, um den Brief zu ne
men. Danglars aber ſtieß ihn außer den Bereich ſein
Hand und erwiederte:

„Was ich ſage und hier mache, geſchieht auch n
im Scherz, und es würde mir vor Allen leid thun, we
Dantes, dem guten Dantes etwas widerführe. Se
ſelbſt . . . ."

Er nahm den Brief, zerknitterte ihn in ſeinen Hä
den, und warf ihn in eine Ecke der Laube.

„So iſt es gut," ſprach Caderouſſe, „Dantes
mein Freund, und ich will nicht, daß man ihm Bö
zufüge."

„Ei, wer Teufels, denkt daran, ihm Böſes zuzufüge
ich nicht, Fernand nicht," ſprach Danglars, ſtand auf u
ſah den jungen Mann an, welcher ſitzen geblieben w
aber beſtändig das in eine Ecke geworfene verrätheriſ
Papier anſchielte.

„Dann gebe man uns Wein," ſprach Caderouſ
„ich will auf die Geſundheit von Edmond und der ſch
nen Mercedes trinken."

„Haſt Du noch nicht genug getrunken, Säufer
ſagte Danglars. „Wenn Du fortfährſt, wirſt Du g
nöthigt ſein, hier liegen zu bleiben, denn Du kannſt Di
nicht mehr auf Deinen Beinen halten."

„Ich!" rief Caderouſſe und erhob ſich mit der albe
nen Mattigkeit des trunkenen Menſchen; „ich, ſoll mi
nicht auf meinen Beinen halten können! Ich wet

daß ich, und zwar ohne zu wanken, auf den Glockenthurm der Accoules ſteige."

„Es ſei," ſprach Danglars, „ich wette, doch erſt für morgen, heute iſt es Zeit, nach Hauſe zu kehren. Gib mir den Arm und laß uns weiter gehen."

„Kehren wir nach Hauſe," ſprach Caderouſſe, „aber ich bedarf hiezu Deines Armes nicht. Kommſt Du mit, Fernand? Gehſt Du mit uns nach Marſeille?"

„Nein," erwiederte Fernand, „ich kehre zu den Cataloniern zurück."

„Du haſt Unrecht, komm mit uns nach Marſeille, komm!"

„Ich habe nichts in Marſeille zu thun, und will nicht mitgehen."

„Wie ſagſt Du? Du willſt nicht, mein guter Junge? Ganz recht, nach Deinem Belieben. Freiheit für die ganze Welt! Komm, Danglars, und laſſen wir den ernſten Catalonier zurückkehren, wenn es ihm beliebt."

Danglars benützte dieſen Augenblick guten Willens von Caderouſſe, und zog ihn in der Richtung von Marſeille fort. Um jedoch Fernand einen kürzeren und leichteren Weg zu öffnen, kehrte er, ſtatt auf dem Quai de la Rive-Neuve, durch die Porte-Saint-Victor zurück.

Caderouſſe folgte ihm ſchwankend und an ſeinen Arm angeklammert.

Als Danglars zwanzig Schritte gemacht hatte, wandte er ſich um und ſah, daß ſich Fernand auf das Papier ſtürzte, das er ſogleich in ſeine Taſche ſteckte. Dann entfernte ſich der junge Mann eiligſt aus der Laube und wandte ſich nach dem Pillon zu.

„Ei, was macht er denn?" ſprach Caderouſſe, „er hat uns belogen. Er ſagte, er ginge zu den Cataloniern, und nun geht er in die Stadt. Holla, Fernand, Du täuſcheſt Dich, mein Junge."

„Du ſiehſt nicht richtig," verſetzte Danglars; „er folgt ganz gerade dem Wege nach dem Vieilles-Infirmeries."

„In der That," ſagte Caderouſſe, „ich hätte ſchworen er ginge nach rechts. Der Wein iſt offenb ein Verräther."

„Gut, gut," murmelte Danglars, „die Sache im Gange und man darf ihr nur ihren Lauf laſſen."

Fünftes Kapitel.

Das Verlobungsmahl.

Am andern Morgen erhob ſich die Sonne rein u glänzend und ihre purpurnen Strahlen übergoſſen mit Rubinen die ſchäumenden Spitzen der Wellen.

Das Mahl war in dem erſten Stocke derſelben S ſerve bereitet worden, mit deren Laube wir bereits B kanntſchaft gemacht haben. Es war ein großer Sa beleuchtet durch fünf bis ſechs Fenſter, über denen imm eine (erkläre dieſe Erſcheinung, wer es vermag) von l großen Städten von Frankreich angeſchrieben war.

Eine Balluſtrade von Holz, wie das übrige Gebäu zog ſich dieſe Fenſter entlang.

Obgleich man das Mahl erſt für die Mittagsſtu angekündigt hatte, ſo war doch ſchon von eilf Uhr dieſe Balluſtrade mit ungeduldigen Spaziergängern üb laden. Es waren bevorzugte Matroſen des Phara und einige Soldaten, Freunde von Dantes. Um l Verlobten Ehre anzuthun, zeigten ſich Alle in ih ſchönſten Kleidern.

Es ging das Gerücht unter den zukünftigen G ſten, die Rheder des Pharaon würden das Feſtm ihres Second mit ihrer Gegenwart beehren; aber d

wäre eine ſo große Ehre für Dantes geweſen, daß Niemand daran zu glauben wagte.

Als jedoch Danglars mit Caderouſſe anlangte, beſtätigte er dieſe Nachricht. Er hatte am Morgen Herrn Morrel ſelbſt geſehen, und Herr Morrel hatte ihm geſagt, er würde in der Reſerve zu Mittag ſpeiſen.

Einen Augenblick nachher erſchien wirklich Herr Morrel im Saale und wurde von den Matroſen des Pharaon mit einem einſtimmigen Hurrah begrüßt. Die Anweſenheit des Rheders war für ſie die Beſtätigung der bereits im Umlauf begriffenen Sage, Dantes würde zum Kapitän ernannt; und da Dantes an Bord ſehr beliebt war, und dieſe braven Leute ſomit dem Rheder dankten, daß ſeine Wahl zufällig einmal mit ihren Wünſchen im Einklange ſtand, ſo war Herr Morrel kaum eingetreten, als man Danglars und Caderouſſe zu dem Verlobten abſchickte. Man beauftragte ſie, ihn von der Ankunft der wichtigen Perſon zu benachrichtigen, deren Anblick einen ſo lebhaften Eindruck hervorgebracht hatte, und ihm zu ſagen, er möge ſich beeilen.

Danglars und Caderouſſe liefen raſch weg; aber ſie hatten kaum hundert Schritte gemacht, als ſie auf der Höhe des Pulvermagazines die kleine Truppe herbeikommen ſahen.

Dieſe Truppe beſtand aus vier jungen Mädchen, Freundinnen von Mercedes und Catalonierinnen wie ſie, welche die Braut begleiteten, der Edmond den Arm gab. Neben der Verlobten ging der Vater Dantes und hinter ihnen kam Fernand mit ſeinem böſen Lächeln.

Weder Mercedes noch Edmond bemerkten dieſes böſe Lächeln von Fernand. Die guten Kinder waren ſo glücklich, daß ſie nur ſich ſelbſt und den ſchönen reinen Himmel ſahen, der ſie ſegnete.

Danglars und Caderouſſe entledigten ſich als Botſchafter ihres Auftrags. Nachdem ſie einen ſehr kräftigen und ſehr freundſchaftlichen Händedruck mit Edmond ausgetauſcht hatten, ſtellte ſich Danglars neben Fernand,

während Caderousse seinen Platz neben dem Vater Dantes, dem Mittelpunkte der allgemeinen Aufmerksamkeit, nahm.

Dieser Greis trug sein schönes Kleid von Taffet, das mit breiten, rautenförmig geschnittenen, stählernen Knöpfen verziert war. Seine magern, aber nervigen Beine waren mit prächtigen getüpfelten Baumwollenstrümpfen überzogen, welche auf hundert Meilen nach englischer Contrebande rochen. An seinem dreieckigen Hut hing eine Woge von weißen und blauen Bändern. Er stützte sich auf einen gedrehten und oben umgebogenen Stock, dem antiken Pedum (Hirtenstabe) ähnlich. Man hätte glauben sollen, es wäre einer von den Muscadins*), welche im Jahre 1796 in den neu eröffneten Gärten des Luxembourg oder der Tuilerien paradirten.

Neben ihn war, wie gesagt, Caderousse getreten, Caderousse, den die Hoffnung auf ein gutes Mahl vollends mit den Dantes ausgesöhnt hatte, Caderousse, in dessen Gedächtniß eine schwankende Erinnerung von dem blieb, was am Tage vorher sich zugetragen, wie man, am Morgen erwachend, in seinem Geiste den Schatten des Traumes findet, den man im Schlafe gemacht hat.

Danglars hatte, sich Fernand nähernd, einen tiefen Blick auf den unglücklichen Liebhaber geworfen. Fernand, der hinter dem zukünftigen Ehepaar ging, war von Mercedes völlig vergessen, welche in ihrer jugendlichen, unter dem Zauber der Liebe stehenden, Selbstsucht nur für Edmond Augen hatte, .. Fernand wurde bleich und roth, gleichsam in raschen Stößen, welche immer wieder verschwanden, um einer zunehmenden Blässe Raum zu

*) Während der Revolution nannte man die Modeherren oder Stutzer Muscadins, weil Muse, Bisam, ihr Lieblingsodeur war. Den Namen Muscadins gab man ihnen hauptsächlich im Gegensatze zu den Sansculottes.

geben. Von Zeit zu Zeit ſchaute er gegen Marſeille, und ein unwillkührliches Nervenzittern machte dann ſeine Glieder beben. Fernand ſchien irgend ein großes Ereigniß zu erwarten oder wenigſtens vorherzuſehen.

Dantes war einfach gekleidet. Der Handelsmarine angehörend, hielt er die Mitte zwiſchen der militäriſchen Uniform und der bürgerlichen Tracht; und unter dieſer Kleidung war ſein durch die Freude und die Schönheit ſeiner Braut erhöhtes Ausſehen vortrefflich.

Mercedes war ſchön, wie eine von den Griechinnen von Cypern oder Chios, mit den ebenholzſchwarzen Augen und den Korallenlippen. Sie ſchritt mit dem freien Gange der Arleſierinnen und der Andaluſierinnen einher. Ein ſtädtiſches Mädchen hätte vielleicht ſeine Freude unter einem Schleier, oder wenigſtens unter dem Sammet ſeiner Augenbrauen zu verbergen geſucht; aber Mercedes lächelte und ſchaute diejenigen an, welche ſie umgaben, und dieſes Lächeln und dieſe Blicke ſagten ſo offen, als es Worte hätten ſagen können:

„Wenn Ihr meine Freunde ſeyd, ſo freut Euch mit mir, denn in der That ich bin ſehr glücklich!“

Sobald die Verlobten und ihr Geleite vor der Reſerve angelangt waren, kam Herr Morrel herab und ging ihnen ebenfalls entgegen, begleitet von den Matroſen und den Soldaten, denen er das bereits Dantes gegebene Verſprechen, daß dieſer dem Kapitän Leclère in ſeinem Amte folgen würde, wiederholt hatte. Als Edmond ihn kommen ſah, verließ er den Arm ſeiner Braut und legte ihn unter den von Herrn Morrel. Der Rheder und das junge Mädchen gaben ſodann das Beiſpiel und ſtiegen zuerſt die hölzerne Treppe hinauf, welche nach dem für das Mittagsmahl beſtimmten Saale führte und fünf Minuten lang unter dem gewichtigen Tritte der Gäſte ächzte.

„Mein Vater,“ ſprach Mercedes, mitten am Tiſche ſtille ſtehend, „Sie an meine Rechte, bitte ich; an meine Linke ſetze ich denjenigen, welcher mir als Bruder ge-

dient hat," fügte ſie mit einer Sanftheit bei, wel
Fernand wie ein Dolchſtich in die tiefſte Tiefe ſei
Herzens drang. Seine Lippen erbleichten, und unter
dunkeln Farbe ſeines männlichen Geſichtes konnte n
noch einmal das nach dem Herzen ſtrömende Blut
zurückziehen ſehen.

Während dieſer Zeit hatte Dantes daſſelbe Manoeu
ausgeführt; an ſeine Rechte ſetzte er Herrn Morrel,
ſeine Linke Danglars; dann machte er mit der Hand
Zeichen, es möge ſich Jeder nach ſeinem Belieben ei
Platz wählen.

Schon liefen um die Tafel her Würſte von A
mit dem ſtarken, eigenthümlichen Geruche; Seekrebſe
der blendenden Schaale, Prayres in der roſenfarbi
Muſchel, Seeigel, welche Kaſtanien, umgeben von il
pikanten Hülle, glichen, Cloris, denen die Feinſchme
des Süden einen bedeutenden Vorrang vor den Auſ
des Norden geben; alle die Leckerbiſſen endlich, we
die Wellen auf das ſandige Ufer wälzen und die d
baren Schiffer unter dem allgemeinen Numen Seefrü
bezeichnen.

„Ein ſchönes Stillſchweigen," ſprach der Greis,
Glas Wein gelb wie Topas ſchlürfend, das der B
Pamphile vor Mercedes geſtellt hatte. „Sollte
glauben, es wären hier dreißig Perſonen, welche nu
lachen wünſchten!"

„Ei ein Bräutigam iſt nicht immer heiter!"
wiederte Caderouſſe.

„Es iſt wahr," ſagte Dantes, „ich bin zu glüd
in dieſem Augenblick, um heiter zu ſein. Wenn Si
ſo verſtehen, Nachbar, ſo haben Sie Recht. Die Fr
bringt zuweilen eine ſeltſame Wirkung hervor: ſie dr
zurück, wie der Schmerz."

Danglars ſchaute Fernand an, deſſen empfäng
Natur jede Bewegung in ſich aufnahm und verarbeit

„Sollten Sie vielleicht etwas befürchten?" ſ

er. „Es ſcheint mir im Gegentheil, daß Alles nach Ihren Wünſchen geht.“

„Das iſt es gerade, was mich erſchreckt,“ erwiederte Dantes. „Es ſcheint mir, der Menſch iſt nicht geſchaffen, um ſo leicht glücklich zu werden. Das Glück gleicht den Paläſten der Zauberinſeln, deren Eingänge von Drachen bewacht werden. Man muß kämpfen, um es zu erobern, und ich weiß nicht, wodurch ich das Glück, der Gatte von Mercedes zu ſein, verdient habe.“

„Der Gatte, der Gatte!“ rief Caderouſſe lachend; „noch nicht, mein Kapitän; verſuche es ein wenig, den Gatten zu ſpielen, und Du wirſt ſehen, wie man Dich aufnimmt.“

Mercedes erröthete.

Fernand quälte ſich auf ſeinem Stuhle, bebte bei dem geringſten Geräuſche, und wiſchte ſich von Zeit zu Zeit große Schweißplatten ab, welche auf ſeiner Stirne perlten, wie die erſten Tropfen eines Platzregens.

„Meiner Treue,“ ſagte Dantes, „man braucht mich nicht Lügen zu ſtrafen; Mercedes iſt allerdings noch nicht meine Frau . . .“

Er zog ſeine Uhr.

„Aber in anderthalb Stunden wird ſie es ſein.“

Jeder ſtieß einen Schrei des Erſtaunens aus, nur der Vater Dantes nicht, der durch ein breites Lachen ſeine noch ſchönen Zähne zeigte. Mercedes lächelte, und erröthete nicht mehr. Fernand faßte krampfhaft nach dem Hefte ſeines Meſſers.

„In anderthalb Stunden,“ ſagte Danglars, ebenfalls erbleichend.

„Ja, meine Freunde,“ antwortete Dantes. „Durch das Anſehen von Herrn Morrel, dem Manne, welchem ich nach meinem Vater am meiſten auf dieſer Welt zu verdanken habe, ſind alle Schwierigkeiten beſeitigt. Wir haben die Ausrufungen bezahlt, und um halb drei Uhr erwartet uns der Maire von Marſeille auf dem Rathhauſe. Da es aber nun ein Viertel auf zwei Uhr ge-

ſchlagen hat, ſo glaube ich mich nicht ſehr zu täuſchen, wenn ich ſage, in einer Stunde und dreißig Minuten werde ſich Mercedes Madame Dantes nennen."

Fernand ſchloß die Augen: eine feurige Wolke brannte auf ſeinen Augenliedern; er ſtützte ſich auf den Tiſch und konnte ſich eines dumpfen Seufzers nicht erwehren, der ſich in dem Geräuſche des Gelächters und der Glückwünſche der Verſammlung verlor.

„So iſt es gut," ſprach der Vater Dantes. „Heißt Ihr das ſeine Zeit verlieren? Geſtern Morgen hier angekommen! heute um drei Uhr geheirathet! Die Seeleute gehen raſch an's Geſchäft."

„Aber die andern Förmlichkeiten?" wandte Danglars ſchüchtern ein, „der Vertrag, die ſchriftlichen Sachen?"

„Der Vertrag?" entgegnete Dantes lachend, „der Vertrag iſt vollkommen gemacht. Mercedes hat nichts, ich habe auch nichts. Wir heirathen uns unter der Verwaltung der Gemeinde, und damit iſt es aus! Das bedurfte keines langen Schreibens und wird nicht ſchwer zu bezahlen ſein . . ."

Dieſer Scherz veranlaßte einen Ausbruch der Freude und der Bravos.

„Was wir für ein Verlobungsmahl hielten, iſt alſo einfach ein Hochzeitmahl," ſagte Danglars.

„Nein," erwiederte Dantes, „ſeid unbeſorgt, Ihr ſollt nichts dabei verlieren. Morgen früh reiſe ich nach Paris. Vier Tage zur Hinreiſe, vier Tage zu Herreiſe, einen Tag, um gewiſſenhaft den Auftrag zu vollziehen, den ich übernommen habe, und am erſten März bin ich zurück; am zweiten alſo findet das wahre Hochzeitmahl ſtatt."

Die Ausſicht auf einen neuen Schmaus verdoppelte die Heiterkeit dergeſtalt, daß der Vater Dantes, welcher ſich am Anfang über die Stille beklagt hatte, mitten unter dem allgemeinen Geſpräche vergebliche Verſuche machte, ſeinen Glückwunſch für das zukünftige Ehepaar anzubringen.

Dantes errieth den Gedanken ſeines Vaters und erwiederte ihn mit einem liebevollen Lächeln. Mercedes ing an, nach der Stunde auf der Wanduhr des Speiſeaales zu ſchauen, und machte Edmond ein kleines Zeichen.

Es fand um die Tafel her die geräuſchvolle, freie Heiterkeit ſtatt, welche bei den Leuten von den untern Ständen das Ende des Mahles bezeichnet. Diejenigen, welche mit ihren Plätzen unzufrieden waren, hatten ſich vom Tiſche erhoben, um andere Nachbarn zu ſuchen. Alle ſprachen zu gleicher Zeit, und Niemand antwortete auf das, was man ihm ſagte, ſondern Jeder beſchäftigte ſich nur mit ſeinen eigenen Gedanken.

Die Bläſſe von Fernand war beinahe auf die Wangen von Danglars übergegangen; Fernand ſelbſt lebte nicht mehr, er ſchien ein Verdammter im Feuerſee zu ſein. Er hatte ſich, einer der Erſten, erhoben, ging im Saale umher und bemühte ſich, ſein Ohr von dem Geräuſche der Lieder und des Zuſammenſtoßens der Gläſer abzuſondern.

Caderouſſe näherte ſich ihm in dem Augenblick, wo Danglars, den er zu fliehen ſchien, denſelben in einer Ecke des Saales aufſuchte.

„In der That," ſprach Caderouſſe, dem das freundliche Weſen von Dantes und beſonders der gute Wein von Vater Pamphile den ganzen Ueberreſt des Haſſes benommen hatten, deſſen Keim durch das unerwartete Glück von Dantes in ſeine Seele geworfen worden war, „in der That, Dantes iſt ein vortrefflicher Junge, und wenn ich ihn neben ſeiner Braut ſitzen ſehe, ſage ich mir, es wäre Schade geweſen, wenn man ihm den ſchlechten Streich geſpielt hätte, den Ihr geſtern mit einander verabredetet."

„Du haſt auch geſehen," erwiederte Danglars, „daß die Sache ohne Folgen blieb. Herr Fernand war Anfangs ſo niedergeſchmettert, daß er mir bange machte; aber von dem Augenblick an, wo er ſeinen Entſchluß

so fest gefaßt hatte, daß er als erster Brautführer bei der Hochzeit seines Nebenbuhlers auftrat, war nichts mehr zu sagen."

Caderousse schaute Fernand an, er war leichenbleich.

„Das Opfer muß um so größer erscheinen," fuhr Danglars fort, „als das Mädchen in der That hübsch ist. Teufel! was ist doch mein Kapitän für ein glücklicher Bursche! Ich möchte nur zwölf Stunden lang Dantes heißen."

„Gehen wir," sagte Mercedes mit sanfter Stimme; „es ist zwei Uhr, und man erwartet uns um halb drei Uhr."

„Ja, ja, wir wollen gehen," antwortete Dantes und stand rasch auf.

„Laßt uns gehen!" riefen alle Gäste im Chor.

In demselben Augenblick sah Danglars, welcher Fernand nicht aus dem Gesichte verlor, wie dieser, der auf dem Fenstergesimse saß, plötzlich seine verstörten Augen weit aufriß, mit einer krampfhaften Bewegung sich erhob und dann wieder auf dasselbe Gesimse zurückfiel. Beinahe gleichzeitig vernahm man ein dumpfes Geräusch auf der Treppe. Dieses Geräusch eines schweren Trittes, der verworrene Lärmen von Stimmen, vermischt mit dem Klirren von Waffen, übertönten die Ausrufungen der Gäste, so gewaltig sie auch waren, und erregten die allgemeine Aufmerksamkeit, die sich alsbald durch ein ungewöhnliches Stillschweigen kundgab.

Der Lärm näherte sich, drei Schläge ertönten an der Thüre, Jeder schaute seinen Nachbar mit erstaunter Miene an.

„Im Namen des Gesetzes!" rief eine scharfe Stimme, der Niemand antwortete.

Sogleich öffnete sich die Thüre, und ein Commissär mit seiner Schärpe trat, gefolgt von vier bewaffneten Soldaten unter Anführung eines Corporals, in den Saal.

Die Unruhe machte dem Schrecken Platz.

„Was gibt es?“ ſagte der Rheder, dem Commiſſär, n er kannte, entgegengehend. „Es findet hier ſicherlich n Irrthum ſtatt.“

„Wenn ein Irrthum ſtattfindet, Herr Morrel,“ ant- ortete der Commiſſär, „ſo glauben Sie mir, daß er hlennigſt wieder gut gemacht werden wird. Mittler- eile bin ich der Ueberbringer eines Verhaftsbefehles, und gleich ich mit Bedauern meinen Auftrag erfülle, ſo muß ihn nichtsdeſtoweniger vollziehen. Wer von Ihnen, eine Herren, iſt Edmond Dantes?“

Alle Blicke wandten ſich dem jungen Manne zu, der hr bewegt, aber ſeine Würde behauptend, einen Schritt rwärts machte und erwiederte:

„Ich bin es, mein Herr, was wollen Sie von ir?“

„Edmond Dantes,“ ſprach der Commiſſär, „ich ver- afte Sie im Namen des Geſetzes.“

„Sie verhaften mich!“ ſagte Edmond mit einer leich- n Bläſſe. „Warum verhaften Sie mich?“

„Ich weiß es nicht, mein Herr; „aber Ihr erſtes erhör wird Sie darüber belehren.“

Herr Morrel begriff, daß ſich nichts gegen die Un- ugſamkeit der Verhältniſſe thun ließ. Ein Commiſſär it ſeiner Schärpe umgürtet, iſt nicht mehr ein Menſch, iſt die Statue des kalten, tauben, ſtummen Geſetzes.

Der Greis ſtürzte im Gegentheil dem Beamten ent- gen: es gibt Dinge, welche das Herz eines Vaters er einer Mutter nie begreifen werden. Er bat, er hte; Bitten und Thränen vermochten nichts; aber ſeine erzweiflung war ſo groß, daß der Commiſſär dadurch rührt wurde.

„Mein Herr,“ ſagte er, „beruhigen ſie ſich, Ihr ohn hat vielleicht irgend eine Douane- oder Sanitäts- rmlichkeit vernachläſſigt, und wenn man die Auskunft n ihm erhalten hat, die man zu haben wünſcht, wird aller Wahrſcheinlichkeit nach in Freiheit geſetzt werden.“

„Ei, was ſoll das bedeuten?“ ſagte die Stirn faltend Caderouſſe zu Danglars, der den Erſtaunte ſpielte.

„Weiß ich es?“ entgegnete Danglars; „ich bin wi Du: ich ſehe, was vorgeht, begreife nichts davon un bleibe ganz verwirrt.“

Caderouſſe ſuchte mit ſeinen Augen Fernand: er wa verſchwunden.

Die ganze Scene vom vorhergehenden Tage ſtellt ſich nun mit einer furchtbaren Klarheit vor ihn Ma hätte glauben ſollen, dieſe Kataſtrophe zöge den Schleie ab, welche die Trunkenheit am Abend vorher zwiſche ihn und ſein Gedächtniß geworfen hatte.

„Oh, oh!“ ſagte er mit dumpfer Stimme, „ſollt dies die Folge des Scherzes ſein, von dem Ihr geſtern ſprachet, Danglars? In dieſem Falle wehe dem, de ihn gemacht hat, denn er iſt ſehr traurig!“

„Keines Weges,“ rief Danglars, „Du weißt, da ich das Papier zerriſſen habe.“

„Du haſt es nicht zerriſſen, Du warfſt es in ein Ecke.“

„Schweige, Du haſt nichts geſchehen, Du warſt be trunken.“

„Wo iſt Fernand?“ ſagte Caderouſſe.

„Weiß ich es?“ antwortete Danglars. „Ohne Zwei fel geht er ſeinen Geſchäften nach. Aber ſtatt uns hiem zu beſchäftigen, wollen wir dieſen armen Bekümmerte Troſt bringen.“

Während dieſes Geſpräches drückte Dantes wirkli allen ſeinen Freunden die Hand und gab ſich mit de Worten in Verhaft:

„Seid ruhig, der Irrthum wird ſich aufklären und wahrſcheinlich komme ich nicht einmal in das Ge fängniß.“

„Ganz gewiß, dafür wollte ich ſtehen,“ ſagte Dang lars, der ſich in dieſem Augenblicke, wie geſagt, de Hauptgruppe näherte.

Der Commiſſär ging vor Dantes die Treppe hinab, eſer folgte ihm, umgeben von den Soldaten. Ein Zagen, deſſen Schlag geöffnet war, wartete vor der hüre. Er ſtieg ein. Zwei Soldaten und der Commiſſär egen nach ihm ein. Der Schlag wurde geſchloſſen und r Wagen fuhr nach Marſeille.

„Adieu, Dantes; adieu, Edmond!“ rief Mercedes, ich der Baluſtrade ſtürzend.

Der Gefangene hörte dieſen letzten Schrei, der wie n Schluchzen aus dem zerriſſenen Herzen der Braut herorbrang. Er fuhr raſch mit dem Kopfe zu dem Schlage naus, rief:

„Auf Wiederſehen, Mercedes!“ und verſchwand an ner von den Ecken des Fort Saint-Nicolas.

„Erwartet mich hier,“ ſagte der Rheder, „ich nehme n erſten Wagen, den ich treffe, eile nach Marſeille und inge Euch bald Nachricht.“

„Gehen Sie,“ riefen alle Stimmen, „gehen Sie ıd kommen Sie bald zurück.“

Nach dieſem doppelten Abgange herrſchte einen Augenick eine gewiſſe Betäubung unter allen Zurückbleibenden.

Der Greis und Mercedes verharrten eine Zeit lang lein, jedes in ſeinen eigenen Schmerz verſunken; endlich ıer begegneten ſich ihre Augen; ſie erkannten ſich als ɔei von demſelben Schlage getroffene Opfer und warfen h einander in die Arme.

Mittlerweile kehrte Fernand zurück, ſchenkte ſich ein las Waſſer ein, leerte es und ſetzte ſich auf einen Stuhl.

Zufällig war es ein Stuhl in der Nähe von dem, ıf welchen Mercedes aus den Armen des Greiſes ſank.

Mit einer inſtinktartigen Bewegung rückte Fernand inen Stuhl zurück.

„Er iſt es,“ ſagte zu Danglars Caderouſſe, der den atalonier nicht aus dem Geſichte verloren hatte.

„Ich glaube es nicht,“ erwiederte Danglars, „er iſt ı albern; in jedem Fall mag der Streich auf den zuickfallen, welcher ihn ausgeführt hat.“

„Du ſprichſt nicht von demjenigen, von welchem der Rath dazu gegeben worden iſt," ſagte Caderouſſe.

„Ah! meiner Treue, wenn man verantwortlich für das wäre, was man in der Luft ſpricht!" rief Danglars.

„Ja, wenn das, was man in die Luft ſpricht, mit der Spitze auf das gewünſchte Ziel zurückfällt."

„Während dieſer Zeit ſtellten die Gruppen allerlei Vermuthungen über die Verhaftung auf.

„Und Sie, Danglars, was denken Sie von dieſem Ereigniß?"

„Ich," verſetzte Danglars, „ich denke, daß er einige Ballen verbotene Waaren zurückgebracht hat."

„Aber wenn dies der Fall wäre, ſo müßten Sie es wiſſen, Danglars, Sie, der Sie Rechnungsführer waren."

„Ja, das iſt wahr; aber der Rechnungsführer kennt nur die Colli, die ihm declarirt werden; ich weiß, daß wir Baumwolle geladen haben, und weiter nichts; auch daß wir die Ladung bei Herrn Paſtret in Alexandrien und in Smyrna bei Herrn Pascal eingenommen haben; fragt mich nicht mehr."

„Oh! nun erinnere mich," murmelte der arme Vater, ſich an dieſe armſeligen Trümmer anklammernd; „er ſagte mir geſtern, er hätte für mich eine Kiſte mit Kaffee und eine Kiſte mit Tabak."

„Seht, das iſt es," ſprach Danglars, „die Douane wird in unſerer Abweſenheit einen Beſuch an Bord des Pharaon gemacht und den Roſentopf entdeckt haben."

Mercedes glaubte an alles Dies nicht; bis jetzt unterdrückt, brach plötzlich ihr Schmerz in gewaltigem Schluchzen aus.

„Ruhig, ruhig, Hoffnung!" ſagte der Vater Dantes, ohne zu wiſſen, was er ſprach.

„Hoffnung!" wiederholte Danglars.

„Hoffnung!" ſuchte Fernand zu murmeln; aber das Wort erſtickte ihn; ſeine Lippen bewegten ſich, kein Ton kam aus ſeinem Munde.

„Meine Herren," rief einer von den Gäſten, der ls Schildwache an der Baluſtrade geblieben war; „meine ›erren, ein Wagen. Es iſt Herr Morrel! Muth, Muth! hne Zweifel bringt er uns gute Nachricht."

Mercedes und der alte Vater liefen dem Rheder ent- egen, dem ſie an der Thüre begegneten. Herr Morrel ›ar ſehr bleich.

„Nun?" riefen ſie gleichzeitig.

„Meine Freunde," antwortete der Rheder, „die Sache t ernſter, als wir dachten."

„Oh, Herr!" rief Mercedes, „er iſt unſchuldig!"

„Ich glaube es," antwortete Herr Morrel, „aber ian klagt ihn an."

„Worüber?" fragte der alte Dantes.

„Ein bonapartiſtiſcher Agent zu ſein."

Diejenigen von meinen Leſern, welche in der Zeit :lebt haben, wo dieſe Geſchichte ſich ereignete, werden h erinnern, was für eine furchtbare Anklage die von errn Morrel bezeichnete war.

Mercedes ſtieß einen Schrei aus; der Greis ſank if einen Stuhl.

„Oh! Du haſt mich hintergangen, Danglars," mur- elte Caderouſſe, „und der Scherz iſt ausgeführt worden; ›er ich will dieſen Greis und dieſes Mädchen nicht vor ›chmerz ſterben laſſen, und ich werde ihnen Alles ſagen."

„Schweige, Unglücklicher!" rief Danglars, „oder ich ehe für Dich ſelber nicht; wer ſagt Dir, daß Dantes icht wirklich ſchuldig iſt? Das Schiff hat die Inſel lba berührt, er iſt an das Land geſtiegen und einen anzen Tag in Porto Ferrajo geblieben; wenn man einen Brief bei ihm fände, der ihn compromittirte, ſo müßten iejenigen, welche ihn unterſtützt hätten, für ſeine Mit- chuldigen gelten!"

Mit dem raſchen Inſtinkte der Selbſtſucht begriff Caderouſſe die ganze Haltbarkeit dieſes Schluſſes; er chaute Danglars mit Augen voll Furcht und Schmerz

an, und machte für einen Schritt, den er vorwärt
than hatte, zwei rückwärts.

„Dann wollen wir warten," ſagte er.

„Ja, wir wollen warten," ſprach Danglars; „
unſchuldig, ſo ſetzt man ihn in Freiheit; iſt er ſchu
ſo braucht man ſich für einen Meuterer nicht zu
fährden."

„Gehen wir, ich bin nicht im Stande, länger
zu weilen."

„Ja, komm," verſetzte Danglars, ſehr erfreut
Rückzugsgefährten zu finden; „komm, ſie mögen ſich
ausziehen, wie ſie können."

Man entfernte ſich: Fernand, der wieder die
des jungen Mädchens geworden war, nahm Mercede
der Hand und führte ſie zu den Cataloniern zurück.
Freunde von Dantes führten den beinahe ohnmäch
Greis nach den Alleés de Meillan.

Bald verbreitete ſich das Gerücht, Dantes ſe
bonapartiſtiſcher Agent verhaftet worden, durch die
Stadt.

„Hätten Sie das geglaubt, mein lieber Dangla
ſagte Herr Morrel, als er ſeinen Rechnungsführer
Caderouſſe wieder einholte, denn er eilte ſelbſt i
Start zurück, um etwas von Edmond durch den S
tuten des Staatsanwaltes, Herrn von Villefort, z
fahren, den er kannte; „hätten Sie das geglaubt?"

„Bei Gott, Herr!" erwiederte Danglars, „ich
Ihnen, Dantes habe ohne allen Grund einen Aufe
auf der Inſel Elba gemacht, und dieſer Aufenthal
mir, wie Sie wiſſen, verdächtig vorgekommen."

„Haben Sie Ihren Verdacht irgend Jemand
mir mitgetheilt?"

„Ich hütete mich wohl," erwiederte Danglars
leiſe; „Sie wiſſen, wegen Ihres Oheims, des
Policar Morrel, der unter dem Andern gedient ha
ſeine Geſinnung nicht verborgen hält, ſtehen Si
Verdacht, Napoleon zu beklagen; ich hätte befür

ond zu ſchaden, und in Folge davon auch Ihnen; bt Dinge, welche ein Untergeordneter ſeinem Rheder itheilen und allen Andern zu verbergen verpflich- t."

„Gut, Danglars, gut!" ſagte der Rheder; „Sie ſind raver Mann; auch habe ich an Sie gedacht für den , daß dieſer arme Dantes Kapitän des Pharaon e."

„Wie dies, mein Herr?"

„Ja, ich fragte Dantes, was er von Ihnen dächte, ob es ihm widerſtrebte, Sie an Ihrem Poſten zu ten, denn ich weiß nicht, warum ich eine gewiſſe zwiſchen Euch wahrzunehmen wähnte."

„Und was hat er Ihnen geantwortet?"

„Er glaube wirklich unter Umſtänden, die er auch te. Unrecht gegen Sie gehabt zu haben, aber jeder, das Vertrauen des Rheders beſitze, beſitze auch das e."

„Der Heuchler!" murmelte Danglars.

„Armer Dantes!" ſprach Caderouſſe, „es war offen- ein vortrefflicher Junge."

„Ja, aber mittlerweile iſt der Pharaon ohne Ka- ," verſetzte Herr Morrel.

„Oh!" ſprach Danglars, „da wir erſt in drei Mo- abreiſen, ſo läßt ſich hoffen, daß Dantes um dieſe in Freiheit geſetzt ſein wird."

„Allerdings, aber bis dahin?"

„Bis dahin bin ich da, Herr Morrel," antwortete glars. „Sie wiſſen, daß ich die Führung eines ffes ſo gut kenne, als ein Kapitän, der nach den rnteſten Ländern reiſt; er bietet Ihnen ſogar noch Vortheil, wenn Sie ſich meiner bedienen, denn Edmond aus dem Gefängniß kommt, brauchen Sie ank zu danken: er nimmt ſeinen Platz wieder ein ich den meinigen, und damit iſt die ganze Sache ab- cht."

„Ich danke, Danglars, dadurch iſt wirklich Alles geord-

net. Uebernehmen Sie alſo das Commando, ich bevo
mächtige Sie dazu, und beaufſichtigen Sie das Löſche
welches Unglück auch den Einzelnen begegnen mag, i
Geſchäfte dürfen nie darunter leiden."

Seien Sie unbeſorgt; aber kann man ihn be
wenigſtens ſehen, dieſen guten Edmond?"

„Ich werde Ihnen das bald ſagen, Danglars; i
will es verſuchen, Herrn von Villefort zu ſprechen und
Gunſten des Gefangenen in das Mittel zu treten. I
weiß wohl, daß jener ein wüthender Royaliſt iſt; ab
obgleich Royaliſt und Staatsanwalt, iſt er doch auch e
Menſch, und ich halte ihn nicht für bösartig."

„Nein, aber ich hörte, er wäre ehrgeizig, und d
iſt ſich ſehr ähnlich."

„Nun, wir wollen ſehen," ſagte Herr Morrel u
einem Seufzer; gehen Sie an Bord, ich komme
Ihnen."

Und er verließ die zwei Freunde, um den Weg na
dem Juſtizpalaſte einzuſchlagen.

„Du ſiehſt die Wendung, welche die Sache nimmt
ſprach Danglars zu Caderouſſe. „Haſt Du noch Lu
Dantes zu unterſtützen?"

„Gewiß nicht, aber es iſt doch etwas Furchtbar
daß ein Scherz ſolche Folgen hat."

„Der Teufel! wer hat ihn gemacht? weder Du no
ich, nicht wahr? ſondern Fernand. Du weißt, daß i
das Papier in einen Winkel geworfen habe; ich glaub
ſogar, ich hätte es zerriſſen."

„Nein, nein," erwiederte Caderouſſe. „Oh! w
das betrifft, ſo bin ich meiner Sache ſicher, ich ſehe
zuſammengerollt und ganz zerknittert in der Ecke d
Laube, und ich wollte, es wäre noch dort."

„Fernand wird es aufgehoben haben; er hat
wahrſcheinlich copirt oder copiren laſſen, . . . vielleic
hat er ſich nicht einmal dieſe Mühe genommen; wer
ich bedenke, mein Gott! . . . er hat am Ende mein

igenen Brief abgeſchickt. Zum Glücke hatte ich meine)andſchrift verſtellt."

„Du wußteſt alſo, daß Dantes in eine Meuterei ver-)ickelt war?"

„Ich wußte nichts in der Welt und glaubte, wie ge- agt, nur einen Scherz zu machen. Es ſcheint mir, ich abe, wie Arlequin, lachend die Wahrheit geſprochen."

„Das iſt am Ende einerlei," verſetzte Caderouſſe; ich gäbe viel, wenn dieſe Sache nicht vorgefallen wäre, der wenn ich wenigſtens in keiner Beziehung zu derſelben ände. Du wirſt ſehen, daß ſie uns Unglück bringt,)anglars."

„Wenn ſie Einem Unglück bringen ſoll, ſo iſt es em wahren Schuldigen, und der wahre Schuldige iſt ernand, wir ſind es nicht. Was für ein Unglück ſoll ns begegnen? Wir haben uns nur ruhig zu verhalten, icht von der ganzen Geſchichte zu ſchnaufen, und das ewitter geht vorüber, ohne daß der Donner fällt."

„Amen," ſprach Caderouſſe, machte Danglars ein eichen des Abſchiedes und wandte ſich nach den Allées e Meillan, wobei er jedoch beſtändig den Kopf ſchüttelte nd mit ſich ſelbſt ſprach, wie ganz und gar mit peini- enden Gedanken beſchäftigte Leute zu thun pflegen.

„Gut," ſagte Danglars, „die Sache nimmt die von ir vorhergeſehene Wendung; ich bin einſtweilen Kapitän, nd wenn dieſer Dummkopf von einem Caderouſſe ſchwei- en kann, überhaupt Kapitän. Es kann alſo nur der inzige Fall dazwiſchen treten, daß das Gericht Dantes reilaſſen würde. Doch," fügte er lächelnd bei, „die Juſtiz ſt die Juſtiz und ich verlaſſe mich auf ſie."

Und hienach ſprang er in eine Barke und gab den Schiffern Befehl, ihn nach dem Pharaon zu rudern, ohin ihn erwähnter Maßen der Rheder beſchieden hatte.

Sechstes Kapitel.

Der Substitut des Staatsanwaltes.

In der Rue du Grand-Cours, der Fontaine des Meduſes gegenüber, in einem von den alten von Puget erbauten Häuſern mit der ariſtokratiſchen Architektur feierte man zu derſelben Stunde ebenfalls ein Verlobungsmahl. Nur gehörten die Schauſpieler dieſer Scene, ſtatt Leute aus dem Volke, Matroſen und Soldaten zu ſein, der Spitze der Marſeiller Bevölkerung an. Es waren ehemalige Beamte, welche unter dem Uſurpator ihren Abſchied genommen hatten, alte Officiere, welche aus den Reihen des franzöſiſchen Heeres deſertirt waren, um zu der Armee von Condé überzugehen; junge Leute von ihrer Familie, welche über ihre Exiſtenz trotz der vier bis fünf Stellvertreter, die ſie bezahlt hatten, nicht beruhigt war, in dem Haſſe gegen den Mann erzogen, aus dem fünf Jahre der Verbannung einen Märtyrer, und fünfzehn Jahre der Reſtauration einen Gott machen ſollten

Man ſaß bei Tiſche und das Geſpräch war im Schwunge, glühend von allen Leidenſchaften, von den Leidenſchaften der Zeit, von den Leidenſchaften, welche um ſo furchtbarer, um ſo lebendiger, um ſo erbitterter im Süden brauſten, als ſeit fünf Jahren der religiöſe Haß den politiſchen unterſtützte.

Der Kaiſer, — Fürſt der Inſel Elba, nachdem er der unumſchränkte Beherrſcher eines Weltalls geweſen war, eine Bevölkerung von fünf bis ſechstauſend Seelen regierend, nachdem er: Es lebe Napoleon! von hundert und zwanzig Millionen in zehn verſchiedenen Sprachen hatte rufen hören, wurde hier wie ein auf immer für den Thron von Frankreich verlorener Menſch

behandelt. Die Beamten enthüllten politiſche Mißgriffe, die Militären ſprachen von Moskau und Leipzig, die Frauen von ſeiner Scheidung von Joſephine. Dieſer freudigen, nicht über den Fall des Mannes, ſondern über die Vernichtung des Prinzips triumphirenden royaliſtiſchen Welt kam es vor, als begänne das Leben wieder für ſie, als erwachte ſie aus einem peinlichen Traume.

Ein mit dem Sanct-Ludwigskreuze geſchmückter Mann erhob ſich und ſchlug die Geſundheit des Königs Ludwig XVIII. ſeinen Gäſten vor. Es war der Marquis von Saint-Meran.

Bei dieſem Toaſt, der zugleich an den Verbannten von Hartwell und an den pacificirenden König von Frankreich erinnerte, entſtand ein gewaltiges Geräuſch; die Gläſer wurden auf engliſche Weiſe emporgehoben, die Frauen machten ihre Sträuße los und beſtreuten das Tiſchtuch damit. Es herrſchte eine beinahe dichteriſche Begeiſterung.

„Sie müßten zugeben, wenn ſie da wären," ſprach die Marquiſe von Saint-Meran, eine Frau mit trockenem Auge, dünnen Lippen, mit ariſtokratiſcher und trotz ihrer fünfzig Jahre noch zierlicher Tournure, „alle dieſe Revolutionäre, welche uns vertrieben haben, und die wir unſerer Seits ganz ruhig in ihren alten Schlöſſern, welche ſie unter der Schreckensregierung für ein Stück Brod erkauften, Meutereien anzetteln laſſen, ſie müßten anerkennen, ſage ich, daß die wahre Ergebenheit auf unſerer Seite war, denn wir hielten an der einſtürzenden Monarchie, während ſie im Gegentheil die aufgehende Sonne begrüßten und ihr Glück machten, indeß wir das unſere verloren; ſie müßten anerkennen, daß unſer König Ludwig der Vielgeliebte wirklich gut war, während ihr Uſurpator nie etwas Anderes geweſen iſt, als Napoleon der Verfluchte, nicht wahr, Villefort?"

„Sie ſagen, Frau Marquiſe? . . . verzeihen Sie, ich war nicht bei dem Geſpräche . . ."

„Ah, laſſen Sie die Kinder, Marquiſe," verſetzte Greis, der den Toaſt gebracht hatte; „dieſe Kinder w ſich heirathen und haben natürlich von etwas And mit einander zu ſprechen, als von Politik."

„Ich bitte um Vergebung, meine Mutter," ſagte junge, hübſche Perſon mit blonden Haaren und mit e Sammetauge, „ich gebe Ihnen Herrn von Villefort rück, den ich für eine Minute in Anſpruch genon hatte. Herr von Villefort, meine Mutter ſpricht Ihnen."

„Ich bin bereit, der gnädigen Frau zu antwo wenn ſie die Güte haben will, ihre Frage, die ich genau verſtand, zu wiederholen," ſagte Herr von Vill

„Man vergibt Dir, Renée," ſprach die Mar mit einem zärtlichen Lächeln, das man über dieſes tro Geſicht ſchweben zu ſehen erſtaunt war; aber das der Frau iſt ſo beſchaffen, daß es, ſo dürr es auch dem Hauche der Vorurtheile und den Anforderunge Etiquette werden mag, immer noch einen fruchtbaren lachenden Winkel hat: es iſt der Winkel, der von der mütterlichen Liebe geheiligt worden iſt. „Man gibt Dir. Ich ſagte, Villefort, die Bonapartiſten h weder unſere Begeiſterung, noch unſere Ueberzeug noch unſere Ergebenheit."

„Ah! Madame, Sie haben wenigſtens etwas, alles Dies erſetzt: es iſt der Fanatismus. Napolec der Mahomet des Weſten, er iſt für alle dieſe aus Volke abſtammenden, aber mit erhabenem Ehrgeize gerüſteten Menſchen nicht nur ein Geſetzgeber und ſondern auch ein Muſterbild, das Muſterbild der Gleichh

„Der Gleichheit!" rief die Marquiſe, „Napoleon Muſterbild der Gleichheit! Und was werden Sie aus Herrn von Robespierre machen? Es ſcheint mir, ſtehlen ihm ſeinen Platz, um ihn dem Corſen zu ge

„Nein, Madame," antwortete Villefort, „ich Jeden auf ſeinem Piedeſtal, Robespierre, Place Louis

auf ſeinem Schaffot, Napoleon, Place, Vendome auf ſeiner Säule; nur hat der Eine eine Gleichheit gemacht, welche erniedrigt, der Andere eine Gleichheit, welche erhöht; der Eine hat die Könige auf das Niveau der Guillotine, der Andere hat das Volk auf das Niveau des Thrones erhoben. Damit will ich nicht ſagen," fügte Villefort lachend bei, „es ſeien nicht alle Beide heilloſe Empörer, und der 9. Thermidor und der 4. April 1814 ſeien nicht glückliche Tage für Frankreich und würdig, durch die Freunde der Ordnung und der Monarchie gleich feſtlich begangen zu werden; aber dies erklärt auch, wie Napoleon, obgleich gefallen, um, wie ich hoffe, nie mehr aufzuſtehen, ſeine Anhänger, ſeine Seiden behalten hat."

„Wiſſen Sie, daß das, was Sie da ſprechen, Villefort, auf eine Meile nach der Revolution riecht? Aber ich vergebe Ihnen. Man kann nicht Sohn eines Girondiſten ſein, ohne einen Erdgeſchmack beizubehalten."

Eine lebhafte Röthe bedeckte die Stirne von Villefort.

„Mein Vater war Girondiſt, Madame," ſagte er, „das iſt wahr; aber mein Vater hat nicht für den Tod des Königs geſtimmt. Mein Vater war geächtet durch dieſelbe Schreckensregierung, welche Sie ächtete, und es fehlte nicht viel, ſo hätte er ſein Haupt auf daſſelbe Blutgerüſte legen müſſen, welches das Haupt Ihres Vaters fallen ſah."

„Ja," ſprach die Marquiſe, ohne daß dieſe blutige Erinnerung irgend eine Veränderung in ihren Geſichtszügen zur Folge hatte, „nur mit dem Unterſchiede, daß Beide aus geradezu entgegengeſetzten Gründen den Kopf verloren hätten. Zum Beweiſe mag dienen, daß meine ganze Familie den verbannten Prinzen anhänglich geblieben iſt, während ſich die Ihrige eiligſt mit der neuen Regierung verband, und daß, nachdem der Bürger Noirtier Girondiſt geweſen war, der Graf Noirtier Senator geworden iſt."

„Meine Mutter," rief Renée, „Sie wiſſen, daß es

verabredet war, nicht mehr von allen dieſen ſchlimmen Erinnerungen zu ſprechen."

„Madame," verſetzte Villefort, „ich verbinde mich mit Fräulein von Saint-Meran, um Sie demüthig um Vergeſſenheit des Vergangenen zu bitten Wozu ſoll es nützen, über Dinge zu klagen, vor denen ſelbſt der Wille Gottes ohnmächtig iſt. Gott kann die Zukunft verändern, aber an der Vergangenheit vermag er nichts zu ändern. Wir Menſchen vermögen, wenn nicht ſie zu verleugnen, doch einen Schleier darüber zu werfen. Ich habe mich nicht nur von den Anſichten, ſondern auch von dem Namen meines Vaters getrennt. Mein Vater war und iſt vielleicht noch jetzt Bonapartiſt und heißt Noirtier; ich bin Royaliſt und heiße von Villefort. Laſſen Sie alſo in dem alten Stamme einen Reſt von revolutionärem Safte abſterben, Madame, und ſehen Sie nichts als den Schößling, der ſich von dieſem Stamme entfernt, ohne ſich gänzlich von demſelben löſen zu können, oder ſogar löſen zu wollen."

„Bravo, Villefort," ſprach der Marquis, „bravo, gut geantwortet! Ich habe auch der Marquiſe immer Vergeſſenheit des Vergangenen gepredigt, ohne es je von ihr erlangen zu können; Sie werden hoffentlich glücklicher ſein."

„Ja, es iſt gut," ſprach die Marquiſe, „vergeſſen wir die Vergangenheit, mir iſt es lieb, und es bleibt alſo abgemacht. Aber Villefort ſoll wenigſtens für die Zukunft unbeugſam ſein. Vergeſſen Sie nicht, Villefort, daß wir bei ſeiner Majeſtät uns für Sie verantwortlich gemacht haben, daß Seine Majeſtät ebenfalls die Gnade hatte, auf unſere Empfehlung zu vergeſſen," ſie reichte ihm die Hand, „wie ich auf Ihre Bitte vergeſſe. Nur bedenken Sie, wenn irgend ein Meuterer in Ihre Hände fällt, daß die Augen um ſo mehr auf ſie gerichtet ſind, als man weiß, daß Sie einer Familie angehören, welche vielleicht mit dieſen Meuterern in Verbindung ſteht."

„Ah, Madame,“ ſprach Villefort, „mein G
und beſonders die Zeit, in welcher wir leben, gro
mir ſtreng zu ſein, und ich werde es ſein. Bereits h
ich einige politiſche Anklagen aufrecht zu erhalten,
ich habe in dieſer Beziehung meine Probe abgel
Leider ſind wir noch nicht damit zu Ende.“

„Sie glauben?“ ſagte die Marquiſe.

„Ich befürchte es. Napoleon iſt auf der Inſel El
ſehr nahe bei Frankreich. Seine Gegenwart, gleichſa
im Angeſichte unſerer Küſte, nährt die Hoffnungen ſein
Parteigänger. Marſeille iſt voll von Officieren auf halbe
Solde, welche täglich unter nichtigen Vorwänden Strei
mit den Royaliſten ſuchen. Daraus entſtehen Duell
unter den Menſchen der höheren Klaſſen, daraus Ermor-
dungen im Volke.“

„Ja,“ ſagte der Graf von Salvieux, ein alter Freund
von Herrn von Saint-Meran und Kammerherr des Herrn
Grafen d'Artois, „ja, aber Sie wiſſen, daß ihm die heilige
Allianz einen andern Wohnort anweiſt?“

„Es war allerdings bei unſerer Abreiſe von Paris
die Rede davon,“ verſetzte Herr von Saint-Meran. Wo-
hin ſchickt man ihn?“

„Nach Sanct Helena.“

„Nach Sanct Helena!“ Was iſt das?“ fragte die
Marquiſe.

„Eine Inſel zwei tauſend Meilen von hier, jenſeits
r Linie,“ antwortete der Graf.

„Das iſt gut. Es war, wie Villefort ſagt, eine
ße Thorheit, daß man einen ſolchen Menſchen zwiſchen
rſica, wo er geboren iſt, zwiſchen Neapel, wo ſein
ſchwager noch herrſcht, und im Angeſichte von Italien
, aus dem er ein Königreich für ſeinen Sohn machen
te.“

„Leider,“ ſprach Villefort, „haben wir die Verträge
1814, und man kann Napoleon nicht berühren, ohne
Verträge zu verletzen.“

„Nun, man wird ſie verletzen,“ ſprach Herr von

Salvieux. „Hat er die Sache ſo genau genommen, al
es ſich darum handelte, den unglücklichen Herzog vo
Enghien erſchießen zu laſſen?“

„Ja,“ ſprach die Marquiſe, „es iſt abgemacht. Di
heilige Allianz befreit Europa von Napoleon und Ville
fort befreit Marſeille von ſeinen Parteigängern. De
König herrſcht oder herrſcht nicht: herrſcht er, ſo muſ
ſeine Regierung ſtark, ſo müſſen ſeine Beamten unbeugſam
ſein: das iſt das Mittel, dem Böſen zu begegnen.“

„Leider, Madame,“ entgegnete Villefort lächelnd
„leider kommt ein Staatsanwalt immer erſt, wenn da
Böſe geſchehen iſt.“

„Dann iſt es ſeine Sache, es wieder gut zu machen.“

„Ich könnte Ihnen ſagen, Madame, daß wir da
Böſe nicht gut machen, ſondern es rächen.“

„Oh, Herr von Villefort!“ rief eine hübſche jung
Perſon, die Tochter des Grafen von Salvieux und ein
Freundin von Fräulein von Saint-Meran, „ſuchen Sie
ſo lange wir in Marſeille ſein werden, einen ſchöne
Prozeß zu bekommen. Ich habe nie einen Aſſiſſenhof ge
ſehen, und man ſagt, es ſei etwas Seltſames.“

„In der That, ſehr ſeltſam, mein Fräulein,“ er
wiederte der Subſtitut, „denn ſtatt einer ſcheinbaren Tra
gödie findet man ein wirkliches Drama; ſtatt geſpielte
Schmerzen ſind es wirkliche Schmerzen. Statt wenn de
Vorhang herabgelaſſen iſt, nach Hauſe zu gehen, mi
ſeiner Familie zu Nacht zu ſpeiſen und ſich ruhig nieder
zulegen, um am andern Tage wieder anzufangen, kehr
dieſer Menſch in das Gefängniß zurück, wo er den Henke
findet. Sie ſehen, daß es für nervige Perſonen, welch
Aufregungen ſuchen, kein Schauſpiel gibt, das dieſe
gleichkommt. Seien Sie unbeſorgt, mein Fräulein, wenn
ſich Gelegenheit zeigt, werde ich es Ihnen verſchaffen.“

„Er macht uns beben und lacht dabei!“ ſprach
Renée erbleichend.

as wollen Sie, es iſt ein Zweikampf . . . Ich
n fünf oder ſechsmal die Todesſtrafe bei politiſch
ten verlangt . . . . Wer weiß, wie viele Dolche
Stunde im Schatten geſchliffen werden oder
ch gerichtet ſind?"
)! mein Gott!" rief Renée düſter, „ſprechen Sie
e, Herr von Villefort?"
vollem Ernſte, mein Fräulein," erwiederte der
lächelnd. „Und durch die ſchönen Prozeſſe,
as Fräulein wünſcht, um ſeine Neugierde zu
n, und welche ich wünſche, um meinen Ehrgeiz
digen, wird ſich die Lage der Dinge nur er-
Glauben Sie, daß dieſe Soldaten von Napo-
wohnt blindlings dem Feinde entgegen zu gehen,
, wenn ſie eine Patrone abbrennen oder mit dem
te angreifen? Werden ſie mehr überlegen, um
ann zu tödten, den ſie für ihren perſönlichen
lten, als um einen Ruſſen, einen Oeſterreicher
r Ungarn zu tödten, den ſie nie zuvor geſehen
Ueberdies muß das ſo ſein, ſonſt hätte unſer
t keine Entſchuldigung. Ich ſelbſt, wenn ich in
e des Angeſchuldigten den leuchtenden Blitz der
cken ſehe, fühle mich ermuthigt, begeiſtert; es iſt
)r ein Prozeß, es iſt ein Kampf; ich fechte gegen
macht ſeine Stöße, ich mache meine Gegenſtöße,
Kampf endigt, wie alle Kämpfe, durch einen
r durch eine Niederlage. Das nennt man plai-
)s iſt die Gefahr, welche die Beredſamkeit bildet.
eſchuldigter, der mir nach meiner Replique zu-
)ürde, machte mich glauben, ich hätte ſchlecht ge-
was ich geſagt, wäre matt, kraftlos, ungenügend
Denken Sie an das Gefühl des Stolzes, das
) der Schuld des Angeklagten überzeugten Staats-
rfaßt, wenn er den Schuldigen unter dem Ge-
r Beweiſe, unter den Blitzen ſeiner Beredſamkeit
rbeugen ſieht. Dieſer Kopf beugt ſich, er wird

Renée ſtieß einen leichten Schrei aus.

„Das heiße ich ſprechen,“ ſagte einer von den Gäſten.

„Das iſt ein Mann, wie man ihn in unſeren Zeiten braucht,“ rief ein Anderer.

„Bei Ihrer letzten Angelegenheit,“ ſprach ein Dritter, „ſind Sie auch vortrefflich geweſen, Herr von Villefort. Sie wiſſen, der Mann, der ſeinen Vater ermordet hatte, Sie haben ihn buchſtäblich getödtet, ehe ihn der Henker nur berührte.“

„Ah! für Vatermörder, das laſſe ich mir gefallen,“ verſetzte Renée, „es gibt keine Strafe, welche für ſolche Menſchen groß genug wäre; aber für die unglücklichen politiſch Angeklagten!“ . . . .

„Das iſt noch ſchlimmer, Renée, denn der König iſt der Vater der Nation, und den König ſtürzen oder umbringen wollen, heißt den Vater von zwei und dreißig Millionen Menſchen umbringen wollen.“

„Oh! das iſt gleich, Herr von Villefort,“ entgegnete Renée, „Sie verſprechen mir Nachſicht für diejenigen, welche ich Ihnen empfehlen werde?“

„Seien Sie unbeſorgt,“ erwiederte Herr von Villefort mit ſeinem reizendſten Lächeln, „wir machen meine Requiſitorien mit einander.“

„Meine Liebe,“ ſprach die Marquiſe, „kümmere Dich um Deine Vögel und um Deine Hündchen, und laſſe Deinen zukünftigen Gatten ſeine Geſchäfte abmachen. Heute ruhen die Waffen und die bürgerliche Amtstracht ſteht im Anſehen; es gibt darüber ein lateiniſches Wort von großem Gewicht.“

„Cedant arma togae,“ ſprach Herr von Villefort ſich verbeugend.

„Ich wagte es nicht, Lateiniſch zu ſprechen,“ verſetzte die Marquiſe.

„Ich glaube, ich würde es vorziehen, wenn Sie ein Arzt wären,“ ſprach Renée; „der Würgengel, obgleich er ein Engel iſt, hat mich ſtets erſchreckt.“

„Gute Renée!“ murmelte Villefort und ſchaute dabei das Mädchen mit einem liebevollen Blicke an.

„Meine Tochter,“ ſagte der Marquis, „Herr von Villefort wird der moraliſche und politiſche Arzt dieſer Provinz werden; glaube mir, es iſt ihm eine ſchöne Rolle übertragen.“

„Und das wird das Mittel ſein, diejenige vergeſſen zu machen, welche ſein Vater geſpielt hat,“ fügte die unverbeſſerliche Marquiſe bei.

„Madame,“ verſetzte Villefort mit einem traurigen Lächeln, „ich habe bereits die Ehre gehabt, Ihnen zu bemerken, daß mein Vater, ich hoffe es wenigſtens, die Irrthümer ſeiner Vergangenheit abgeſchworen hat, daß er ein eifriger Freund der Ordnung und der Religion, vielleicht ein beſſerer Royaliſt, als ich bin, geworden iſt, denn er iſt es mit Reue und ich bin es nur mit Leidenſchaft.“

Nach dieſer abgerundeten Phraſe ſchaute Villefort die Gäſte an, um die Wirkung ſeiner Rede zu beobachten, wie er nach einer gleichbedeutenden Phraſe im Gerichtsſaale die Zuhörer angeſchaut haben würde.

„Mein lieber Villefort,“ verſetzte der Graf von Salvieux, „das iſt gerade, was ich vorgeſtern einem Miniſter des königlichen Hauſes antwortete, der ſich ein wenig Auskunft von mir über die ſeltſame Verbindung zwiſchen dem Sohne eines Girondiſten und der Tochter eines Officiers von der Armee von Condé erbat, und der Miniſter begriff es ganz wohl. Dieſes Syſtem der Vermiſchung iſt das von Ludwig XVIII. Der König, welcher unſer Geſpräch, ohne daß wir es vermutheten, anhörte, unterbrach uns auch und ſagte: „„Villefort (bemerken Sie wohl, der König ſprach den Namen Noirtier nicht aus, ſondern legte im Gegentheil einen Nachdruck auf den Namen Villefort), Villefort,““ ſagte der König, „„wird ſeinen Weg machen; er iſt ein bereits reifer junger Mann und gehört meiner Welt an. Ich habe es mit Vergnügen geſehen, daß ihn der Marquis

und die Marquiſe von Saint-Meran zum Schwiegerſohne nehmen, und ich würde ihnen dieſe Verbindung gerathen haben, wären ſie nicht zuerſt gekommen, um mich um Erlaubniß zu dieſer Heirath zu bitten.““

„Der König hat dies geſagt?“ rief Villefort entzückt.

„Ich wiederhole Ihnen ſeine eigenen Worte, und wenn der Marquis offenherzig ſein will, ſo wird er Ihnen zugeſtehen, daß das, was ich Ihnen hier mittheile, vollkommen mit dem im Einklang ſteht, was er ihm ſelbſt geſagt hat, als er vor ſechs Monaten von einer beabſichtigten Heirath zwiſchen Ihnen und ſeiner Tochter ſprach.“

„Das iſt wahr,“ ſagte der Marquis.

„Oh! ich habe alſo dieſem guten Fürſten Alles zu verdanken! Was werde ich nicht thun, um ihm zu dienen!“

„So iſt es gut,“ ſprach die Marquiſe, „ſo liebe ich Sie: es erſcheine in dieſem Augenblick ein Meuterer, und er wird willkommen ſein.“

„Und ich, meine Mutter,“ ſagte Renée, „ich bitte Gott, er möge Sie nicht hören, und Herrn von Villefort nur kleine Diebe, ſchwache Bankerottirer und ſchüchterne Betrüger ſchicken; dann kann ich ruhig ſchlafen.“

„Das iſt gerade,“ verſetzte Villefort, „als ob Sie einem Arzte Migränen, Rötheln und Weſpenſtiche, Dinge, welche nicht mehr als die Oberhaut gefährden, wünſchen würden; wenn Sie mich als Staatsanwalt ſehen wollen, ſo wünſchen Sie mir im Gegentheil furchtbare Krankheiten deren Heilung dem Arzte Ehre macht.“

In dieſem Augenblick, als hätte der Zufall nur das Ausſprechen des Wunſches von Villefort abgewartet, damit dieſer Wunſch in Erfüllung ginge, trat ein Kammerdiener ein und ſagte ihm einige Worte in das Ohr. Villefort ſtand ſich entſchuldigend vom Tiſche auf und kam einige Minuten nachher mit heiterem Antlitz und lächelnden Lippen wieder zurück.

Renée ſchaute ihn liebevoll an; denn ſo geſehen, mit ſeinen blauen Augen, mit ſeiner matten Geſichtsfarbe und ſeinem ſchwarzen Backenbarte, war es ein wahrhaft zierlicher junger Mann. Der ganze Geiſt des jungen Mädchens ſchien an ſeinen Lippen zu hängen und die Erklärung ſeines augenblicklichen Verſchwindens zu erwarten.

„Nun, mein Fräulein," ſagte Villefort, „Sie wünſchten ſo eben zum Gatten einen Arzt zu beſitzen. Ich habe mit den Schülern des Aesculap, (man ſprach noch ſo im Jahr 1815), die Aehnlichkeit, daß nie die Gegenwart mir gehört, und daß man mich ſogar an Ihrer Seite, ſogar beim Verlobungsmahle ſtört."

„Und aus welcher Veranlaſſung ſtört man Sie, mein Herr?" fragte das Mädchen mit einer leichten Unruhe.

„Ach! wegen eines Kranken, welcher, wenn man dem glauben darf, was man mir ſagt, in der höchſten Gefahr ſchwebt. Diesmal iſt es ein ſchwerer Fall, und die Krankheit berührt das Schaffot."

„Oh mein Gott!" rief Renée erbleichend.

„Wirklich?" fragte einſtimmig die ganze Verſammlung.

„Es ſcheint, man hat ganz einfach ein bonapartiſtiſches Complott entdeckt."

„Iſt es möglich?" ſprach die Marquiſe.

„Hier iſt die Denunciation."

Villefort las:

„Der Herr Staatsanwalt des Königs wird von einem Freunde des Thrones und der Religion benachrichtigt, daß Edmond Dantes, Second des Schiffes der Pharaon, dieſen Morgen von Smyrna angelangt, nachdem er Neapel und Porto Ferrajo berührt hat, von Murat mit einem Briefe für den Uſurpator, und von dem Uſurpator mit einem Briefe für das bonapartiſtiſche Comité in Paris beauftragt worden iſt.

„Den Beweis von ſeinem Verbrechen wird man

bekommen, wenn man ihn verhaftet; denn man finde dieſen Brief entweder bei ihm, oder bei ſeinem Vater oder in ſeiner Kajüte an Bord des Pharaon."

„Dieſen Brief," ſagte Renée, „der überdies nur anonym iſt, hat man jedoch an den Staatsanwalt adreſſirt, und nicht an Sie."

„Ja, aber der Staatsanwalt iſt nicht hier; in ſeiner Abweſenheit gelangte das Schreiben an den Sekretär welcher die Briefe zu öffnen beauftragt war; er hat alſo dieſen geöffnet, mich ſuchen laſſen, und da er mich nicht fand, Befehl zur Verhaftung gegeben."

„Der Schuldige iſt verhaftet?" ſagte die Marquiſe.

„Das heißt der Beklagte," verſetzte Renée.

„Ja, Madame," erwiederte Villefort, „und wie ich ſo eben dem Fräulein Renée zu bemerken die Ehre hatte,.. findet man den fraglichen Brief, ſo iſt der Kranke ſehr krank."

„Wo iſt der Unglückliche?" fragte Renée.

„Er wartet bei mir."

„Gehen Sie, mein Freund," ſprach der Marquis „verſäumen Sie Ihre Pflichten nicht, um bei uns zu verweilen, wenn Sie der Dienſt des Königs ruft."

„Oh! Herr von Villefort," ſagte Renée die Hände faltend, „ſeien Sie nachſichtig, es iſt heute unſer Verlobungstag."

Villefort ging um den Tiſch und ſprach, dem Stuhle des jungen Mädchens ſich nähernd, auf deſſen Lehne er ſich ſtützte:

„Um Ihnen eine Unruhe zu erſparen, werde ich Alles thun, was ich vermag; aber wenn die Anzeiger ſicher ſind, wenn die Beſchuldigung wahr iſt, ſo muß man wohl dieſes ſchlimme bonapartiſtiſche Kraut abſchneiden."

Renée bebte bei dem Worte abſchneiden, denn das Kraut, um welches es ſich handelte, hatte einen Kopf.

„Bah! bah!“ rief die Marquiſe, „hören Sie nicht auf dieſes junge Mädchen, Villefort.“

Und die Marquiſe reichte Villefort die trockene Hand, die er küßte, während er Renée anſah und dieſer mit den Augen ſagte:

„Ihre Hand iſt es, die ich küßte oder wenigſtens in dieſem Augenblick zu küßen wünſchte.“

„Traurige Auſpicien!“ murmelte Renée.

„In der That, mein Fräulein,“ ſprach der Marquiſe, „Sie ſind verzweiflungsvoll kindiſch; ich frage Sie, was kann das Geſchick des Staates mit den Empfindeleien Ihrer Einbildungskraft und Ihres Herzens gemein haben?“

„Oh meine Mutter!“ murmelte Renée.

„Gnade für die ſchlechte Royaliſten, Frau Marquiſe,“ ſagte von Villefort, „ich verſpreche Ihnen meine Aufgabe als Subſtitut des Staatsanwalts gewiſſenhaft zu erfüllen, das heißt furchtbar ſtreng zu ſein.“

Aber während der Beamte dieſe Worte an die Marquiſe richtete, warf er zu gleicher Zeit verſtohlen ſeiner Braut einen Blick zu, und dieſer ſagte:

„Sei unbeſorgt, Renée, um Deiner Liebe willen werde ich nachſichtig ſein.“

Renée erwiederte dieſen Blick mit ihrem ſüßeſten Lächeln, und Villefort entfernte ſich mit dem Paradieſe im Herzen.

Siebentes Kapitel.

Das Verhör.

Kaum hatte Villefort den Speiſeſaal verlaſſen, al
er ſeine heitere Maske ablegte, um die ernſte Mien
eines Mannes anzunehmen, der zu der erhabenen Func
tion, über das Leben von ſeines Gleichen zu entſcheiden
berufen iſt. Trotz der Beweglichkeit ſeiner Geſichts
bildung, einer Beweglichkeit, die der Subſtitut, wi
es ein geſchickter Schauſpieler thun muß, wiederholt a
ſeinem Spiegel ſtudirt hatte, war es dies Mal eine Ar
beit für ihn, ſeine Miene zu halten und ſeine Züge z
verdüſtern. Abgeſehen von der Erinnerung an die po
litiſche Laufbahn ſeines Vaters, welche, wenn er ſic
nicht ganz und gar davon entfernte, ſeiner Zukunft i
den Weg treten konnte, war Gerard von Villefort i
dieſem Augenblick ſo glücklich, als es einem Menſche
zu ſein vergönnt iſt. Bereits durch ſich ſelbſt reich
nahm er mit ſieben und zwanzig Jahren einen hohe
Poſten in der Magiſtratur ein. Er heirathete ein
junge hübſche Perſon, die er liebte, nicht leidenſchaft
lich, ſondern mit Vernunft, wie ein Subſtitut de
Staatsanwaltes lieben kann. Neben ihrer Schönhei
gehörte Fräulein von Saint-Meran, ſeiner Braut, eine
von den Familien an, die im beſten Einvernehme
mit dem Hofe jener Zeit ſtanden, und außer dem Ein
fluſſe ihres Vaters und ihrer Mutter, welche, da ſi
kein anderes Kind hatten, denſelben ganz ihrem Schwie
gerſohne widmen konnten, brachte ſie ihrem Gatten ein
Mitgift von fünfzigtauſend Thalern, die ſich in de
Hoffnung — ein grauſames, durch die Heirathsvermitt
ler erfundenes Wort — eines Tages mit einer Erbſchaf
von einer halben Million vermehren konnte. Alle dieſ
Elemente bildeten im Verein für Villefort eine Geſammt

ſumme von ſo blendender Glückſeligkeit, daß es ihm vorkam, als erblickte er Flecken in der Sonne, wenn er lange Zeit ſein inneres Leben mit dem Geſichte der Seele betrachtet hatte.

Vor der Thüre fand er den Polizeicommiſſär, der auf ihn wartete. Bei dem Anblicke des ſchwarzen Mannes fiel er alsbald aus der Höhe des dritten Himmels auf die materielle Erde, auf der wir einhergehen. Er brachte ſein Geſicht in die gehörige Haltung, näherte ſich dem Beamten und ſprach zu ihm:

„Hier bin ich, ich habe den Brief geleſen, und Sie thaten wohl daran, dieſen Menſchen zu verhaften. Geben Sie mir nun über ihn und über die Meuterei alle einzelnen Umſtände an, welche Sie in Erfahrung gebracht haben.“

„Ueber die Meuterei, mein Herr, wiſſen wir noch nichts; alle Papiere die man bei ihm bekommen hat, ſind in ein einziges Bündel zuſammengepackt und in Ihrem Bureau verſiegelt niedergelegt worden. Was den Angeſchuldigten betrifft, ſo haben Sie aus dem Briefe, der denſelben denuncirt, erſehen, daß er Edmond Dantes heißt und Second an Bord des Dreimaſters der Pharaon iſt, welcher Baumwollenhandel mit Alexandrien und Smyrna treibt und dem Hauſe Morrel und Sohn in Marſeille gehört.“

„Hat er bei der Militärmarine gedient, ehe er bei der Handelsmarine diente?“

„Oh nein, mein Herr, er iſt ein ganz junger Menſch.“

„Wie alt?“

„Höchſtens neunzehn bis zwanzig Jahre.“

In dieſem Augenblicke und als Villefort, der der Grande-Rue folgte, an der Ecke der Rue des Conſeils gelangt war, ſprach ihn ein Mann an, der ihn im Vorbeigehen zu erwarten ſchien: es war Herr Morrel.

„Ah, Herr von Villefort!“ rief der brave Mann, als er den Subſtitut erblickte, „ich bin ſehr glücklich,

Sie zu treffen. Denken Sie, daß man den seltsamsten, den unerhörtesten Mißgriff begangen hat: man hat den Second meines Schiffes, Edmond Dantes, verhaftet."

„Ich weiß es, mein Herr," antwortete Villefort, „und werde ihn sogleich verhören."

„Oh, Herr!" fuhr Morrel, hingerissen von seiner Freundschaft für den jungen Mann, fort, „Sie kennen Denjenigen nicht, welchen man anklagt, aber ich kenne ihn. Denken Sie sich den sanftesten, den redlichsten Menschen, und ich wage wohl zu behaupten, den Mann, der sein Geschäft bei der ganzen Handelsmarine am Besten versteht. Oh, Herr von Villefort, ich empfehle Ihnen denselben aufrichtig und von ganzem Herzen."

Villefort gehörte, wie man sehen konnte, der adeligen Partei der Stadt an und Morrel der plebejischen. Der Erste war Ultraroyalist, der Zweite des Bonapartismus verdächtig. Villefort schaute Morrel verächtlich an und antwortete ihm mit kaltem Tone:

„Sie wissen, mein Herr, daß man sanft im Privatleben, ehrlich in seinen Handelsverbindungen, geschickt in seinem Berufe, und darum nicht minder, politisch zu sprechen, ein großer Verbrecher sein kann. Sie wissen das, nicht wahr, mein Herr?"

Der Beamte legte auf diese letzten Worte einen besondern Nachdruck, als wollte er sie auf den Rheder selbst anwenden, während sein forschender Blick bis in die Tiefe des Herzens dieses Mannes dringen zu wollen schien, welcher so kühn war, für einen Andern in das Mittel zu treten, während er wissen mußte, daß er selbst der Nachsicht bedurfte.

Morrel erröthete, denn er fühlte, daß sein Gewissen in Beziehung auf seine politische Gesinnung nicht ganz rein war, und überdies beunruhigte seinen Geist einigermaßen die vertrauliche Mittheilung, welche ihm Dantes hinsichtlich seiner Zusammenkunft mit dem Großmarschall und einiger Worte gemacht hatte, welche von

an ihn gerichtet worden waren. Er fügte
: dem Tone der tiefſten Theilnahme bei:
bitte Sie inſtändig, Herr von Villefort, ſeien
:, wie Sie es ſein müſſen, gut, wie Sie es
, und geben Sie uns ſchleunigſt dieſen ar-
s zurück."
„Geben Sie uns" klang in dem Ohre des
des Staatsanwaltes ganz revolutionär.
," ſagte er ganz leiſe zu ſich ſelbſt, „geben Sie
ollte dieſer Dantes zu irgend einer Carbonari-
gehören, daß ſein Beſchützer, ohne daran zu
der Collectivform bedient! Man hat ihn in
ke verhaftet, wie mir der Commiſſär ſagte: in
Geſellſchaft, fügte derſelbe bei: das wird wohl
menkunft geweſen ſein."
antwortete er laut:
Herr, Sie können vollkommen ruhig ſein.
nicht vergeblich an meine Gerechtigkeit apellirt
n der Angeklagte unſchuldig iſt. Iſt er dage-
, ſo leben wir in einer ſchwierigen Zeit, mein
die Strafloſigkeit ein unſeliges Beiſpiel geben
h werde alſo genöthigt ſein, meine Pflicht zu

nach, da er die Thüre ſeines unmittelbar an
alaſt anſtoßenden Hauſes erreicht hatte, grüßte
r eiſigen Höflichkeit den unglücklichen Rheder,
rſteinert auf dem Platze blieb, wo ihn Ville-
n hatte, und trat majeſtätiſch in ſeine Woh-

Vorzimmer war voll von Gendarmen und Po-
. Mitten unter ihnen ſtand, ſtreng bewacht,
mhüllt von flammenden Blicken des Haſſes,
unbeweglich der Gefangene.
rt ſchritt durch das Vorzimmer, warf einen
Blick auf Dantes, nahm ein Bündel Akten,
in Agent überreichte und verſchwand mit den

„Man führe den Gefangenen vor.“

So raſch dieſer Blick auch geweſen war, ſo genügte er doch für Villefort, um ihm einen Begriff von dem Menſchen zu geben, den er verhören ſollte. Er hatte den Verſtand, in dieſer breiten, offenen Stirne den Muth in dem feſten Auge und die Treuherzigkeit in den dicken, halb geöffneten Lippen erkannt, welche eine doppelte Reihe von Zähnen, ſo weiß wie Elfenbein, erſchauen ließen.

Der erſte Eindruck war für Dantes günſtig geweſen; aber Villefort hatte ſo oft als ein Wort tiefer Politik ſagen hören, man müſſe ſeiner erſten Bewegung mißtrauen, inſofern dieſe die gute ſei, daß er die Maxime auf den Eindruck anwandte, ohne die Verſchiedenheit in Betracht zu ziehen, welche zwiſchen den zwei Worten ſtattfindet.

Er erſtickte alſo die guten Inſtinkte, welche ſich ſeines Herzens bemächtigen wollten, um von da ſeinen Geiſt anzugreifen, ordnete vor dem Spiegel ſein Feſttagsgeſicht und ſetzte ſich dann düſter und drohend an ſeinen Schreibtiſch.

Einen Augenblick nach ihm trat Dantes ein.

Der junge Mann war immer noch bleich, aber ruhig und lächelnd. Er verbeugte ſich vor ſeinem Richter mit ungezwungener Artigkeit und ſuchte dann mit den Augen einen Stuhl, als wäre er in dem Salon des Rheders Morrel geweſen.

Jetzt erſt begegnete er dem trüben Blicke von Villefort, dem Blicke, der den Männern des Juſtizpalaſtes eigenthümlich iſt, welche nicht in ihren Gedanken leſen laſſen wollen und aus ihrem Auge ein matt geſchliffenes Glas machen. Dieſer Blick belehrte ihn, daß er ſich vor der Juſtiz, einer Geſtalt von düſteren Formen, befand.

„Wer ſind Sie und wie heißen Sie?“ fragte Villefort, in den Akten blätternd, die ihm der Agent bei ſeinem Eintritte übergeben hatte, und welche bereits

angreich g r waren, ſo raſch hängt ſich
mirhandwe an den unglücklichen Körper, den
Angeklagten nennt.
 heiße Edmond Dantes, mein Herr," antwor-
junge Mann mit einer ruhigen, klangreichen
„und bin Second an Bord des Schiffes der
das den Herren Morrel und Sohn gehört."
r Alter?" fuhr Villefort fort.
nzehn Jahre," antwortete Dantes.
s thaten Sie in dem Augenblick, wo Sie ver-
rden?"
wohnte meinem eigenen Verlobungsmahle bei,
rr," ſagte Dantes mit einer leicht bewegten
ſo ſchmerzlich war der Contraſt jener Augen-
Freude mit der traurigen Ceremonie, welche
erfüllte, ſo ſehr machte das düſtere Geſicht von
n Villefort das ſtrahlende Antlitz von Mercedes
ganzen Licht erglänzen.
e wohnten Ihrem Verlobungsmahle bei?" ſprach
ititut unwillkührlich zitternd.
, mein Herr, ich bin im Begriff, ein Mädchen
jen, das ich ſeit drei Jahren liebe."
empfindlich Villefort gewöhnlich war, ſo wurde
heftig von dieſem Zuſammentreffen berührt, und
ite Stimme von Dantes ſollte eine ſympatheti-
r im Grunde ſeiner Seele erwecken: er heira-
), er war auch glücklich, wie Dantes, und man
in ſeinem Glücke geſtört, damit er zur Ver-
der Freude eines Menſchen beitrüge, der, wie
Seligkeit ſo nahe ſtand.
ſe philoſophiſche Zuſammenſtellung," dachte er,
ße Wirkung bei meiner Rückkehr in den Salon
n Meran hervorbringen;" und er ordnete im
während Dantes neue Fragen erwartete,
Geiſte die Gegenſätze, mit deren Hülfe, die nach
achtenden Redner Phraſen bauen, welche zuwei-

len zu dem Glauben führen, dieſelben beſitzen eine wi
liche Beredſamkeit.

Als ſeine kleine Rede im Innern geordnet w
lächelte Villefort über ihre Wirkung, und ſagte zu Da
tes zurückkehrend:

„Fahren Sie fort, mein Herr!“

„Was ſoll ich fortfahren „“

„Das Gericht zu erleuchten.“

„Das Gericht möge mir ſagen, in welchem Pun
es Licht haben will, und ich werde ihm mittheilen, w
ich weiß; nur,“ fügte er ebenfalls mit einem Lächt
bei, „nur muß ich zum Voraus darauf aufmerkſa
machen, daß ich nicht viel weiß.“

„Haben Sie unter dem Uſurpator gedient?“

„Ich ſollte bei der Militärmarine einverleibt werd
als er fiel “

„Man ſagt, Sie haben ſehr auffallende politiſ
Anſichten,“ ſprach Villefort, bei dem man hievon ni
gehaucht hatte, der jedoch gern die Frage ſtellte, n
man eine Anklage ſtellt.

„Meine politiſchen Anſichten, mein Herr, ach! i
ſchäme mich beinahe, es zu geſtehen, aber ich habe n
das gehabt, was man eine Anſicht nennt. Ich b
kaum neunzehn Jahre alt, wie ich zu bemerken die Eh
hatte, ich weiß nichts, ich bin nicht beſtimmt, irgend e
Rolle zu ſpielen; das Wenige aber, was ich weiß n
was ich ſein werde, wenn man mir die Stelle bewilli
nach der ich trachte, habe ich Herrn Morrel zu verdanke
Alle meine Anſichten, ich ſage nicht politiſche, ſonde
Privatanſichten, beſchränken ſich auf folgende drei Gefüh
ich liebe meinen Vater, ich ehre Herrn Morrel und d
Mercedes an Das iſt Alles, mein Herr, was ich d
Gerichte ſagen kann, und Sie ſehen, daß es nicht ſe
intereſſant für daſſelbe iſt.“

Während Dantes ſo ſprach, ſchaute Villefort ſe
zugleich ſo ſanftes und ſo offenes Geſicht an, und füh

ſeinen Geiſt die Worte von Renée zurückkehren, die, ne den Gefangenen zu kennen, um Nachſicht für ihn ɔeten hatte. Mit der Gewohnheit, welche der Subſtitut ı Verbrechers und der Verbrecher bereits beſaß, ſah er jedem Worte von Dantes den Beweis ſeiner Unſchuld ɔvortreten. Dieſer junge Mann, man könnte beinahe ɟen, dieſes Kind, einfach, natürlich, beredt mit jener ɔredſamkeit des Herzens, die man nie findet, wenn man ſucht, voll Zärtlichkeit für Alle, denn er war glücklich d das Glück macht ſogar die Böſen gut, ergoß bis auf ı Richter die ſanfte Freundlichkeit, von der ſein Herz erſtrömte. Edmond hatte in dem Blicke, in der Stimme, der Geberde, ſo rauh und ſtreng Villefort gegen ihn veſen war, nur Liebkoſungen und Güte für denjenigen, lcher ihn befragte.

„Bei Gott," ſagte Villefort zu ſich ſelbſt, „das iſt reizender Junge, und ich werde hoffentlich nicht viel ühe haben, mich bei Renée willkommen zu machen, nn ich ihrer Empfehlung Folge leiſte. Das trägt mir en guten Händedruck vor aller Welt und einen herzli- ɟen Kuß in einem Winkel ein."

Bei dieſer doppelten Hoffnung erheiterte ſich das tlitz von Villefort dergeſtalt, daß, als er ſeine Blicke ı ſeinem Gedanken auf Dantes übertrug, Dantes, der en Bewegungen in der Phyſiognomie ſeines Richters olgt war, lächelte wie ſein Gedanke.

„Mein Herr," ſprach Villefort, „iſt Ihnen bekannt, ɟ Sie einige Feinde haben?"

„Feinde, ich?" erwiederte Dantes, „ich habe das ück, noch zu wenig zu ſein, als daß mir meine Stel- ıg Feinde gemacht haben ſollte. Was meinen viel- cht etwas lebhaften Charakter betrifft, ſo ſuche ich ſelben ſtets gegen meine Untergeordneten zu mildern. h habe zehn bis zwölf Matroſen unter meinem Be- ɟle, man befrage ſie, mein Herr, und ſie werden Ih- n ſagen, daß ſie mich lieben und achten, nicht wie

einen Vater, dazu bin ich noch zu jung, ſondern
älteren Bruder."

„Aber in Ermangelung von Feinden haben
leicht Neider: Sie ſollen mit neunzehn Jahren
tän erwählt werden, das iſt ein hoher Poſten
Stande; Sie ſollen ein hübſches Mädchen heira
Sie liebt, das iſt ein ſeltenes Glück bei allen
der Erde. Dieſe zwei Vorzüge des Schickſal
Ihnen Neider zuziehen."

„Ja, Sie haben Recht. Sie müſſen die
beſſer kennen als ich, und das iſt möglich. So
dieſe Neider unter meinen Freunden ſein, ſo g
daß ich ſie lieber nicht kennen lernen will, un
haſſen zu müſſen."

„Sie haben Unrecht, mein Herr, man m
als möglich klar um ſich her ſehen. In der T
ſcheinen mir ein ſo würdiger junger Mann zu
ich von der gewöhnlichen Regel des Gerichts
abgehen und Ihnen zum Lichte verhelfen will,
Ihnen die Anzeige mittheile, durch die Sie vor
bracht worden ſind. Hier iſt das anklagende Pa
kennen Sie die Handſchrift?"

Villefort zog den Brief aus ſeiner Taſche
ihn Dantes. Dieſer ſchaute und las. Eine
über ſeine Stirne hin und er ſagte:

„Nein, mein Herr, ich kenne dieſe Handſ
ſie iſt verſtellt, und dennoch hat ſie eine ſehr f
Jedenfalls iſt es eine geſchickte Hand, welche dieſe
ben hat; ich bin ſehr glücklich," fügte er, Ville
bar anſchauend, bei, „daß ich es mit einem M
Sie ſind, zu thun habe, denn, in der That, m
iſt ein wahrer Feind."

Und an dem Blitze, welcher in den Auge
gen Mannes zuckte, als er dieſe Worte ſprac
Villefort erkennen, wie viel heftige Energie u
urſprünglichen Sanftmuth verborgen war.

„Und nun antworten Sie mir offenher

‹err,“ ſagte der Subſtitut, „nicht wie ein Angeklagter inem Richter, ſondern wie ein Menſch in einer ſa.ſchen ſtellung einem andern Menſchen antwortet, der ſich für n intereſſirt: was iſt wahr an dieſer anonymen nklage?“

Villefort warf mit Widerwillen den Brief, den ihm ›antes zurückgegeben hatte, auf den Schreibtiſch.

„Alles oder nichts, mein Herr. Hören Sie die ine Wahrheit, bei meiner Seemannsehre, bei meiner ‹ebe für Mercedes, bei dem Leben meines Vaters!“

„Sprechen Sie, mein Herr,“ ſagte Villefort laut. Dann fügte er leiſe bei:

„Wenn mich Renée ſehen könnte, ſo wäre ſie hoffentlich mit mir zufrieden und würde mich nicht mehr nen Kopfabſchneider nennen.“

„Nun wohl! als wir Neapel verließen, wurde der apitän Leclère von einer Hirnentzündung befallen. Da ir keinen Arzt an Bord hatten und er an keinem unkte der Küſte anhalten wollte, denn es drängte ihn, ich der Inſel Elba zu gelangen, ſo verſchlimmerte ſich ine Krankheit dergeſtalt, daß er am Ende des dritten ages, als er fühlte, daß er ſterben ſollte, mich zu ſich rief und zu mir ſprach: „„Mein lieber Dantes, ſchwö‹e Sie mir bei Ihrer Ehre, zu thun, was ich Ihnen ‹gen werde, es betrifft hohe Intereſſen.““

„„Ich ſchwöre es Ihnen, Kapitän,““ antwortete ich.

„„Da nach meinem Tode das Commando des Schiffes Ihnen in Ihrer Eigenſchaft als Second gebührt, ſo übernehmen Sie daſſelbe; Sie ſteuern nach der Inſel Elba, landen in Porto Ferrajo, fragen nach dem Großmarſchall und übergeben ihm dieſen Brief. Vielleicht gibt man Ihnen einen andern Brief und beauftragt Sie mit irgend einer Sendung. Dieſe Sendung, Dantes, welche mir vorbehalten war, werden Sie an meiner Stelle erfüllen, und alle Ehre wird Ihnen zukommen.““

„„Ich werde es thun, Kapitän. Aber vielleicht langt man nicht ſo leicht, als Sie glauben mögen, dem Großmarſchall.““

„„Hier iſt ein Ring, den Sie ihm überſchicke verſetzte der Kapitän, „„und alle Schwierigkeiten den gehoben ſein.““

„Bei dieſen Worten händigte er mir einen ein; es war die höchſte Zeit; zwei Stunden nachher faßte ihn das Delirium; am andern Tage wa todt.“

„Und was thaten Sie, mein Herr?“

„Was ich thun mußte, und was Jeder an m Stelle gethan hätte. In jedem Fall ſind die B eines Sterbenden heilig; bei den Seeleuten aber die Bitten der Vorgeſetzten Befehle, die man zu erfü hat. Ich ſteuerte alſo nach der Inſel Elba, wo ich andern Tage anlangte. Ich conſignirte die ganze M ſchaft an Bord und lief allein an das L Wie ich vorhergeſehen hatte, machte man mir e Schwierigkeiten, um mich bei dem Großmarſchall ei führen. Aber ich ſandte ihm den Ring, der mir als kennungszeichen dienen ſollte, und alle Thüren öff ſich vor mir. Er empfing mich, fragte mich nach letzten Umſtänden bei dem Tode des unglückl Leclère und übergab mir, als hätte er es geahnet, Brief, den er mich perſönlich nach Paris zu bri beauftragte. Ich verſprach es ihm, denn das hieß letzten Willen meines Kapitäns erfüllen. Ich ſtieg an das Land ordnete raſch alle Schiffsangelegenh und lief dann zu meiner Braut, die ich liebevoller ſchönes als je wiederfand. Mit Hülfe von Herrn G rell beſeitigten wir alle kirchlichen Schwierigkeiten. feierte endlich, wie ich Ihnen ſagte, mein Verlobu mahl, ſollte mich in einer Stunde verheirathen, und dachte morgen nach Paris abzureiſen, als ich an Denunciation hin, welche Sie jetzt eben ſo ſehr zu achten ſcheinen als ich, verhaftet wurde.“

ı, ja," murmelte Villefort, „alles Dies erſcheint
Wahrheit gemäß, und wenn Sie ſchuldig ſind,
Sie nur einer Unklugheit ſchuldig, und dieſe
ch durch die Befehle Ihres Kapitäns gleichſam
. Geben Sie uns den Brief, den man Ihnen
a eingehändigt hat. Verpfänden Sie mir Ihr
ort, ſich bei der erſten Vorladung zu ſtellen, und
Sie zu Ihren Freunden zurück."
ch bin alſo frei, mein Herr!" rief Dantes im
ß der Freude.
ı, nur geben Sie mir den Brief."
r muß vor Ihnen liegen, mein Herr, denn man
ı mir mit meinen andern Papieren genommen,
erkenne einige davon unter dieſem Stoße."
arten Sie," ſprach der Subſtitut zu Dantes, der
ndſchuhe und ſeinen Hut nahm; „warten Sie.
war er adreſſirt?"
n Herrn Noirtier, Rue Coq-Héron
ıs."
ıre der Blitz auf Villefort gefallen, er hätte
ſcher und unvorhergeſehener treffen können. Er
f ſeinen Stuhl zurück, von dem er ſich halb er-
ıtte, um den Stoß Papiere, die man Dantes ab-
ın, zu erreichen, und denſelben raſch durchblät-
og er den unſeligen Brief hervor, auf welchen
Blick voll unſäglichen Schreckens warf.
err Noirtier, Rue Coq-Héron, Nro. 13," mur-
immer mehr erbleichend.
ı, mein Herr," antwortete Dantes erſtaunt.
Sie ihn?"
ein," verſetzte Villefort lebhaft; „ein treuer Die-
Königs kennt die Meuterer nicht."
s handelt ſich alſo um eine Meuterei?" ſagte
der, nachdem er ſich frei geglaubt hatte, von
ch größern Bangigkeit als zuvor erfaßt wurde.
Falls wußte ich, wie ich Ihnen vorhin ſagte,

durchaus nichts von der Depeche, deren Träger i
war."

„Ja," verſetzte Villefort, mit dumpfem Tone, „ab
Sie wiſſen den Namen des Adreſſaten."

„Um ihm ſelbſt den Brief zu überbringen, muß
ich ihn wohl wiſſen."

„Und Sie haben dieſen Brief Niemand gezeigt?
fragte Villefort, während er las und immer mehr e
bleichte.

„Niemand, mein Herr, auf Ehre!"

„Niemand weiß, daß Sie der Träger eines von d
Inſel Elba kommenden und an Herrn Noirtier adreſſirte
Briefes waren?"

„Niemand, mit Ausnahme desjenigen, welcher mi
denſelben zugeſtellt hat."

„Das iſt zu viel, das iſt noch zu viel!" murmelt
Villefort.

Die Stirne von Villefort verdüſterte ſich imme
mehr, je näher er dem Ziele kam. Seine bleichen Lip
pen, ſeine zitternden Hände, ſeine glühenden Augen e
regten in dem Geiſte von Dantes die traurigſten Befürch
tungen.

Nachdem Villefort vollends ausgeleſen hatte, ließ e
ſein Haupt in ſeine Hände ſinken und blieb einen Augen
blick unbeweglich.

„Oh mein Gott! was gibt es denn, mein Herr?
fragte Dantes ſchüchtern.

Villefort antwortete nicht; aber nach einer Minut
richtete er ſeinen bleichen, verſtörten Kopf wiede
auf und las den Brief zum zweiten Male.

„Und Sie ſagen, Sie wiſſen nichts von dem In
halte des Briefes?" ſprach Villefort.

„Ich wiederhole Ihnen bei meiner Ehre, ich weiß
nichts davon," antwortete Dantes; „aber mein Gott
was haben Sie denn? Sie ſind unwohl! Soll ich
läuten? ſoll ich rufen?"

„Nein, mein Herr," antwortete Villefort raſch auf

ſtehend, „rühren Sie ſich nicht, ſprechen Sie kein Wort. Es iſt meine Sache, hier Befehl zu geben, und nicht die Ihrige.“

„Mein Herr,“ verſetzte Dantes verletzt, „ich wollte Ihnen nur beiſtehen.“

„Ich brauche nichts, ein vorübergehender Schwindel, nicht mehr: beſchäftigen Sie ſich mit ſich ſelbſt, und nicht mit mir. Antworten Sie.“

Dantes erwartete das Verhör, welches dieſe Frage ankündigte, aber vergebens: Villefort fiel auf ſeinen Stuhl zurück, fuhr mit einer eiſigen Hand über ſeine mit Schweiß übergoſſene Stirne und las den Brief zum dritten Male.

„Ah, wenn er weiß, was dieſer Brief enthält, und wenn er je erfährt, daß Noirtier der Vater von Villefort iſt, ſo bin ich verloren, auf immer verloren.“

Und von Zeit zu Zeit ſchaute er Edmond an, als hätte ſein Blick die unſichtbare Schranke durchbrechen können, welche in dem Herzen die Geheimniſſe einſchließt die der Mund bewahrt.

„Wir dürfen nicht mehr daran zweifeln!“ rief er plötzlich.

„Aber in des Himmels Namen, mein Herr!“ ſprach der unglückliche junge Mann, „wenn Sie an mir zweifeln, wenn Sie einen Verdacht gegen mich haben, ſo fragen Sie mich, und ich bin bereit zu antworten.“

Villefort machte eine heftige Anſtrengung gegen ſich ſelbſt und ſagte mit einem Tone, dem er Sicherheit verleihen wollte:

„Mein Herr, die ſchwerſten Anſchuldigungen entſpringen für Sie aus Ihrem Verhöre. Es ſteht alſo nicht in meiner Gewalt, wie ich Anfangs gehofft hatte, Sie in Freiheit zu ſetzen. Ehe ich eine ſolche Maßregel nehme, muß ich mich mit dem Unterſuchungsrichter berathen. Mittlerweile haben Sie geſehen, wie ich gegen Sie verfahren bin.“

„Oh ja, mein Herr!“ rief Dantes, „und ich danke

Ihnen, denn Sie ſind für mich eher ein Freund als ein Richter geweſen."

„Nun wohl, mein Herr, ich werde Sie noch einige Zeit, doch ſo kurz, als nur immer möglich, gefangen halten. Die Hauptanklage gegen Sie liegt in dieſem Briefe, und Sie ſehen. . . ."

Villefort näherte ſich dem Kamin, warf ihn in das Feuer und blieb dabei ſtehen, bis er völlig in Aſche verwandelt war.

„Und Sie ſehen," fuhr er fort, „daß ich ihn vernichte."

„Oh, mein Herr!" rief Dantes, „Sie ſind mehr als die Gerechtigkeit, Sie ſind die Güte!"

„Doch hören Sie mich," ſprach Villefort, „nach einer ſolchen Handlung müſſen Sie natürlich Zutrauen zu mir haben, nicht wahr?"

„Oh, mein Herr, befehlen Sie, ich werde Ihre Befehle befolgen!"

„Nein," ſagte Villefort, ſich dem jungen Manne nähernd, „nein, ich will Ihnen keinen Befehl, ſondern einen guten Rath geben."

„Sprechen Sie, und ich werde mich ganz darnach richten."

„Ich will Sie bis dieſen Abend hier im Juſtizpalaſte behalten; vielleicht wird ein Anderer kommen, und Sie befragen. Sagen Sie ihm Alles, was Sie mir geſagt haben, aber kein Wort von dieſem Briefe."

„Ich verſpreche es Ihnen, mein Herr."

Villefort ſchien zu bitten: Der Angeklagte beruhigte den Richter.

„Sie begreifen," ſagte er, einen Blick auf die Aſche werfend, die noch die Form des Papiers bewahrte und über den Flammen flackerte, „nun, da dieſer Brief vernichtet iſt, wiſſen nur Sie und ich allein, daß er beſtanden hat, und man kann Ihnen denſelben nicht vorlegen; verleugnen Sie ihn, wenn man davon ſpricht, verleugnen Sie ihn keck, und Sie ſind gerettet."

„Seien Sie unbeſorgt, ich werde leugnen," ſpra Dantes.

„Gut, gut," verſetzte Villefort, und fuhr mit de Hand nach einer Klingelſchnur. In dem Augenblicke aber wo er läuten wollte, hielt er wieder inne und ſprach:

„Es war der einzige Brief, den Sie hatten?"

„Der einzige."

„Schwören Sie!"

Dantes ſtreckte die Hand aus und ſagte:

„Ich ſchwöre."

Villefort läutete.

Der Polizeicommiſſär trat ein.

Villefort näherte ſich dem öffentlichen Beamten und ſagte ihm einige Worte in das Ohr. Der Commiſſär antwortete mit einem einfachen Zeichen des Kopfes.

„Folgen Sie dem Herrn," ſprach Villefort zu Dantes.

Dantes verbeugte ſich, warf einen Blick der Dankbarkeit auf Villefort und ging ab.

„Kaum war die Thüre hinter ihm geſchloſſen, als Villefort die Kräfte ſchwanden, und er fiel beinahe ohnmächtig auf einen Stuhl.

Nach einem Augenblick aber murmelte er:

„Oh mein Gott! woran hängen Leben und Glück. Wäre der Staatsanwalt in Marſeille geweſen, hätte man den Unterſuchungsrichter ſtatt meiner gerufen, ſo war ich verloren und dieſes Papier, dieſes verfluchte Papier ſtürzte mich in den Abgrund. Oh, mein Vater, mein Vater! Biſt Du denn immer ein Hinderniß gegen mein Glück auf dieſer Erde ſein! Muß ich denn ewig mit Deiner Vergangenheit kämpfen!"

Dann ſchien plötzlich ein unerwarteter Strahl ſeinen Geiſt zu durchzucken, ſein Antlitz erleuchtete ſich, ein Lächeln umſpielte ſeine noch zuſammengepreßten Lippen; ſeine Augen gewannen wieder ihre Feſtigkeit und ſchienen auf einen Gedanken zu haften.

„Ja, das iſt es," ſagte er, „ja, dieſer Brief, der

mich zu Grunde richten ſollte, wird vielleicht mein machen. Auf, Villefort, an das Werk!"

Und nachdem er ſich verſichert hatte, daß der ſchuldigte ſich nicht mehr im Vorzimmer befand, en ſich der Subſtitut des Staatsanwaltes ebenfalls uni raſch nach dem Hauſe ſeiner Braut.

Achtes Kapitel.

Das Caſtell If.

Das Vorzimmer durchſchreitend, machte der P commiſſär zwei Gendarmen ein Zeichen; der eine ſich rechts, der andere links von Dantes. Man eine Thüre, durch welche die Wohnung des Staatsa tes mit dem Juſtizpalaſte in Verbindung ſtand, und eine Zeit lang einer von den großen finſtern Haus welche die Durchwandernden beben machen, wenn ſi keinen andern Beweggrund zum Beben haben.

Eben ſo wie die Wohnung von Villefort mi Juſtizpalaſte in Verbindung ſtand, ſtand der Juſti mit dem Gefängniſſe, einem düſteren Gebäude in V dung, das der Glockenthurm der Accoules, der ſi demſelben erhebt, aus allen ſeinen gähnenden Oeffn neugierig beſchaut.

Nach vielen Wendungen in der Hausflur, dur er ging, ſah Dantes eine Thüre mit einem eiſernen ter vor ſich öffnen. Der Polizeicommiſſär klopfte mal mit einem eiſernen Hammer, und dieſe drei S

chollen für Dantes, als hätten ſie auf ſein Herz ge-
offen. Die Thüre öffnete ſich, die zwei Gendarmen
ßen den Gefangenen, welcher abermals zögerte, leicht
rwärts. Dantes überſchritt die furchtbare Schwelle,
d die Thüre ſchloß ſich hinter ihm.

Er athmete eine andere Luft, eine mephitiſche ſchwere
ft ein; er befand ſich im Kerker.

Man führte ihn in ein ziemlich reinliches, aber mit
ittern und Riegeln verſehenes Zimmer. Der Anblick
ner Wohnung machte ihm nicht zu ſehr bange. Die
orte des Subſtituten des Staatsanwaltes, mit einer
timme ausgeſprochen, welche Dantes ſo voll Theilnahme
chienen war, klangen in ſeinem Ohre wie ein ſüßes
rſprechen der Hoffnung.

Es war bereits vier Uhr, als Dantes in ſein Zim-
r geführt wurde. Man war, wie geſagt, am erſten
ärz. Die Tage neigten ſich bald. Der Gefangene
fand ſich frühzeitig in Dunkelheit.

Der Gehörſinn vermehrte ſich nun bei ihm durch
n Geſichtsſinn, welcher erloſch. Bei dem geringſten
räuſche, das bis zu ihm drang, erhob er ſich lebhaft
d machte, überzeugt, man käme, um ihn in Freiheit
ſetzen, einen Schritt nach der Thüre; aber bald er-
rb das Geräuſch in einer andern Richtung, und Dantes
l wieder auf ſeinen Schämel zurück.

Endlich gegen zehn Uhr Abends, in dem Augenblick,
Dantes die Hoffnung zu verlieren anfing, ließ ſich
neues Geräuſch vernehmen, und diesmal ſchien ſich
ſſelbe ſeinem Zimmer zuzuwenden. Es erſcholen wirk-
Tritte im Gange und hielten vor ſeiner Thüre an.
n Schlüſſel wurde im Schloſſe gedreht, die Riegel
rten, die maſſige Schranke von Eichenholz öffnete ſich
d ließ plötzlich in dem düſteren Zimmer das blendende
ht von zwei Fackeln erſcheinen.

Bei dem Schimmer dieſer Fackeln ſah Dantes die
hel und Musketen von vier Gendarmen glänzen.

Er hatte zwei Schritte vorwärts gemacht, blieb

aber nun auf der Stelle, als er dieſe Menſchen wahrte.

„Wollt Ihr mich holen?“ fragte Dantes.

„Ja,“ antwortete einer von den Gendarmen.

„Auf Befehl des Herrn Subſtituten des Staatsc walts?“

„Ich denke wohl.“

„Gut,“ ſagte Dantes, „ich bin bereit, Euch folgen.“

Die Ueberzeugung, daß man ihn auf Befehl v Herrn von Villefort hole, benahm dem unglücklich Manne jede Furcht: er ſchritt ruhig im Geiſte, frei Gange vorwärts, und ſtellte ſich ſelbſt mitten unter ſei Escorte.

Ein Wagen erwartete ihn vor der Thüre auf t Straße. Der Kutſcher war auf ſeinem Sitze, ein G freiter ſaß neben dem Kutſcher.

„Iſt dieſer Wagen für mich?“ fragte Dantes.

„Er iſt für Sie,“ antwortete einer von den Ge barmen, „ſteigen Sie ein.“

Dantes wollte einige Bewegung machen, aber t Kutſchenſchlag wurde geöffnet, und er fühlte, daß m ihn hineinſchob. Es blieb ihm weder die Möglichke noch hatte er die Abſicht, Widerſtand zu leiſten. In eine Augenblick faß er im Hintergrunde des Wagens zwiſch zwei Gendarmen; die andern ſetzten ſich auf den Vorde ſitz, und die ſchwere Maſchine rollte mit dumpfem Lärm vorwärts.

Der Gefangene warf ſeine Augen auf die Oeffnu gen: ſie waren vergittert. Er hatte nur ſein Gefängn verändert; doch dieſes rollte und brachte ihn vollends na einem unbekannten Ziele. Er konnte durch die nahe e einander gefügten Gitterſtangen kaum ſeine Hand ſtrecke Dantes erkannte jedoch, daß man an der Rue Caiſſe hin und durch die Rue Saint-Laurent und die Rue T maris nach dem Quai hinabfuhr.

Bald ſah er durch ſeine Gitter die Lichter der Con-
ne glänzen.

Der Wagen hielt Stille, der Gefreite ſtieg ab und
herte ſich der Wachtſtube. Ein Dutzend Soldaten kam
raus und ſtellte ſich in Reihe und Glied. Dantes ſah
i dem Schimmer der Scheinwerfer des Quai ihre Flin-
ı glänzen.

„Sollte man meinetwegen eine ſolche militäriſche
:acht entwickeln?“ ſprach er zu ſich ſelbſt.

Den Schlag öffnend, der mit einem Schlüſſel ver-
ıloſſen wurde, beantwortete der Gefreite dieſe Frage,
gleich er kein Wort ſprach, denn Dantes ſah zwiſchen
n zwei Reihen von Soldaten einen Weg der ihm von
m Wagen nach dem Hafen vorbehaften war.

Die zwei Gendarmen, welche auf dem Vorderſitze
ßen, ſtiegen zuerſt aus, dann ließ man ihn ausſteigen
ıd endlich folgten diejenigen, welche an ſeiner Seite
ſeſſen hatten. Man ging nach einer Barke zu, die ein
chiffer der Duane an dem Quai mittelſt einer Kette
feſtigt hielt. Die Soldaten ſahen Dantes im Vorüber-
hen mit einer Miene alberner Neugierde an. In einem
ıgenblick befand er ſich in dem Hintertheile des Schiffes,
mer zwiſchen den vier Gendarmen, während ſich der
:freite auf dem Vordertheile hielt; ein heftiger Stoß
tfernte das Fahrzeug vom Lande, vier Ruderer arbei-
en kräftig nach dem Pilon. Bei einem von der Barke
s ausgeſtoßenen Schrei ſenkte ſich die Kette, welche
ı Hafen ſchließt, und Dantes befand ſich in dem Raum,
ı man den Frioul nennt, das heißt außerhalb dem
ıfen.

Die erſte Bewegung des Gefangenen, als er ſich in
ier Luft ſah, war eine Bewegung der Freude. Die
ſt iſt beinahe die Freiheit. Er athmete alſo mit
ller Bruſt den Wind ein, der auf ſeinen Flügeln alle
unbekannten Gerüche der Nacht und des Meeres
ingt.

Bald jedoch ſtieß er einen Seufzer aus. Er kam

an der Reserve vorüber, wo er am Morgen desselb
Tages während der Stunde vor seiner Verhaftung
glücklich gewesen war, und durch die Oeffnung v
zwei Fenstern drang der freudige Lärm eines Balles
ihm.

Dantes faltete die Hände, schlug die Augen zu
Himmel auf und betete.

Die Barke setzte ihren Weg fort. Sie war an d
Tête-de-More vorübergefahren, und befand sich vor d
Bucht des Pharo. Sie war im Begriff, um die Batt
rie zu rudern; Dantes konnte dieses Manoeuvre nicht b
greifen.

„Wohin führt Ihr mich?“ sagte er.

„Sie werden es sogleich erfahren.“

„Aber . . .“

„Es ist uns untersagt, Ihnen eine Erklärung
geben.“

Dantes war halb Soldat; Untergeordnete zu befr
gen, denen es vorboten war, zu antworten, kam ih
albern vor, und er schwieg.

Die seltsamsten Gedanken durchkreuzten nun se
nen Geist. Da man in einer solchen Barke kei
lange Fahrt machen konnte, da kein Schiff in der Rid
tung, in der man fuhr, vor Anker lag, so dachte e
man würde ihn an einem entfernten Punkte der Kü
an das Ufer setzen und ihm bedeuten, er wäre fr
Er war nicht gebunden, man hatte nicht den gerin
sten Versuch gemacht, ihm Handschellen anzulegen
dies erschien ihm als ein gutes Vorzeichen. Hatte ih
nicht überdies der Substitut, der sich so vortrefflich gege
ihn benahm, gesagt, wenn er den unseligen Namen Noi
tier nicht ausspräche, hätte er nichts zu befürchten? Hat
nicht Villefort in seiner Gegenwart den gefährliche
Brief, den einzigen Beweis, der gegen ihn vorlag, ve
nichtet? Er wartete also stumm und in Gedanken ve
sunken, und suchte mit dem an die Finsterniß gewöhnte

Auge des Seemanns trotz der Dunkelheit der Nacht den Raum zu durchſchauen.

Man hatte die Inſel Ratonneau, auf der ein Leuchtfeuer brannte, zur Rechten gelaſſen und war, an der Küſte hinfahrend, bis zu der Höhe der Bucht der Catalonier gelangt. Hier verdoppelten die Blicke des Gefangenen ihre Kraft, hier wohnte Mercedes, und es kam ihm jeden Augenblick vor, als erſchaute er auf dem düſteren Ufer die ſchwankende, unbeſtimmte Form eines weiblichen Weſens.

Warum ſagte Mercedes nicht eine Ahnung, ihr Geliebter komme auf drei hundert Schritte an ihr vorüber?

Ein einziges Licht brannte bei den Catalonierin. Die Stellung dieſes Lichtes erforſchend, erkannte Dantes, daß es das Zimmer ſeiner Braut beleuchtete. Mercedes war die einzige Perſon in der ganzen kleinen Colonie, welche noch wachte. Einen kräftigen Schrei ausſtoßend, konnte der junge Mann von ſeiner Verlobten gehört werden.

Eine falſche Scham hielt ihn zurück. Was würden die Menſchen ſagen, die ihn bewachten, wenn ſie ihn wie einen Wahnſinnigen ſchreien hörten?

Er blieb alſo ſtumm, die Augen auf das Licht geheftet. Mittlerweile ſetzte die Barke ihren Weg fort; aber der Gefangene dachte nicht an die Barke, er dachte an Mercedes.

Eine Veränderung des Terrain ließ das Licht verſchwinden. Dantes wandte ſich um und bemerkte, daß die Barke das Weite gewann.

Während er in ſeine eigenen Gedanke verſunken hinausſchaute, hatte man die Ruder durch Segel erſetzt, und die Barke rückte vom Winde getrieben vor. Obgleich es Dantes widerſtrebte, neue Fragen an den Gendarmen zu richten, näherte er ſich doch demſelben, nahm ihn bei der Hand und ſagte:

„Kamerad, bei Ihrem Gewiſſen, bei Ihrer Eigen-

[illegible] Sie [illegible] haben Sie [illegible]
[illegible] Sie [illegible] der Kapitän [illegible]
ein guter und rechtschaffener Franzose, obgleich
eines Verraths angeklagt; wohin fuhren Sie mich?
chen Sie, und auf Seemanns Wort, ich unterzieh
meiner Pflicht und fuge mich in mein Schicksal."

Der Gendarme kratzte sich hinter dem Ohr und
seinen Kameraden an. Dieser machte eine Bew
welche ungefähr sagen wollte:

„Auf dem Punkte, wo wir sind, hat es keine G
und der Gendarme wandte sich gegen Dantes u
sprach:

„Sie sind Marseiller und Seemann, und frage
wohin wir fahren?"

„Ja, denn bei meiner Ehre, ich weiß es nich

„Sie vermuthen es auch nicht?"

„Keineswegs."

„Das ist nicht möglich."

„Ich schwöre es Ihnen bei dem, was es He
auf Erden gibt. Antworten Sie mir, ich bitte!"

„Aber der Befehl?"

„Der Befehl verbietet Ihnen nicht, mir mitzu
was ich in zehn Minuten, in einer halben Stu
einer Stunde vielleicht erfahren werde. Nur e
Sie mir bis dahin Jahrhunderte der Ungewißheit
frage Sie, als ob Sie mein Freund wären. G
Sie mir, ich will weder mich empören, noch
Uebrigens kann ich das auch gar nicht. Wohin
Sie mich?"

„Wenn Sie nicht eine Binde über den Augen
oder wenn Sie nicht gar niemals aus dem Hafe
Marseille gekommen sind, müssen Sie errathen,
wir fahren."

„Nein."

„So schauen Sie um sich her."

Dantes stand auf und blickte natürlich zuer
dem Punkte, nach dem das Fahrzeug sich zu richten

und sah auf hundert Klaftern vor sich den schwarzen Felsen, auf welchem sich, wie eine Kieselüberschwängerung, das düstere Castell If erhebt. Diese seltsame Form, dieses Gefängniß, um welches her ein so tiefer Schrecken herrscht, diese Feste, welche seit dreihundert Jahren Marseille einen so reichen Stoff an unseligen Ueberlieferungen bietet, machte auf Dantes, als sie so plötzlich vor ihm erschien, ohne daß er daran dachte, die Wirkung, welche auf den zum Tode Verurtheilten der Anblick des Schaffotes hervorbringt.

„Ah, mein Gott!“ rief er, „das Castell If! was sollen wir dort machen?“

Der Gendarme lächelte.

„Aber man führt mich doch nicht dahin, um mich einzukerkern?“ sprach Dantes. „Das Castell If ist ein Staatsgefängniß und nur für große politische Verbrecher bestimmt. Ich habe kein Verbrechen begangen. Gibt es dort Untersuchungsrichter, Beamte?“

„Wie ich glaube,“ antwortete der Gendarme, „findet man dort nur einen Gouverneur, Kerkermeister, eine Garnison und gute Mauern. Geben Sie, Freund, spielen Sie nicht den Erstaunten; denn in der That, Sie machen mich glauben, Sie wollen meine Gefälligkeit dadurch belohnen, daß Sie meiner spotten.“

Dantes drückte dem Gendarmen die Hand zum Zerquetschen.

„Sie behaupten also,“ sagte er, „man führe mich nach dem Castell If, um mich einzukerkern?“

„Das ist sehr wahrscheinlich,“ erwiederte der Gendarme. „Aber in jedem Fall, Kamerad, ist es unnöthig, mich so stark zu drücken.“

„Ohne eine andere Untersuchung, ohne eine andere Förmlichkeit?“ fragte der junge Mann.

„Die Förmlichkeiten sind erfüllt, die Untersuchung ist abgemacht.“

„Also trotz des Versprechens von Herrn von Villefort?“

„Ich weiß nicht, ob Herr von Villefort Ihnen was verſprochen hat, aber ich weiß, daß wir nach Caſtell If fahren. Nun, was machen Sie de Holla! Kameraden, herbei!“

Mit einer Bewegung ſo ſchnell wie der Blitz, jedoch das geübte Auge des Gendarmen zuvorgekom war, hatte ſich Dantes in das Meer ſtürzen wo Aber vier kräftige Fäuſte hielten ihn in dem Au blicke zurück, wo ſeine Füße den Boden das Schiffes ließen.

Er fiel brüllend vor Wuth in die Barke nieder.

„Schön!“ rief der Gendarme, indem er ihm Knie auf die Bruſt ſetzte, ſchön! ſo halten Sie Seemannswort! Man traue doch den freundli Leuten! Machen Sie nun nur noch die geringſte B gung, mein lieber Freund, ſo jage ich Ihnen Kugel durch den Kopf. Ich bin meinem erſten Be ungetreu geweſen, ich werde den zweiten wortg befolgen.“

Und er ſenkte ſeinen Carabiner gegen Dantes, das Ende des Laufes an ſeinem Schlafe fühlte.

Einen Augenblick hatte dieſer wirklich den Gedar die verbotene Bewegung zu machen, und ſo auf eine waltſame Weiſe das unerwartete Unglück zu endi das ſich auf ihn geworfen und ihn plötzlich mit ſe Geierkrallen gepackt hatte. Aber gerade weil d Unglück ſo unerwartet gekommen war, dachte Da es könnte nicht lange währen. Dann erinnerte er wieder der Verſprechungen von Herrn von Villefort, endlich kam ihm der Tod auf dem Boden Fahrzeugs von der Hand eines Gendarmen häſ eckelhaft vor.

Er fiel alſo nieder auf den Grund der Barke, ein Geheul der Wuth aus und zernagte ſich wi Wahnſinniger die Hände.

Beinahe in demſelben Augenblicke erſchütterte heftiger Stoß das Schiff. Einer von den Rude

ig auf den Felſen, den das Vordertheil der Barke
hrt hatte. Ein Seil ächzte, ſich um einen Block ab-
end, und Dantes begriff, daß man angelangt war
das Schiff anband.

Seine Wächter, welche ihn zugleich am Arme und
Kragen ſeines Kleides hielten, nöthigten ihn aufzu-
n, zwangen ihn an das Land zu ſteigen, und zogen
zu den Stufen, die nach dem Thore der Citadelle
n, während ihm der Gefreite, mit einer Muskete
ffnet, folgte.

Dantes leiſtete übrigens keinen vergeblichen Wider-
. Sein langſamer Gang rührte eher von Trägheit,
on Widerſtreben her. Er war betäubt und ſchwankte
ein Betrunkener, er ſah abermals Soldaten, welche
auf der Böſchung aufſtellten, er fühlte Stufen, die
nöthigten, ſeine Füße aufzuheben, er bemerkte, daß
nter einen Thorweg kam und daß das Thor ſich hin-
hm ſchloß; aber Alles dies nur maſchinenmäßig, wie
) einen Nebel, ohne etwas Beſtimmtes zu unterſchei-

Er ſah ſogar das Meer nicht mehr, denn es er-
ihn der ungeheure Schmerz der Gefangenen, welche
Raum mit dem furchtbaren Gefühle anſchauen, daß
hnmächtig ſind, denſelben zu durchdringen.

Es fand ein Halt von einem Augenblicke ſtatt,
end deſſen er ſeine Geiſter zuſammenzuraffen ſuchte.
befand ſich in einem viereckigen, von vier hohen
tern gebildeten Hofe. Man hörte den langſamen,
mäßigen Tritt der Schildwachen, und ſo oft ſie vor
paar Neſteren vorüberkamen, welche der Schimmer
einigen Lichtern, die in dem innern des Caſtells
nten, auf die Mauern warf, ſah man den Lauf
: Flinten funkeln.

Man wartete hier ungefähr zehn Minuten. Gewiß,
Dantes nicht mehr entfliehen konnte, hatten ihn die
barmen losgelaſſen. Man ſchien Befehle zu erwarten;
Befehle kamen.

„Wo iſt der Gefangene?“ fragte eine Stimme.

„Hier,“ antworteten die Gendarmen.

„Er folge mir, ich werde ihn in ſeine Wohnung führen.“

„Geht,“ ſagten die Gendarmen, Dantes fortſchiebend.

Der Gefangene folgte ſeinem Führer, der ihn wirklich in ein unterirdiſches Gemach geleitete, deſſen nackte, ſchwitzende Wände von Thränen geſchwängert zu ſein ſchienen. Eine Art von Lampe, deren Docht in einem ſtinkenden Fett ſchwamm, beleuchtete, auf einem Schämel ſtehend, die glänzenden Mauern dieſes abſcheulichen Aufenthaltes, und zeigte Dantes ſeinen Führer, einen ſchlecht gekleideten, gemein ausſehenden Gefangenwärter.

„Das iſt Ihr Zimmer für dieſe Nacht,“ ſagte er. „Es iſt ſchon ſpät und der Herr Gouverneur hat ſich bereits zu Bette gelegt. Wenn er morgen erwacht und von den Sie betreffenden Befehlen Kenntniß genommen hat, wird er Ihnen vielleicht eine andere Wohnung anweiſen. Mittlerweile finden Sie hier Brod, Waſſer in dieſem Kruge und Stroh in einem Winkel da unten. Das iſt Alles, was ein Gefangener wünſchen kann.“

Und ehe Dantes daran dachte, ſeinen Mund zu einer Antwort zu öffnen, ehe er bemerkte, wohin der Kerkerknecht dieſes Brod gelegt hatte, ehe er ſich Rechenſchaft von dem Orte gab, wo der Krug ſtand, ehe er die Augen nach dem Winkel wandte, wo ihn das Stroh erwartete, das ihm als Bett dienen ſollte, hatte der Gefangenwärter, die Lampe genommen und dem Gefangenen, die Thüre verſchließend, den bläulichen Reflex entzogen, der ihm, wie bei dem Schimmer eines Blitzes die feuchten Wände ſeines Gefängniſſes gezeigt hatte.

Er befand ſich nun allein in der Finſterniß und in einer Stille, ſo ſtumm und ſo düſter, wie dieſe

ße, deren eiſige Kälte er auf ſeine glühende Stirne
:abſenken fühlte.
ls die erſten Strahlen des Morgens etwas Klar-
dieſe Höhle gebracht hatten, kam der Gefangen-
mit dem Befehle zurück, den Gefangenen zu
wo er war. Dantes hatte den Platz nicht ver-
Eine eiſerne Hand ſchien ihn an die Stelle ge-
zu haben, auf der er am Abend zuvor ſtille ge-
war. Nur verbarg ſich ſein tiefes Auge unter
urch den feichten Dunſt ſeiner Thränen verurſachten
ulſt. Er war unbeweglich und ſchaute den Boden an.
o hatte er die ganze Nacht ſtehend und ohne einen
lick zu ſchlafen zugebracht.
er Gefangenwärter näherte ſich ihm, ging um ihn
ber Dantes ſchien ihn nicht zu ſehen.
r ſchlug ihm auf die Schulter, Dantes bebte und
te den Kopf.
Haben Sie denn nicht geſchlafen?“ fragte der Ge-
wärter.
Ich weiß es nicht,“ antwortete Dantes.
er Gefangenwärter ſchaute ihn erſtaunt an.
Haben Sie keinen Hunger?“ fuhr er fort.
Ich weiß es nicht,“ antwortete Dantes abermals.
Wünſchen Sie etwas?“
Ich wünſchte den Gouverneur zu ſehen.“
er Gefangenwärter zuckte die Achſeln und ent-
ich.
antes folgte ihm mit den Augen, ſtreckte die Hände
r halb geöffneten Thüre aus, aber die Thüre ſchloß
:der.
ann ſchien ſich ſeine Bruſt in einem langen Schluch-
zerreißen. Seine Thränen, welche ſeine Augen-
aufſchwellten, ſprangen wie zwei Bäche hervor.
rf ſich mit der Stirne auf die Erde, betete lange,
f in ſeinem Geiſte ſein ganzes vergangenes Le-
d fragte ſich, welches Verbrechen er, noch ſo jung,

begangen hätte, das eine ſo grauſame Beſtrafung verdiente.

So ging der Tag hin. Kaum aß er einige Biſſen Brod und trank ein paar Tropfen Waſſer. Bald ſaß er in ſeine Gedanken verſunken, bald lief er in ſeinem Gefängniß umher wie ein wildes Thier, das in einem eiſernen Käfig eingeſchloſſen iſt.

Ein Gedanke beſonders machte ihn immer wieder auffahren: der, daß er während der Ueberfahrt, wo er in ſeiner Unkenntniß des Ortes, nach welchem man ihn führte, ſo ruhig geblieben, zehnmal im Stande geweſen wäre, ſich in das Meer zu werfen, einmal im Waſſer, durch ſeine Geſchicklichkeit im Schwimmen, durch eine Geſchicklichkeit, die aus ihm einen der gewandteſten Taucher von Marſeille machte, unter dem Waſſer zu verſchwinden, ſeinen Wächtern zu entgehen, die Küſte zu erreichen, zu fliehen, ſich in irgend einem verlaſſenen Krek zu verbergen, ein genueſiſches oder cataloniſches Schiff zu erwarten, Italien oder Spanien zu erreichen und von dort aus Mercedes zu ſchreiben, ſie möge zu ihm kommen. Ueber ſein Leben durfte er in keinem Lande unruhig ſein: überall ſind gute Seeleute ſelten. Er ſprach Italieniſch wie ein Toscaner, Spaniſch wie ein Kind von Altcaſtilien. Er hätte frei und glücklich mit Mercedes und ſeinem Vater gelebt, denn ſein Vater wäre ihm auch nachgefolgt, während er nun ein Gefangener in dem Caſtell If, in dieſem undurchdringlichen Kerker, eingeſchloſſen war und nicht wußte, was aus ſeinem Vater, was aus Mercedes wurde, alles dies, weil er an das Wort von Villefort geglaubt hatte. Dies war, um wahnſinnig zu werden. Dantes wälzte ſich auch wüthend auf dem friſchen Stroh, das ihm der Gefangenwärter gebracht hatte.

Am andern Tage erſchien dieſer zu derſelben Stunde.

„Nun," ſagte er, „ſind Sie heute vernünftiger als geſtern?"

Dantes antwortete nicht.

„Auf," ſprach der Gefangenwärter, „Muth gefaßt. Bünſchen Sie etwas, worüber ich zu verfügen habe, ſo igen Sie es."

„Ich wünſchte den Gouverneur zu ſprechen."

„Ei," erwiederte der Gefangenwärter ungeduldig, „ich igte Ihnen bereits, es wäre dies unmöglich."

„Warum unmöglich?"

„Weil nach der Vorſchrift des Gefängniſſes eine ſolche Bitte den Gefangenen nicht geſtattet iſt."

„Und was iſt denn hier erlaubt?" fragte Dantes.

„Eine beſſere Koſt gegen Bezahlung, einen Spazierang und zuweilen Bücher."

„Ich brauche keine Bücher, ich habe keine Luſt ſpaeren zu gehen und finde meine Nahrung gut. Ich will lſo nur Eines: den Gouverneur ſehen."

„Wenn Sie mich dadurch ärgern, daß Sie beſtändig ıſſelbe wiederholen," ſagte der Gefangenwärter, „ſo bringe h Ihnen nichts mehr zu eſſen."

„Gut!" erwiederte Dantes, „wenn Du mir nichts ıehr zu eſſen bringſt, ſo ſterbe ich Hungers."

Der Ton, mit welchem Dantes dieſe Worte ausrach, bewies dem Schließer, daß ſein Gefangener glückch wäre, wenn er ſterben könnte. Da nun jeder Geıngene ſeinem Wärter ungefähr zehn Sous täglich einträgt, faßte der von Dantes das Deficit in das Auge, das in Tod für ihn zur Folge haben würde, und verſetzte eundlicher:

„Hören Sie: was Sie wünſchen, iſt unmöglich, verngen Sie es alſo nicht mehr von mir, denn es gibt kein eiſpiel, daß der Gouverneur in das Zimmer eines Geıngenen auf deſſen Bitte gekommen wäre. Seien Sie ır vernünftig, und man wird Ihnen den Spaziergang lauben, dann iſt es möglich, daß eines Tages, während ie ſpazieren gehen, der Gouverneur vorüber kommt. Sie ögen ihn hiebei anreden, und wenn er antworten will, ; es ſeine Sache."

ſchaft als Soldat beſchwöre ich Sie, haben Sie Mitl
und antworten Sie mir. Ich bin der Kapitän Dante
ein guter und rechtſchaffener Franzoſe, obgleich irge
eines Verraths angeklagt; wohin führen Sie mich? ſpr
chen Sie, und auf Seemanns Wort, ich unterziehe mi
meiner Pflicht und füge mich in mein Schickſal."

Der Gendarme kratzte ſich hinter dem Ohr und ſchau
ſeinen Kameraden an. Dieſer machte eine Bewegun
welche ungefähr ſagen wollte:

„Auf dem Punkte, wo wir ſind, hat es keine Gefahr
und der Gendarme wandte ſich gegen Dantes um u
ſprach:

„Sie ſind Marſeiller und Seemann, und fragen mi
wohin wir fahren?"

„Ja, denn bei meiner Ehre, ich weiß es nicht."

„Sie vermuthen es auch nicht?"

„Keineswegs."

„Das iſt nicht möglich."

„Ich ſchwöre es Ihnen bei dem, was es Heiligſt
auf Erden gibt. Antworten Sie mir, ich bitte!"

„Aber der Befehl?"

„Der Befehl verbietet Ihnen nicht, mir mitzutheile
was ich in zehn Minuten, in einer halben Stunde
einer Stunde vielleicht erfahren werde. Nur erſpar
Sie mir bis dahin Jahrhunderte der Ungewißheit. I
frage Sie, als ob Sie mein Freund wären. Glaub
Sie mir, ich will weder mich empören, noch fliehe
Uebrigens kann ich das auch gar nicht. Wohin führ
Sie mich?"

„Wenn Sie nicht eine Binde über den Augen hab
oder wenn Sie nicht gar niemals aus dem Hafen v
Marſeille gekommen ſind, müſſen Sie errathen, woh
wir fahren."

„Nein."

„So ſchauen Sie um ſich her."

Dantes ſtand auf und blickte natürlich zuerſt na
dem Punkte, nach dem das Fahrzeug ſich zu richten ſchie

ıd ſah auf hundert Klafter vor ſich den ſchwarzen elſen, auf welchem ſich, wie eine Kieſelüberſchwänge- ıng, das düſtere Caſtell If erhebt. Dieſe ſeltſame orm, dieſes Gefängniß, um welches her ein ſo tiefer ſchrecken herrſcht, dieſe Feſte, welche ſeit dreihundert ahren Marſeille einen ſo reichen Stoff an unſeligen eberlieferungen bietet, machte auf Dantes, als ſie ſo ötzlich vor ihm erſchien, ohne daß er daran dachte, e Wirkung, welche auf den zum Tode Verurtheilten r Anblick des Schaffotes hervorbringt.

„Ah, mein Gott!“ rief er, „das Caſtell If! was llen wir dort machen?“

Der Gendarme lächelte.

„Aber man führt mich doch nicht dahin, um mich nzukerkern?“ ſprach Dantes. „Das Caſtell If iſt ein Staatsgefängniß und nur für große politiſche Verbrecher ſtimmt. Ich habe kein Verbrechen begangen. Gibt es ort Unterſuchungsrichter, Beamte?“

„Wie ich glaube,“ antwortete der Gendarme, findet man dort nur einen Gouverneur, Kerkermeiſter, ne Garniſon und gute Mauern. Gehen Sie, Freund, ielen Sie nicht den Erſtaunten; denn in der That, ie machen mich glauben, Sie wollen meine Gefälligkeit dadurch belohnen, daß Sie meiner ſpotten.“

Dantes drückte dem Gendarmen die Hand zum Zerıetſchen.

„Sie behaupten alſo,“ ſagte er, „man führe mich ıch dem Caſtell If, um mich einzukerkern?“

„Das iſt ſehr wahrſcheinlich,“ erwiederte der Genrme. „Aber in jedem Fall, Kamerad, iſt es unnöthig, ich ſo ſtark zu drücken.“

„Ohne eine andere Unterſuchung, ohne eine andere örmlichkeit?“ fragte der junge Mann.

„Die Förmlichkeiten ſind erfüllt, die Unterſuchung abgemacht.“

„Alſo trotz des Verſprechens von Herrn von Vilfort?“

„Ich weiß nicht, ob Herr von Villefort Ihnen
was verſprochen hat, aber ich weiß, daß wir nach de
Caſtell If fahren. Nun, was machen Sie denn
Holla! Kameraden, herbei!“

Mit einer Bewegung ſo ſchnell wie der Blitz, d
jedoch das geübte Auge des Gendarmen zuvorgekomm
war, hatte ſich Dantes in das Meer ſtürzen wolle
Aber vier kräftige Fäuſte hielten ihn in dem Auge
blicke zurück, wo ſeine Füße den Boden das Schiffes ve
ließen.

Er fiel brüllend vor Wuth in die Barke nieder.

„Schön!“ rief der Gendarme, indem er ihm d
Knie auf die Bruſt ſetzte, ſchön! ſo halten Sie I
Seemannswort! Man traue doch den fremdlich
Leuten! Machen Sie nun nur noch die geringſte Bew
gung, mein lieber Freund, ſo jage ich Ihnen ei
Kugel durch den Kopf. Ich bin meinem erſten Befeh
ungetreu geweſen, ich werde den zweiten wortgetr
befolgen.“

Und er ſenkte ſeinen Carabiner gegen Dantes, d
das Ende des Laufes an ſeinem Schlafe fühlte.

Einen Augenblick hatte dieſer wirklich den Gedanke
die verbotene Bewegung zu machen, und ſo auf eine g
waltſame Weiſe das unerwartete Unglück zu endige
das ſich auf ihn geworfen und ihn plötzlich mit ſein
Geierkrallen gepackt hatte. Aber gerade weil dieſ
Unglück ſo unerwartet gekommen war, dachte Dant
es könnte nicht lange währen. Dann erinnerte er ſi
wieder der Verſprechungen von Herrn von Villefort, u
endlich kam ihm der Tod auf dem Boden ein
Fahrzeugs von der Hand eines Gendarmen häßli
eckelhaft vor.

Er fiel alſo nieder auf den Grund der Barke, ſti
ein Geheul der Wuth aus und zernagte ſich wie e
Wahnſinniger die Hände.

Beinahe in demſelben Augenblicke erſchütterte e
heftiger Stoß das Schiff. Einer von den Rudere

rang auf den lsen, den das Vordertheil der Barke
erührt hatte. ı Seil ächzte, sich um einen Block ab-
indend, und Dantes begriff, daß man angelangt war
nd das Schiff anband.

Seine Wächter, welche ihn zugleich am Arme und
m Kragen seines Kleides hielten, nöthigten ihn aufzu-
ehen, zwangen ihn an das Land zu steigen, und zogen
jn zu den Stufen, die nach dem Thore der Citadelle
ihren, während ihm der Gefreite, mit einer Muskete
ewaffnet, folgte.

Dantes leistete übrigens keinen vergeblichen Wider-
and. Sein langsamer Gang rührte eher von Trägheit,
ls von Widerstreben her. Er war betäubt und schwankte
ie ein Betrunkener, er sah abermals Soldaten, welche
ch auf der Böschung aufstellten, er fühlte Stufen, die
jn nöthigten, seine Füße aufzuheben, er bemerkte, daß
r unter einen Thorweg kam und daß das Thor sich hin-
r ihm schloß; aber Alles dies nur maschinenmäßig, wie
urch einen Nebel, ohne etwas Bestimmtes zu unterschei-
en. Er sah sogar das Meer nicht mehr, denn es er-
ißte ihn der ungeheure Schmerz der Gefangenen, welche
en Raum mit dem furchtbaren Gefühle anschauen, daß
e ohnmächtig sind, denselben zu durchdringen.

Es fand ein Halt von einem Augenblicke statt,
ährend dessen er seine Geister zusammenzuraffen suchte.
r befand sich in einem viereckigen, von vier hohen
Mauern gebildeten Hofe. Man hörte den langsamen,
egelmäßigen Tritt der Schildwachen, und so oft sie vor
n paar Reflexen vorüberkamen, welche der Schimmer
on einigen Lichtern, die in dem innern des Castells
rannten, auf die Mauern warf, sah man den Lauf
rer Flinten funkeln.

Man wartete hier ungefähr zehn Minuten. Gewiß,
aß Dantes nicht mehr entfliehen konnte, hatten ihn die
endarmen losgelassen. Man schien Befehle zu erwarten;
ese Befehle kamen.

„Wo iſt der Gefangene?“ fragte eine Stimme.

„Hier,“ antworteten die Gendarmen.

„Er folge mir, ich werde ihn in ſeine Wohnu führen.“

„Geht,“ ſagten die Gendarmen, Dantes fortſch bend.

Der Gefangene folgte ſeinem Führer, der ihn wi lich in ein unterirdiſches Gemach geleitete, deſſen nack ſchwitzende Wände von Thränen geſchwängert zu ſ ſchienen. Eine Art von Lampe, deren Docht in ein ſtinkenden Fett ſchwamm, beleuchtete, auf einem Schän ſtehend, die glänzenden Mauern dieſes abſcheulichen A enthaltes, und zeigte Dantes ſeinen Führer, einen ſchle gekleideten, gemein ausſehenden Gefangenwärter.

„Das iſt Ihr Zimmer für dieſe Nacht,“ ſagte „Es iſt ſchon ſpät und der Herr Gouverneur hat ſ bereits zu Bette gelegt. Wenn er morgen erwacht u von den Sie betreffenden Befehlen Kenntniß geno men hat, wird er Ihnen vielleicht eine andere Wo nung anweiſen. Mittlerweile finden Sie hier Br Waſſer in dieſem Kruge und Stroh in einem Win da unten. Das iſt Alles, was ein Gefangener wünſch kann.“

Und ehe Dantes daran dachte, ſeinen Mund einer Antwort zu öffnen, ehe er bemerkte, wohin d Kerkerknecht dieſes Brod gelegt hatte, ehe er ſich R chenſchaft von dem Orte gab, wo der Krug ſtand, e er die Augen nach dem Winkel wandte, wo ihn d Stroh erwartete, das ihm als Bett dienen ſollte, ha der Gefangenwärter, die Lampe genommen und d Gefangenen, die Thüre verſchließend, den bläulichen F fler entzogen, der ihm, wie bei dem Schimmer ein Blitzes die feuchten Wände ſeines Gefängniſſes gezei hatte.

Er befand ſich nun allein in der Finſterniß u in einer Stille, ſo ſtumm und ſo düſter, wie di

ewölbe, deren eiſige Kälte er auf ſeine glühende Stirne
ch herabſenken fühlte.

Als die erſten Strahlen des Morgens etwas Klar-
eit in dieſe Höhle gebracht hatten, kam der Gefangen-
ärter mit dem Befehle zurück, den Gefangenen zu
ſſen, wo er war. Dantes hatte den Platz nicht ver-
ndert. Eine eiſerne Hand ſchien ihn an die Stelle ge-
agelt zu haben, auf der er am Abend zuvor ſtille ge-
anden war. Nur verbarg ſich ſein tiefes Auge unter
ner durch den feichten Dunſt ſeiner Thränen verurſachten
eſchwulſt. Er war unbeweglich und ſchaute den Boden an.

So hatte er die ganze Nacht ſtehend und ohne einen
ugenblick zu ſchlafen zugebracht.

Der Gefangenwärter näherte ſich ihm, ging um ihn
r, aber Dantes ſchien ihn nicht zu ſehen.

Er ſchlug ihm auf die Schulter, Dantes bebte und
hüttelte den Kopf.

„Haben Sie denn nicht geſchlafen?“ fragte der Ge-
ngenwärter.

„Ich weiß es nicht,“ antwortete Dantes.

Der Gefangenwärter ſchaute ihn erſtaunt an.

„Haben Sie keinen Hunger?“ fuhr er fort.

„Ich weiß es nicht,“ antwortete Dantes abermals.

„Wünſchen Sie etwas?“

„Ich wünſchte den Gouverneur zu ſehen.“

Der Gefangenwärter zuckte die Achſeln und ent-
rnte ſich.

Dantes folgte ihm mit den Augen, ſtreckte die Hände
ch der halb geöffneten Thüre aus, aber die Thüre ſchloß
h wieder.

Dann ſchien ſich ſeine Bruſt in einem langen Schluch-
n zu zerreißen. Seine Thränen, welche ſeine Augen-
eder aufſchwellten, ſprangen wie zwei Bäche hervor.
r warf ſich mit der Stirne auf die Erde, betete lange,
rchlief in ſeinem Geiſte ſein ganzes vergangenes Le-
n und fragte ſich, welches Verbrechen er, noch ſo jung,

begangen hätte, das eine ſo grauſame Beſtrafung verdiente.

So ging der Tag hin. Kaum aß er einige Biſſen Brod und trank ein paar Tropfen Waſſer. Bald ſaß er in ſeine Gedanken verſunken, bald lief er in ſeinem Gefängniß umher wie ein wildes Thier, das in einem eiſernen Käfig eingeſchloſſen iſt.

Ein Gedanke beſonders machte ihn immer wieder auffahren: der, daß er während der Ueberfahrt, wo er in ſeiner Unkenntniß des Ortes, nach welchem man ihn führte, ſo ruhig geblieben, zehnmal im Stande geweſen wäre, ſich in das Meer zu werfen, einmal im Waſſer, durch ſeine Geſchicklichkeit im Schwimmen, durch eine Geſchicklichkeit, die aus ihm einen der gewandteſten Taucher von Marſeille machte, unter dem Waſſer zu verſchwinden, ſeinen Wächtern zu entgehen, die Küſte zu erreichen, zu fliehen, ſich in irgend einem verlaſſenen Krek zu verbergen, ein genueſiſches oder cataloniſches Schiff zu erwarten, Italien oder Spanien zu erreichen und von dort aus Mercedes zu ſchreiben, ſie möge zu ihm kommen. Ueber ſein Leben durfte er in keinem Lande unruhig ſein: überall ſind gute Seeleute ſelten. Er ſprach Italieniſch wie ein Toscaner, Spaniſch wie ein Kind von Altcaſtilien. Er hätte frei und glücklich mit Mercedes und ſeinem Vater gelebt, denn ſein Vater wäre ihm auch nachgefolgt, während er nun ein Gefangener in dem Caſtell If, in dieſem undurchdringlichen Kerker, eingeſchloſſen war und nicht wußte, was aus ſeinem Vater, was aus Mercedes wurde, alles dies, weil er an das Wort von Villefort geglaubt hatte. Dies war, um wahnſinnig zu werden. Dantes wälzte ſich auch wüthend auf dem friſchen Stroh, das ihm der Gefangenwärter gebracht hatte.

Am andern Tage erſchien dieſer zu derſelben Stunde.

„Nun," ſagte er, „ſind Sie heute vernünftiger als geſtern?"

Dantes antwortete nicht.

„Auf," ſprach der Gefangenwärter, „Muth gefaßt. Bünſchen Sie etwas, worüber ich zu verfügen habe, ſo ıgen Sie es."

„Ich wünſchte den Gouverneur zu ſprechen."

„Ei," erwiederte der Gefangenwärter ungeduldig, „ich ıgte Ihnen bereits, es wäre dies unmöglich."

„Warum unmöglich?"

„Weil nach der Vorſchrift des Gefängniſſes eine ſolche Bitte den Gefangenen nicht geſtattet iſt."

„Und was iſt denn hier erlaubt?" fragte Dantes.

„Eine beſſere Koſt gegen Bezahlung, einen Spazier- ang und zuweilen Bücher."

„Ich brauche keine Bücher, ich habe keine Luſt ſpa- eren zu gehen und finde meine Nahrung gut. Ich will lſo nur Eines: den Gouverneur ſehen."

„Wenn Sie mich dadurch ärgern, daß Sie beſtändig aſſelbe wiederholen," ſagte der Gefangenwärter, „ſo bringe h Ihnen nichts mehr zu eſſen."

„Gut!" erwiederte Dantes, „wenn Du mir nichts ıehr zu eſſen bringſt, ſo ſterbe ich Hungers."

Der Ton, mit welchem Dantes dieſe Worte aus- ›rach, bewies dem Schließer, daß ſein Gefangener glück- ch wäre, wenn er ſterben könnte. Da nun jeder Ge- ıngene ſeinem Wärter ungefähr zehn Sous täglich einträgt,) faßte der von Dantes das Deficit in das Auge, das in Tod für ihn zur Folge haben würde, und verſetzte eundlicher:

„Hören Sie: was Sie wünſchen, iſt unmöglich, ver- ıngen Sie es alſo nicht mehr von mir, denn es gibt kein leiſpiel, daß der Gouverneur in das Zimmer eines Ge- ıngenen auf deſſen Bitte gekommen wäre. Seien Sie ır vernünftig, und man wird Ihnen den Spaziergang lauben, dann iſt es möglich, daß eines Tages, während ›ie ſpazieren gehen, der Gouverneur vorüber kommt. Sie ›ögen ihn hiebei anreden, und wenn er antworten will, ı es ſeine Sache."

„Aber wie lange kann ich warten, bis dieſer Zufall eintritt?“ ſagte Dantes.

„Oh, bei Gott! einen Monat, drei Monate, ſechs Monate, ein Jahr vielleicht.“

„Das iſt zu lang,“ erwiederte Dantes, „ich will ihn ſogleich ſehen.“

„Erſchöpfen Sie ſich nicht in einem einzigen, unmöglichen Wunſche,“ ſprach der Gefangenwärter, „oder Sie ſind, ehe vierzehn Tage vergehen, ein Narr.“

„Ha, Du glaubſt!“ rief Dantes.

„Ja, ein Narr; ſo fängt die Narrheit immer an, wir haben hier ein Beiſpiel davon. Das Gehirn des Abbé, welcher vor Ihnen dieſes Zimmer bewohnte, verrückte ſich, indem er unabläßig dem Gouverneur, wenn man ihn freilaſſen würde, eine Million bot.“

„Wann hat er dieſes Zimmer verlaſſen?“

„Vor zwei Jahren.“

„Hat man ihn in Freiheit geſetzt?“

„Nein, man hat ihn in einen Kerker gebracht.“

„Höre,“ ſprach Dantes, „ich bin kein Abbé, ich bin kein Narr; vielleicht werde ich es, zu dieſer Stunde aber habe ich leider noch meinen vollen Verſtand und will Dir einen andern Vorſchlag machen.“

„Welchen?“

„Ich werde Dir keine Million bieten, denn ich könnte ſie Dir nicht geben; aber ich biete Dir hundert Thaler, wenn Du das erſte Mal, wo Du nach Marſeille gehſt, Dich zu den Cataloniern begeben und einem jungen Mädchen Namens Mercedes, nicht einmal einen Brief, nur zwei Zeilen geben willſt.“

„Wenn ich dieſen Brief überbrächte und man entdeckte es, würde ich meine Stelle verlieren, welche tauſend Livres jährlich einträgt, abgeſehen von gewiſſen Vortheilen und dem Koſtgelde. Sie ſehen alſo, daß ich ein großer Thor wäre, wenn ich tauſend Livres wagen wollte, um dreihundert zu gewinnen.“

„Nun, ſo höre und behalte es wohl in Deinem Ge-

ächtniß: wenn Du Dich weigerſt, den Gouverneur avon in Kenntniß zu ſetzen, daß ich ihn zu ſprechen ünſche, wenn Du Dich weigerſt, Mercedes zwei Zeilen u bringen, oder wenigſtens ſie davon zu benachrichti- en, daß ich hier bin, ſo erwarte ich Dich eines Tags inter meiner Thüre und zerſchmettere Dir in dem ugenblick, wo Du eintrittſt, den Schädel mit dieſem chämel!"

„Drohungen!" rief der Kerkermeiſter, einen Schritt rückweichend und ſich in Vertheidigungsſtand ſetzend: offenbar iſt es in Ihrem Kopfe nicht richtig. Der Abbé at angefangen, wie Sie, und in drei Tagen ſind Sie n Narr, daß man Sie binden muß. Zum Glücke gibt s noch Kerker im Caſtell If."

Dantes nahm den Schämel und ſchwang ihn um inen Kopf.

„Gut, gut," ſprach der Kerkermeiſter, „gut, da Sie urchaus wollen, ſo wird man den Gouverneur benach- chtigen."

„Dann iſt es recht," ſagte Dantes, ſtellte ſeinen chämel auf den Boden und ſetzte ſich darauf, den Kopf efenkt, die Augen ſtarr, als ob er wirklich wahnſinnig ürde.

Der Gefangenwärter entfernte ſich und kehrte einen ugenblick nachher mit vier Soldaten und einem Corporal rück.

„Auf Befehl des Gouverneur," ſagte er, „bringt den efangenen ein Stockwerk unter dieſes."

„In den Kerker alſo?"

„In den Kerker: man muß die Narren mit den arren zuſammenſperren."

Die vier Soldaten ergriffen Dantes, der in eine Art on Stumpfſinn verfiel und ihnen ohne Widerſtand lgte.

Man ließ ihn fünfzehn Stufen hinabſteigen, und fnete eine Thüre, durch welche er eintrat.

„Er hat Recht," murmelte er, „man muß die Ne
ren mit den Narren zuſammen ſperren."

„Die Thüre ſchloß ſich wieder, und Dantes gi
die Hände ausgeſtreckt vorwärts, bis er die Mauer fühl
Dann ſetzte er ſich in eine Ecke und blieb unbeweglı
während ſeine Augen, ſich allmälig an die Dunkelh
gewöhnend, die Gegenſtände zu unterſcheiden anfinge
Der Gefangenwärter hatte Recht: es bedurfte nicht vi
und Dantes wurde ein Narr.

Neuntes Kapitel.

Der Verlobungsabend.

Villefort hatte, wie geſagt, wieder den Weg nach d
Place-du-Grand-Cours eingeſchlagen und fand, in d
Haus von Saint-Meran zurückkehrend, die Gäſte, die
bei Tiſche gelaſſen hatte, im Salon mit dem Kaffee b
ſchäftigt.

Renée erwartete ihn mit einer Ungeduld, welche v
der übrigen Geſellſchaft getheilt wurde. Er wurde au
mit allgemeinem Zuruf empfangen.

„Nun, Kopfabſchneider, Stütze des Staates, royal
ſtiſcher Brutus, was gibt es? Laſſen Sie hören," ri
der Eine.

„Sind wir von einer neuer Schreckensherrſchaft b
droht?" fragte der Andere.

„Hat der Währwolf von Corſica ſeine Höhle ve
laſſen?" fragte ein Dritter.

„Frau Marquiſe," ſprach Villefort, ſich ſeiner künftigen Schwiegermutter nähernd, „ich bitte mich zu entſchuldigen, wenn ich genöthigt bin, Sie ſo zu verlaſſen. . . . . Herr Marquis, könnte ich die Ehre haben, ein paar Worte allein mit Ihnen zu ſprechen?"

„Ah, die Sache iſt alſo wirklich ernſter Natur," ſagte die Marquiſe, die Wolke wahrnehmend, welche die Stirne von Villefort verdüſterte.

„So ernſt, daß ich auf einige Tage von Ihnen Urlaub nehmen muß. Sie mögen daraus ſchließen," fuhr er ſich gegen Renée wendend fort, „ob die Sache von Bedeutung iſt."

„Sie reiſen, mein Herr?" rief Renée, unfähig die Bewegung zu verbergen, welche dieſe Nachricht bei ihr verurſachte.

„Ach! ja, mein Fräulein," antwortete Villefort, „es muß ſein."

„Und wohin gehen Sie?" fragte die Marquiſe.

„Das iſt das Geheimniß des Gerichtes, Madame. Wenn übrigens Jemand hier Aufträge nach Paris hat, einer von meinen Freunden reiſt dieſen Abend dahin ab und wird ſie mit Vergnügen übernehmen."

Alle Anweſenden ſchauten ſich an.

„Sie haben mich um eine Unterredung gebeten?" ſagte der Marquis.

„Ja, gehen wir in Ihr Cabinet, wenn es Ihnen gefällig iſt."

Der Marquis nahm den Arm von Villefort und entfernte ſich mit ihm.

„Nun?" fragte der Marquis, als er in ſein Cabinet gelangte, „was geht vor? Sprechen Sie."

„Dinge von der größten Wichtigkeit, die mich nöthigen, unverzüglich nach Paris abzureiſen. Entſchuldigen Sie die unbeſcheidene Zudringlichkeit meiner Frage: haben Sie Renten auf den Staat?"

„Mein ganzes Vermögen beſteht in Einſchreibungen, ungefähr ſechs bis ſiebenmal hundert tauſend Franken."

„Verkaufen Sie, Marquis, verkaufen Sie, ode
sind zu Grunde gerichtet.“

„Aber wie soll ich von hier aus verkaufen?“

„Sie haben einen Wechselagenten, nicht wahr

„Ja.“

„Geben Sie mir einen Brief an ihn, und beauf
Sie denselben, ohne eine Minute, ohne eine Secunde z
lieren, zu verkaufen. Vielleicht komme ich bereits zu

„Teufel!“ sprach der Marquis, „dann wolle
eilen!“

„Und er setzte sich an den Tisch und schrieb
Brief an seinen Agenten, in welchem er ihn beauf
um jeden Preis zu verkaufen.

„Nun da ich diesen Brief habe,“ sprach Bil
denselben sorgfältig in sein Portefeuille verschli
„brauche ich noch einen andern.“

„An wen?“

„An den König.“

„An den König?“

„Ja.“

„Aber ich wage es nicht, so geradezu an
Majestät zu schreiben.“

„Ich erbitte mir das auch nicht von Ihnen, so
ich ersuche Sie, Herr von Salvieux darum anzugehen
soll mir einen Brief geben, mit dessen Hülfe ich
Seiner Majestät gelangen kann, ohne allen Förmlich
einer Audienzbitte unterworfen zu sein, wodurch ich
kostbare Zeit verlieren würde.“

„Haben Sie denn nicht den Großsiegelbewahrer,
chem der ungehinderte Eintritt in den Tuilerien ge
ist, und durch dessen Vermittelung Sie Tag und
bis zum König gelangen können.“

„Ja, allerdings, aber es ist unnöthig, daß ich
einem Andern das Verdienst der Nachricht theile, d
überbringe. Verstehen Sie? der Siegelbewahrer
mich natürlich in die zweite Reihe zurückschieben
mich des ganzen Antheils bei der Sache berauben.

ige Ihnen nur Eines, Marquis: meine Laufbahn iſt ge-
chert, wenn ich zuerſt in die Tuilerien komme, denn ich
erde dem König einen Dienſt geleiſtet haben, den er un-
öglich mehr vergeſſen kann."

„In dieſem Fall, mein Lieber, packen Sie ihre ſieben
achen zuſammen; ich rufe Salvieux und laſſe ihn den
rief ſchreiben, der Ihnen als Eintrittskarte dienen ſoll."

„Gut, verlieren Sie keine Zeit, in einer Viertelſtunde
uß ich in der Poſtchaiſe ſitzen."

„Laſſen Sie Ihren Wagen vor der Hausthüre
alten."

„Sie werden mich ohne Zweifel bei der Frau Mar-
iſe entſchuldigen, nicht wahr? und eben ſo bei Fräulein
on Saint-Meran, die ich an einem ſolchen Tage nur
it dem tiefſten Bedauern verlaſſe."

„Sie ſollen Beide in meinem Cabinet finden und
innen von ihnen Abſchied nehmen."

„Tauſend Dank. Beſchäftigen Sie ſich mit meinem
riefe."

Der Marquis läutete: ein Bedienter erſchien.

„Sagen Sie dem Grafen von Salvieux, ich erwarte
n."

„Gehen Sie nun," fuhr der Marquis, ſich an Ville-
rt wendend, fort.

„Gut, ich gehe und komme ſogleich wieder zurück."

Villefort eilte weg. Doch bald bedachte er, daß ein
ubſtitut des Staatsanwaltes, den man mit ſo haſtigen
chritten laufen ſehen würde, ſich der Gefahr ausſetzen
ürfte, die Ruhe einer ganzen Stadt zu ſtören. Er nahm
lſo ſeinen gewöhnlichen, ganz amtsmäßigen Gang an.

An ſeiner Thüre erblickte er im Schatten eine ge-
enſtartige Geſtalt, welche unbeweglich ſeiner harrte.

Es war die ſchöne Catalonierin, welche, da ſie
ine Nachricht von Edmond erhielt, bei Einbruch der
acht vom Pharao weggelaufen war, um ſich ſelbſt

nach der Urſache der Verhaftung ihres Geliebten zu kundigen.

Als Villefort ſich näherte, entfernte ſie ſich von Mauer, an die ſie ſich gelehnt hatte, und verſperrte den Weg. Dantes hatte bei dem Subſtituten ſeiner B erwähnt, und Mercedes brauchte ſich nicht zu nennen, von Villefort erkannt zu werden. Er war erſtaunt die Schönheit und Würde von Mercedes, und als ſie fragte, was aus ihrem Geliebten geworden, kam es vor, als wäre er der Angeklagte und ſie der Richter.

„Der Mann, von dem Sie ſprechen," ſagte Vill mit raſchem Tone, „iſt ein großer Verbrecher, und kann nichts für ihn thun, Mademoiſelle."

Mercedes ſchluchzte, und als Villefort an ihr über zu gehen verſuchte, hielt ſie ihn zum zweiten M zurück.

„Aber ſagen Sie mir doch wenigſtens, wo er i fragte ſie, „ich will mich nur erkundigen, ob er lebt er todt iſt."

„Ich weiß es nicht; er gehört nicht mehr mir antwortete Villefort.

Und beunruhigt durch den zarten Blick und flehende Haltung, ſchob er Mercedes zurück, trat in Wohnung, und ſchloß eiligſt die Thüre, als wollte er Schmerz, den man ihm brachte, außerhalb laſſen.

Doch der Schmerz läßt ſich nicht ſo zurückſt Wie den tödtlichen Pfeil, von dem Virgil ſpricht, ni ihn der verwundete Menſch mit ſich. Villefort gin ſeine Wohnung, er verſchloß die Thüre, aber in ſ Salon gelangt, brachen ihm die Beine beinahe zuſam Er ſtieß einen Seufzer aus, der einem Schluchzen g und ſank auf einen Stuhl.

Da entſtand im Grunde dieſes kranken Herzens erſte Keim zu einem tödtlichen Geſchwüre. T Menſch, den er ſeinem Ehrgeize opferte, dieſer Unſ dige, welcher für ſeinen ſchuldigen Vater beza

rschien ihm bleich und drohend, seiner ebenfalls bleichen Braut die Hand reichend, und den Gewissensbiß nach sich schleppend, nicht denjenigen, welcher den Kranken wie die Wüthenden des alten Fatum aufspringen macht, sondern den dumpfen, schmerzlichen Klang, der in gewissen Augenblicken das Herz berührt und es mit der Erinnerung einer vergangenen Handlung peinigt, . . . eine Pein, deren nagende Qualen ein Uebel graben, das sich bis zum Tode immer mehr vertieft.

Dann trat in der Seele dieses Mannes noch ein Augenblick des Zögerns ein. Schon mehre Male hatte er, und zwar ohne eine andere Regung, als die des Kampfes eines Richters mit dem Angeklagten, die Todesstrafe gegen die Angeschuldigten gefordert, und die Hinrichtung dieser Angeschuldigten, in Folge seiner niederschmetternden Beredsamkeit, welche die Richter oder die Jury hinriß, vollzogen, hatte nicht einmal eine Wolke auf seiner Stirne zurückgelassen, denn diese Angeklagten waren Schuldige, oder Villefort hielt sie wenigstens für solche. Aber diesmal war es etwas ganz Anderes; er hatte die lebenslängliche Gefängnißstrafe auf einen Unschuldigen angewendet, welcher glücklich werden sollte, und dem er nicht nur seine Freiheit, sondern sein Glück zerstörte: diesmal war er nicht mehr Richter, sondern Henker.

Dies bedenkend fühlte er das von uns beschriebene dumpfe Klopfen, welches ihm bis dahin unbekannt geblieben war. Es ertönte im Grunde seines Herzens und erfüllte seine Brust mit einer unbestimmten Bangigkeit. So wird durch ein instinktartiges, heftiges Leiden der Verwundete benachrichtigt, der nie, ohne zu zittern, den Finger seiner offenen, blutenden Wunde nähert, ehe sich diese Wunde wieder geschlossen hat.

Aber die Wunde, welche Villefort erhalten, gehörte zu denjenigen, die sich nie schließen oder sich nur schließen, um sich noch blutiger, noch schmerzlicher als zuvor zu öffnen.

Wenn in dieſem Augenblick die ſanfte Stimm
Renée an ſein Ohr geklungen hätte, um Gnade
bitten, wenn die ſchöne Mercedes eingetreten wäre u
ihm geſagt hätte: „Im Namen Gottes, der uns ſtet
richtet, geben Sie mir meinen Bräutigam wieder,
dann würde dieſe halb unter die Nothwendigkeit ge
Stirne ſich gänzlich gebeugt haben, und er hätte
Zweifel mit ſeinen eiſigen Händen, Alles wagend,
daraus für ihn entſpringen konnte, den Befehl
zeichnet, Dantes in Freiheit zu ſetzen. Aber keine S
murmelte in der Stille, und die Thüre öffnete ſich
um den Kammerdiener von Villefort einzulaſſen, de
meldete, die Poſtpferde wären an den Reiſewage
ſpannt.

Villefort erhob ſich oder er ſprang vielmehr
wie ein Menſch, der in einem inneren Kampfe trium
ſteckte alles Gold in ſeine Taſchen, das in einer vo
Schubladen lag, und warf, die Hand an der Stirn
Worte ohne Folge murmelnd, einen ſcheuen Bli
Zimmer umher. Dann als er fühlte, daß ihn
Kammerdiener den Mantel auf die Schultern legte,
er raſch aus dem Zimmer, ſprang in den Wage
befahl mit kurzem Tone nach der Rue-du-Grand-
zu Herrn von Saint-Meran zu fahren.

Der unglückliche Dantes war verurtheilt.

Villefort fand, wie es Herrn von Saint-
verſprochen hatte, die Marquiſe und Renée in den
binet. Als der junge Mann Renée erblickte, beb
denn er glaubte, ſie würde abermals die Freihei
Dantes von ihm fordern. Aber ach, zur Schma
ſerer Selbſtſucht müſſen wir bekennen, das ſchöne
Mädchen war nur mit Einem beſchäftigt: mit de
reiſe von Villefort.

Sie liebte Villefort, Villefort ſchickte ſich a
dem Augenblicke abzureiſen, wo er ihr Gatte
ſollte; Villefort konnte nicht ſagen, wann er zurü

würde, und ſtatt Dantes zu beklagen, verfluchte ſie Mann, der ſie durch ſein Verbrechen von ihrem Ge:n trennte.

Was ſollte alſo Mercedes ſagen?

Die arme Mercedes hatte an der Ecke der Rue de oge Fernand wiedergefunden, der ihr gefolgt war. kehrte zu den Cataloniern zurück und warf ſich ſter-, in Verzweiflung auf ihr Bett. Vor dieſes Bett e Fernand nieder, und er drückte ihre eiſige Hand, daß Mercedes daran dachte, ſie zurückzuziehen. Er kte ſie mit brennenden Küſſen, welche Mercedes nicht al fühlte.

So brachte ſie die Nacht hin. Die Lampe erloſch, kein Oel mehr darin war. Sie bemerkte ebenſo g die Dunkelheit, als ſie das Licht wahrgenommen :, und der Tag kehrte zurück, ohne daß ſie ihn ſah. Der Schmerz hatte eine Binde um ihre Augen ge-, welche ſie nur Edmond ſehen ließ.

„Ah! Ihr ſeid hier," ſagte ſie endlich, nach Fer-) ſich umwendend.

„Seit geſtern habe ich Euch nicht verlaſſen," ant-:te Fernand mit einem ſchmerzlichen Seufzer . . . . .

Herr Morrel hielt ſich nicht für geſchlagen; er er-, daß man Dantes in Folge eines Verhörs in das ingniß gebracht hatte; da lief er zu allen ſeinen inden, beſuchte die Perſonen in Marſeille, welche luß haben konnten, aber bereits hatte ſich das Ge-t verbreitet, der junge Mann wäre als bonapartiſtiſcher nt verhaftet worden, und da ſelbſt die Verwegenſten als jeden Verſuch von Napoleon, den Thron wieder :eſteigen, als einen wahnſinnigen Traum betrachteten, fand er nur Kälte, Furcht, Weigerung, und kehrte Verzweiflung nach Hauſe, geſtand ſich aber dabei, Lage der Dinge ſei ſehr ernſt und Niemand vermöge :t etwas zu thun.

Caderouſſe war äußerſt unruhig und von den pein-ken Gefühlen gequält; ſtatt auszugehen, wie es

Herr Morrel gethan hatte, ſtatt etwas zu Gunſten
Dantes zu verſuchen, für den er übrigens nichts zu
im Stande war, ſchloß er mit ſich zwei Flaſchen
ein und trachtete danach, ſeine Unruhe in der Trunke
zu erſäufen. Aber in dem Geiſteszuſtande, in welcher
ſich befand, waren zwei Flaſchen zu wenig, um ſein
wiſſen zu erſticken; er blieb alſo, zu trunken, um an
Wein zu holen, nicht ſo ſehr trunken, daß der Rauſch
Erinnerung in ihm getödtet hätte, ſeinen zwei l
Flaſchen gegenüber mit den Ellbogen auf einen hinke
Tiſch geſtützt und ſah um ſich her im Reflere ſ
Lichtes mit dem langen Dochte alle Geſpenſter tan
welche Hoffmann auf ſeine von Punſch durchnäßten M
ſcripte wie einen ſchwarzen, phantaſtiſchen Staub
ſtreut hat.

Danglars allein wär weder gequält, noch beunruh
Danglars war ſogar freudig, denn er hatte ſich an ei
Feinde gerächt und ſeinen Platz an Bord des Phar
geſichert, den er zu verlieren befürchtete; Danglars
einer von den berechnenden Menſchen, welche mit
Feder hinter dem Ohr und einem Tintenfaſſe an
Stelle des Herzens geboren werden. Alles war für
in dieſer Welt Subtraction oder Multiplication, und
Zahl erſchien ihm viel koſtbarer, als ein Menſch, w
dieſe Zahl die Summe zu vermehren im Stande
die dieſer Menſch vermindern konnte.

Danglars legte ſich frühzeitig zu Bette und ſc
ruhig.

Nachdem Villefort den Brief von Herrn von
vieux empfangen, Renée die beiden Wangen und
Marquiſe von Saint-Meran die Hand geküßt, dem M
quis aber die Hand gedrückt hatte, reiſte er in aller
auf der Straße nach Aix ab.

Der Vater Dantes ſtarb beinahe vor Schmerz
Unruhe.

Was aus Edmond geworden war, wiſſen wir.

Zehntes Kapitel.

Das kleine Cabinet der Tuilerien.

Verlaſſen wir Villefort auf der Straße nach Paris, uf der er mittelſt der dreifachen Trinkgelder, die er be- ihlt, mit Windeseile hinfliegt, und dringen wir durch vei oder drei Salons, welche dieſem kleinen Cabinet der uilerien mit dem Bogenfenſter vorhergehen, das ſo wohl ekannt iſt, denn es war das Lieblingscabinet von Napo- on und Ludwig XVIII., und iſt noch gegenwärtig das on Louis Philipp.

Vor einem Tiſche von Nußbaumholz ſitzend, den er on Hartwell zurückgebracht hatte und in einer von den, ohen Perſonen eigenthümlichen, Manien ganz beſonders ebte, hörte Ludwig XVIII. ziemlich oberflächlich auf einen Mann von fünfzig bis zwei und fünfzig Jahren, mit grauen haaren, ariſtokratiſchem Geſichte und ängſtlichem Anzug, ährend er auf den Rand eines Bandes von Horaz in er zimlich incorrecten, aber geſchätzten Ausgabe von ryphius, welche ſich jedoch ganz zu den ſcharfſinnigen emerkungen Seiner Majeſtät eignete, Randnoten machte.

„Sie ſagen alſo?“ ſprach der König.

„Daß ich im höchſten Grade beunruhigt bin.“

„Wirklich, ſollten Sie im Traume ſieben fette und eben magere Kühe geſehen haben?“

„Nein, denn das würde uns nur ſieben Jahre der fruchtbarkeit und ſieben Jahre der Hungersnoth verkün- igen, und bei einem ſo vorſichtigen König, wie Eure Majeſtät, iſt keine Hungersnoth zu befürchten.“

„Von welcher andern Geißel iſt denn die Rede, mein ieber Blacas?“

„Sire, ich habe alle Urſache zu glauben, daß ſich ein Sturm im Süden bildet.“

„Verkaufen Sie, Marquis, verkaufen Sie, oder
ſind zu Grunde gerichtet.“

„Aber wie ſoll ich von hier aus verkaufen?“

„Sie haben einen Wechſelagenten, nicht wahr?“

„Ja.“

„Geben Sie mir einen Brief an ihn, und beauftra
Sie denſelben, ohne eine Minute, ohne eine Secunde zu
lieren, zu verkaufen. Vielleicht komme ich bereits zu ſp

„Teufel!“ ſprach der Marquis, „dann wollen
eilen!“

„Und er ſetzte ſich an den Tiſch und ſchrieb e
Brief an ſeinen Agenten, in welchem er ihn beauftra
um jeden Preis zu verkaufen.

„Nun da ich dieſen Brief habe,“ ſprach Villef
denſelben ſorgfältig in ſein Portefeuille verſchließ
„brauche ich noch einen andern.“

„An wen?“

„An den König.“

„An den König?“

„Ja.“

„Aber ich wage es nicht, ſo geradezu an S
Majeſtät zu ſchreiben.“

„Ich erbitte mir das auch nicht von Ihnen, ſond
ich erſuche Sie, Herr von Salvieux darum anzugehen.
ſoll mir einen Brief geben, mit deſſen Hülfe ich bis
Seiner Majeſtät gelangen kann, ohne allen Förmlichkei
einer Audienzbitte unterworfen zu ſein, wodurch ich
koſtbare Zeit verlieren würde.“

„Haben Sie denn nicht den Großſiegelbewahrer, w
chem der ungehinderte Eintritt in den Tullerien geſta
iſt, und durch deſſen Vermittelung Sie Tag und Na
bis zum König gelangen können.“

„Ja, allerdings, aber es iſt unnöthig, daß ich
einem Andern das Verdienſt der Nachricht theile, die
überbringe. Verſtehen Sie? der Siegelbewahrer wü
mich natürlich in die zweite Reihe zurückſchieben u
mich des ganzen Antheils bei der Sache berauben.

ſage Ihnen nur Eines, Marquis: meine Laufbahn iſt geſichert, wenn ich zuerſt in die Tuilerien komme, denn ich werde dem König einen Dienſt geleiſtet haben, den er unmöglich mehr vergeſſen kann."

„In dieſem Fall, mein Lieber, packen Sie ihre ſieben Sachen zuſammen; ich rufe Salvieux und laſſe ihn den Brief ſchreiben, der Ihnen als Eintrittskarte dienen ſoll."

„Gut, verlieren Sie keine Zeit, in einer Viertelſtunde muß ich in der Poſtchaiſe ſitzen."

„Laſſen Sie Ihren Wagen vor der Hausthüre halten."

„Sie werden mich ohne Zweifel bei der Frau Marquiſe entſchuldigen, nicht wahr? und eben ſo bei Fräulein von Saint-Meran, die ich an einem ſolchen Tage nur mit dem tiefſten Bedauern verlaſſe."

„Sie ſollen Beide in meinem Cabinet finden und können von ihnen Abſchied nehmen."

„Tauſend Dank. Beſchäftigen Sie ſich mit meinem Briefe."

Der Marquis läutete: ein Bedienter erſchien.

„Sagen Sie dem Grafen von Salvieux, ich erwarte ihn."

„Gehen Sie nun," fuhr der Marquis, ſich an Villefort wendend, fort.

„Gut, ich gehe und komme ſogleich wieder zurück."

Villefort eilte weg. Doch bald bedachte er, daß ein Subſtitut des Staatsanwaltes, den man mit ſo haſtigen Schritten laufen ſehen würde, ſich der Gefahr ausſetzen müßte, die Ruhe einer ganzen Stadt zu ſtören. Er nahm alſo ſeinen gewöhnlichen, ganz amtsmäßigen Gang an.

An ſeiner Thüre erblickte er im Schatten eine geſpenſtartige Geſtalt, welche unbeweglich ſeiner harrte.

Es war die ſchöne Catalonierin, welche, da ſie keine Nachricht von Edmond erhielt, bei Einbruch der Nacht vom Pharao weggelaufen war, um ſich ſelbſt

nach der Urſache der Verhaftung ihres Geliebten zu erkundigen.

Als Villefort ſich näherte, entfernte ſie ſich von der Mauer, an die ſie ſich gelehnt hatte, und verſperrte ihm den Weg. Dantes hatte bei dem Subſtituten ſeiner Braut erwähnt, und Mercedes brauchte ſich nicht zu nennen, um von Villefort erkannt zu werden. Er war erſtaunt über die Schönheit und Würde von Mercedes, und als ſie ihn fragte, was aus ihrem Geliebten geworden, kam es ihm vor, als wäre er der Angeklagte und ſie der Richter.

„Der Mann, von dem Sie ſprechen," ſagte Villefort mit raſchem Tone, „iſt ein großer Verbrecher, und ich kann nichts für ihn thun, Mademoiſelle."

Mercedes ſchluchzte, und als Villefort an ihr vorüber zu gehen verſuchte, hielt ſie ihn zum zweiten Male zurück.

„Aber ſagen Sie mir doch wenigſtens, wo er iſt?" fragte ſie, „ich will mich nur erkundigen, ob er lebt, ob er todt iſt."

„Ich weiß es nicht; er gehört nicht mehr mir an," antwortete Villefort.

Und beunruhigt durch den zarten Blick und die flehende Haltung, ſchob er Mercedes zurück, trat in ſeine Wohnung, und ſchloß eiligſt die Thüre, als wollte er den Schmerz, den man ihm brachte, außerhalb laſſen.

Doch der Schmerz läßt ſich nicht ſo zurückſtoßen. Wie den tödtlichen Pfeil, von dem Virgil ſpricht, nimmt ihn der verwundete Menſch mit ſich. Villefort ging in ſeine Wohnung, er verſchloß die Thüre, aber in ſeinen Salon gelangt, brachen ihm die Beine beinahe zuſammen. Er ſtieß einen Seufzer aus, der einem Schluchzen glich, und ſank auf einen Stuhl.

Da entſtand im Grunde dieſes kranken Herzens der erſte Keim zu einem tödtlichen Geſchwüre. Dieſer Menſch, den er ſeinem Ehrgeize opferte, dieſer Unſchuldige, welcher für ſeinen ſchuldigen Vater bezahlte,

en ihm bleich und drohend, ſeiner ebenfalls bleichen
it die Hand reichend, und den Gewiſſensbiß nach ſich
pend, nicht denjenigen, welcher den Kranken wie die
henden des alten Fatum aufſpringen macht, ſondern
umpfen, ſchmerzlichen Klang, der in gewiſſen Augen-
n das Herz berührt und es mit der Erinnerung einer
ngenen Handlung peinigt, . . . eine Pein, deren
ide Qualen ein Uebel graben, das ſich bis zum Tode
r mehr vertieft.

Dann trat in der Seele dieſes Mannes noch ein
nblick des Zögerns ein. Schon mehre Male hatte
und zwar ohne eine andere Regung, als die des
pfes eines Richters mit dem Angeklagten, die Todes-
: gegen die Angeſchuldigten gefordert, und die Hin-
ung dieſer Angeſchuldigten, in Folge ſeiner nieder-
:tternden Beredſamkeit, welche die Richter oder die
hinriß, vollzogen, hatte nicht einmal eine Wolke auf
r Stirne zurückgelaſſen, denn dieſe Angeklagten waren
ldige, oder Villefort hielt ſie wenigſtens für ſolche.

diesmal war es etwas ganz Anderes; er hatte die
ängliche Gefängnißſtrafe auf einen Unſchuldigen an-
ndet, welcher glücklich werden ſollte, und dem er nicht
ſeine Freiheit, ſondern ſein Glück zerſtörte: diesmal
er nicht mehr Richter, ſondern Henker.

Dies bedenkend fühlte er das von uns beſchriebene
ſe Klopfen, welches ihm bis dahin unbekannt ge-
en war. Es ertönte im Grunde ſeines Herzens und
lte ſeine Bruſt mit einer unbeſtimmten Bangigkeit.
wird durch ein inſtinktartiges, heftiges Leiden der
ounbete benachrichtigt, der nie, ohne zu zittern, den
er ſeiner offenen, blutenden Wunde nähert, ehe ſich
Wunde wieder geſchloſſen hat.

Aber die Wunde, welche Villefort erhalten, gehörte
enjenigen, die ſich nie ſchließen oder ſich nur ſchließen,
ſich noch blutiger, noch ſchmerzlicher als zuvor zu
n.

Wenn in dieſem Augenblick die ſanfte Stimme
Renée an ſein Ohr geklungen hätte, um Gnade zu
bitten, wenn die ſchöne Mercedes eingetreten wäre un
ihm geſagt hätte: „Im Namen Gottes, der uns ſieht
richtet, geben Sie mir meinen Bräutigam wieder,“
dann würde dieſe halb unter die Nothwendigkeit geb
Stirne ſich gänzlich gebeugt haben, und er hätte
Zweifel mit ſeinen eiſigen Händen, Alles wagend,
daraus für ihn entſpringen konnte, den Befehl u
zeichnet, Dantes in Freiheit zu ſetzen. Aber keine Sti
murmelte in der Stille, und die Thüre öffnete ſich
um den Kammerdiener von Villefort einzulaſſen, der
meldete, die Poſtpferde wären an den Reiſewagen
ſpannt.

Villefort erhob ſich oder er ſprang vielmehr
wie ein Menſch, der in einem inneren Kampfe triump
ſteckte alles Gold in ſeine Taſchen, das in einer von
Schubladen lag, und warf, die Hand an der Stirne
Worte ohne Folge murmelnd, einen ſcheuen Blick
Zimmer umher. Dann als er fühlte, daß ihm
Kammerdiener den Mantel auf die Schultern legte,
er raſch aus dem Zimmer, ſprang in den Wagen
befahl mit kurzem Tone nach der Rue-du-Grand-C
zu Herrn von Saint-Meran zu fahren.

Der unglückliche Dantes war verurtheilt.

Villefort fand, wie es Herrn von Saint-M
verſprochen hatte, die Marquiſe und Renée in dem
binet. Als der junge Mann Renée erblickte, bebte
denn er glaubte, ſie würde abermals die Freiheit
Dantes von ihm fordern. Aber ach, zur Schmach
ſerer Selbſtſucht müſſen wir bekennen, das ſchöne ju
Mädchen war nur mit Einem beſchäftigt: mit der
reiſe von Villefort.

Sie liebte Villefort, Villefort ſchickte ſich an,
dem Augenblicke abzureiſen, wo er ihr Gatte wer
ſollte; Villefort konnte nicht ſagen, wann er zurückk

würde, und [illegible] Dantes zu [illegible] versuchte sie
Mann, der sie durch [illegible] von ihren [illegible]
ten trennte.

Was sollte [illegible] Mercedes sagen?

Die arme Mercedes hatte in der Ecke der Rue de
Loge Fernand wiedergefunden, der ihr gefolgt war.
kehrte zu den [illegible] zurück und [illegible]
), in Verzweiflung auf [illegible]. [illegible]
te Fernand [illegible], [illegible] einige Hand.
e daß Mercedes [illegible], sie zurückzugehen. Er
ckte sie mit brennenden Küssen, welche Mercedes nicht
nal fühlte.

So brachte sie die Nacht hin. Die Lampe erlosch,
kein Oel mehr darin war. Sie bemerkte ebenso
ig die Dunkelheit, als sie das Licht wahrgenommen
e, und der Tag kehrte zurück, ohne daß sie ihn sah.

Der Schmerz hatte eine Binde um ihre Augen ge-
, welche sie nur Edmond sehen ließ.

„Ah! Ihr seid hier," sagte sie endlich, nach Fer-
nd sich umwendend.

„Seit gestern habe ich Euch nicht verlassen," ant-
tete Fernand mit einem schmerzlichen Seufzer . . . . .

Herr Morrel hielt sich nicht für geschlagen; er er-
r, daß man Dantes in Folge eines Verhörs in das
fängniß gebracht hatte; da lief er zu allen seinen
unden, besuchte die Personen in Marseille, welche
fluß haben konnten, aber bereits hatte sich das Ge-
ht verbreitet, der junge Mann wäre als bonapartistischer
ent verhaftet worden, und da selbst die Verwegensten
nals jeden Versuch von Napoleon, den Thron wieder
besteigen, als einen wahnsinnigen Traum betrachteten,
fand er nur Kälte, Furcht, Weigerung, und kehrte
l Verzweiflung nach Hause, gestand sich aber dabei,
Lage der Dinge sei sehr ernst und Niemand vermöge
bei etwas zu thun.

Caderousse war äußerst unruhig und von den pein-
sten Gefühlen gequält; statt auszugehen, wie es

Herr Morrel gethan hatte, ſtatt etwas zu Gunſt
Dantes zu verſuchen, für den er übrigens nichts z
im Stande war, ſchloß er mit ſich zwei Flaſchen
ein und trachtete danach, ſeine Unruhe in der Trun
zu erſäufen. Aber in dem Geiſteszuſtande, in welc
ſich befand, waren zwei Flaſchen zu wenig, um ſei
wiſſen zu erſticken; er blieb alſo, zu trunken, um
Wein zu holen, nicht ſo ſehr trunken, daß der Rau
Erinnerung in ihm getödtet hätte, ſeinen zwei
Flaſchen gegenüber mit den Ellbogen auf einen hir
Tiſch geſtützt und ſah um ſich her im Reflere
Lichtes mit dem langen Dochte alle Geſpenſter
welche Hoffmann auf ſeine von Punſch durchnäßten
ſcripte wie einen ſchwarzen, phantaſtiſchen Stau
ſtreut hat.

Danglars allein war weder gequält, noch beun
Danglars war ſogar freudig, denn er hatte ſich an
Feinde gerächt und ſeinen Platz an Bord des P h a
geſichert, den er zu verlieren befürchtete; Danglar
einer von den berechnenden Menſchen, welche mit
Feder hinter dem Ohr und einem Tintenfaſſe
Stelle des Herzens geboren werden. Alles war f
in dieſer Welt Subtraction oder Multiplication, un
Zahl erſchien ihm viel koſtbarer, als ein Menſch,
dieſe Zahl die Summe zu vermehren im Stande
die dieſer Menſch vermindern konnte.

Danglars legte ſich frühzeitig zu Bette und
ruhig.

Nachdem Villefort den Brief von Herrn von
vieux empfangen, Renée die beiden Wangen un
Marquiſe von Saint-Meran die Hand geküßt, dem
quis aber die Hand gedrückt hatte, reiſte er in alle
auf der Straße nach Aix ab.

Der Vater Dantes ſtarb beinahe vor Schmer
Unruhe.

Was aus Edmond geworden war, wiſſen wir.

Zehntes Kapitel.

Das kleine Cabinet der Tuilerien.

Verlaſſen wir Villefert auf der Straße nach Paris, der er mittelſt der dreifachen Trinkgelder, die er be- t, mit Windeseile hinfliegt, und dringen wir durch oder drei Salons, welche dieſem kleinen Cabinet der erien mit dem Bogenfenſter vorhergehen, das ſo wohl unt iſt, denn es war das Lieblingscabinet von Marie- und Ludwig XVIII., und iſt noch gegenwärtig das Louis Philipp.

Vor einem Tiſche von Nußbaumholz ſitzend, den er Hartwell zurückgebracht hatte und in einer von den, n Perſonen eigenthümlichen, Manien ganz beſonders e, hörte Ludwig XVIII. ziemlich oberflächlich auf einen nn von fünfzig bis zwei und fünfzig Jahren, mit grauen ren, ariſtokratiſchem Geſichte und ängſtlichem Anzug, rend er auf den Rand eines Bandes von Horaz in zimlich incorrecten, aber geſchätzten Ausgabe von phius, welche ſich jedoch ganz zu den ſcharfſinnigen erkungen Seiner Majeſtät eignete, Randnoten machte.

„Sie ſagen alſo?“ ſprach der König.

„Daß ich im höchſten Grade beunruhigt bin.“

„Wirklich, ſollten Sie im Traume ſieben fette und n magere Kühe geſehen haben?“

„Nein, denn das würde uns nur ſieben Jahre der chtbarkeit und ſieben Jahre der Hungersnoth verkün- n, und bei einem ſo vorſichtigen König, wie Eure jeſtät, iſt keine Hungersnoth zu befürchten.“

„Von welcher andern Geißel iſt denn die Rede, mein er Blacas?“

„Sire, ich habe alle Urſache zu glauben, daß ſich ein rm im Süden bildet.“

„Mein lieber Herzog," antwortete Ludwig XV
„ich halte Sie für ſchlecht unterrichtet und weiß ge
daß das Wetter in jener Richtung ganz ſchön iſt.

Ein ſo geiſtreicher Mann Ludwig XVIII. auch
ſo liebte er dennoch den Scherz.

„Sire, könnte Euere Majeſtät, und wäre es nur
einen treuen Diener zu beruhigen, nicht nach Langue
in die Provence und in das Dauphiné ſichere Mä
ſchicken, welche ihr einen Bericht über den Geiſt der
Provinzen erſtatten würden?"

„Canimus surdis," antwortete der König, wäh
er Noten in ſeinen Horaz zu machen fortfuhr.

„Sire," ſprach der Höfling und lachte, um ſich
Anſehen zu geben, als verſtünde er den Vers des T
ters von Venuſia, „Euere Majeſtät kann vollkom
Recht haben, wenn dieſelbe auf den guten Geiſt
Frankreich zählt; aber ich glaube nicht ganz Unrech
haben, wenn ich irgend einen verzweifelten Verſuch
fürchte."

„Von welcher Seite?"

„Von Seiten Bonaparte's, oder wenigſtens ſe
Partei."

„Mein lieber Blacas," ſagte der König, „Sie hin
mich an der Arbeit mit ihren Schreckniſſen."

„Und Sie, Sire, hindern mich am Schlafe mit
rer Sicherheit."

„Warten Sie, mein Lieber, warten Sie, ich h
eine ſehr glückliche Note über den Pastor quum trahe
und Sie fahren nachher fort."

Es herrſchte einen Augenblick Stillſchweigen w
rend deſſen Ludwig XVIII. mit einer Handſchrift, di
ſo winzig als möglich machte, eine neue Note an
Rand ſeines Horaz ſchrieb. Als er dieſe Note ein
ſchrieben hatte, ſagte er, ſich mit der zufriedenen M
eines Mannes erhebend, der ſelbſt einen Gedanken ge
zu haben glaubt, weil er den eines Anderen erlä
hat:

„Fahren Sie fort, mein lieber Herzog, fahren Sie
, ich höre.“

„Sire,“ ſprach Blacas, der einen Augenblick Ville-
zu ſeinen Gunſten auszubeuten gebeſſt hatte, „ich
genöthigt, Ihnen zu ſagen, daß es nicht nur einfache,
r Begründung entbehrende Gerüchte, nicht nur aus
Luft gegriffene Neuigkeiten ſind, die mich beunruhigen.
wohlgeſinnter Mann, der mein ganzes Vertrauen ver-
t, und den ich mit der Ueberwachung des Südens be-
ragt habe,“ der Herzog zögerte, als er dieſe Worte
ch, „.... kommt ſo eben in aller Eile herbei und
bet mir: „„Eine große Gefahr bedroht den König.““
lief ich hierher.“

„Mala ducis avi domum,“ fuhr Ludwig XVIII.
en ſchreibend fort.

„Befiehlt mir Eure Majeſtät, nicht bei dieſem Ge-
ſtande zu verweilen?“

„Nein, mein lieber Herzog; aber ſtrecken Sie die
ıb aus.“

„Welche?“

„Welche Sie wollen; da unten, links.“

„Hier, Sire?“

„Ich ſage Ihnen links, und Sie ſuchen rechts, an
ner Linken will ich ſagen. Nun ſind Sie daran. Sie
ſſen den Bericht des Polizeiminiſters vom geſtrigen
tum finden. Doch halt! hier iſt Herr Dandré ſelbſt....
ht wahr, Sie ſagen Herr Dandré,“ ſprach Ludwig XVIII.
an den Huiſſier wendend, welcher wirklich den Polizei-
iſter gemeldet hatte.

„Ja, Sire, der Herr Baron Dandré.“

„Richtig, Baron,“ verſetzte Ludwig XVIII. mit
em beinahe unmerklichen Lächeln; „treten Sie ein,
ron, und ſagen Sie dem Herzog, was Sie Neueſtes
ı Herrn von Bonaparte wiſſen? Verbergen Sie uns
hts, was die Lage der Dinge betrifft, ſo ernſt ſie auch
ı mag. Sprechen Sie, iſt die Inſel Elba ein Vul-

kan, und werden wir den Krieg in vollen Flammen
ihr hervorbrechen ſehen: bella, horrida bella?"

Herr Dandré wiegte ſich ſehr anmuthig auf
Rücken eines Lehnſtuhles, auf den er ſeine zwei
ſtützte, und ſprach:

„Hat Eure Majeſtät die Gnade gehabt, den L
von geſtern zu berückſichtigen?"

„Ja, ja; aber ſagen Sie dem Grafen ſelbſt
ihn nicht finden kann, was dieſer Bericht enthielt.
Sie ihm auseinander, was der Uſurpator auf
Inſel thut."

„Mein Herr," ſprach der Baron zu dem G
„alle Diener Seiner Majeſtät dürfen ſich beglückwü
über die neueſten Nachrichten, die uns von der Inſel
zukommen. Bonaparte . . . ."

Herr Dandré ſchaute Ludwig XVIII. an, der
dem Schreiben einer Note beſchäftigt, nicht einma
Kopf aufrichtete.

„Bonaparte," fuhr der Baron fort, „langweil
zum Sterben. Er bringt ganze Tage damit hin, d
ſeine Gräber in Porto Longone arbeiten ſieht."

„Und er kratzt ſich zu ſeiner Unterhaltung," f
der König.

„Er kratzt ſich! was will Euere Majeſtät
ſagen?"

„Ei, mein lieber Graf, vergeſſen Sie, daß
große Mann, dieſer Held, dieſer Halbgott an einer
krankheit leidet, die ihn verzehrt? Prurigo!"

„Noch mehr, mein Herr Graf," fuhr der P
miniſter fort, „wir haben beinahe vollkommene G
heit, daß der Uſurpator in kurzer Zeit ein Narr
den wird."

„Ein Narr?"

„Ein Narr zum Binden; ſein Kopf ſchwächt
Bald vergießt er heiße Thränen, bald lacht er aus
lem Halſe. Dann bringt er ganze Stunden an
Ufer damit zu, daß er Kieſelſteine in das Waſſer t

nd wenn der Stein fünf bis ſechs mal aufgeprallt iſt, heint er ſo zufrieden, als ob er ein zweites Marengo der ein neues Auſterlitz gewonnen hätte. Sie werden igeben: das ſind Zeichen der Narrheit."

„Oder der Weisheit, mein Herr Baron, oder der Zeisheit," ſagte Ludwig XVIII., „denn die großen Feldrren des Alterthums beluſtigen ſich damit, daß ſie Kieſelſteine in das Waſſer warfen. Sehen Sie Plutarch, bei m Leben Scipio des Africaners."

Herr von Blacas blieb träumeriſch zwiſchen dieſen bei Sorgloſen. Villefort, der ihm nicht hatte Alles gen wollen, damit ihm nicht ein Anderer den ganzen utzen ſeines Geheimniſſes entziehe, hatte ihm jedoch geug geſagt, um ihn in große Unruhe zu verſetzen.

„Fahren Sie fort, Dandré," ſprach Ludwig XVIII., Blacas iſt noch nicht überzeugt, er glaubt noch nicht an e Bekehrung des Uſurpators."

Der Polizeiminiſter verbeugte ſich.

„Bekehrung des Uſurpators!" murmelte der Graf und ſaute den König und Dandré an, welche abwechſelten ie zwei Schäfer von Virgil. „Der Uſurpator iſt behrt!"

„Vollkommen, mein lieber Graf."

„Aber wozu bekehrt?"

„Zu guten Grundſätzen. Erklären Sie das, Baron."

„Hören Sie, mein lieber Graf, wie ſich dieſe ache verhält," ſprach der Miniſter mit dem größn Ernſte der Welt. „Kürzlich hielt Napoleon eine ehne, und als ein paar Murrköpfe, wie er ſie nennt, s Verlangen, nach Frankreich zurückzukehren, äußern, gab er ihnen ihren Abſchied und ermahnte ſie abei, ihrem guten Könige zu dienen. Das waren ine eigenen Worte, mein Herr Graf, ich weiß es ganz etwiß."

„Nun, Blacas, was denken Sie davon?" ſprach r König triumphirend, indem er einen Augenblick den

großen Scholiasten, der vor ihm lag, zu durchblättern aufhörte.

„Ich sage, Sire, daß einer von uns Beiden sich täuscht, entweder der Polizeiminister oder ich; da aber dem Polizeiminister die Bewachung des Heils und der Ehre Euerer Majestät übertragen ist, so bin ich ohne Zweifel in einem Irrthum begriffen. An der Stelle Euerer Majestät würde ich übrigens die Person befragen, von der ich gesprochen habe. Ich wage es sogar, darauf zu bestehen, daß Euere Majestät ihr diese Ehre erweist."

„Gerne, Graf, unter Ihren Auspicien empfange ich, wen Sie wollen. Doch ich will ihn die Waffen in der Hand empfangen. Herr Minister, haben Sie einen neueren Bericht, als diesen hier, denn dieser ist schon vom 20. Februar, und wir haben heute den 3. März?"

„Nein, Sire, aber ich erwarte jeden Augenblick einen. Ich bin schon am Morgen ausgegangen, und er ist vielleicht während meiner Abwesenheit eingetroffen."

„Gehen Sie auf die Präfectur, und wenn keiner da ist, . . . nun, nun," fuhr Ludwig XVIII. lachend fort, „so machen Sie einen; denn nicht wahr, so treibt man das doch gewöhnlich?"

„Oh! Sire," antwortete der Minister, „es ist Gott sei Dank in dieser Hinsicht nicht nöthig, etwas zu erfinden. Jeden Tag überhäuft man unsere Kanzlei mit den umständlichsten Denunciationen, die von einer Menge armer Schlucker herrühren, welche auf eine gewisse Belohnung für die Dienste hoffen, die sie nicht leisten, aber gerne leisten möchten. Sie rechnen auf den Zufall und denken, irgend ein unerwartetes Ereigniß werde eines Tags ihren Prophezeiungen eine Art von Wahrheit verleihen."

„Gut, gehen Sie, mein Herr," sprach Ludwig XVIII. „und bedenken Sie, daß ich Sie erwarte."

„Ich eile, Sire, und bin in zehn Minuten wieder zurück."

„Und ich, Sire," ſprach Herr von Blacas, „ich hole inen Boten."

„Warten Sie doch, warten Sie doch," ſagte Lud- XVIII.. „In der That, Blacas, ich muß Ihr Wap- veränderu; ich gebe Ihnen einen Adler mit ausge- iteten Schwingen, der in ſeinen Klauen eine Beute hält, ſche vergebens ihm zu entkommen ſucht, mit dem Wahl- uche: Tenax."

„Sire, ich höre," ſagte Herr von Blacas, vor Unge- d an den Nägeln kauend.

„Ich wollte Sie über die Stelle: Molli fugies helitu um Rath fragen. Sie wiſſen, es handelt ſich dem Hirſche, der vor dem Wolfe flieht. Sind Sie ht ſelbſt Jäger und Oberjägermeiſter bei der Wolfs- d? Wie finden Sie bei dieſem doppelten Titel das lli anhelitu?"

„Bewunderungswürdig, Sire, aber mein Bote iſt der Hirſch, von dem Sie ſprechen, denn er hat 220 nes in einem Zuge, und zwar in kaum drei Tagen nacht."

„Das heißt viel Anſtrengung und Sorge übernehmen, hrend wir den Telegraphen haben, der nur drei bis Stunden dazu braucht, ohne daß ſein Athem im Ge- gſten darunter leidet."

„Ach! Sire, Sie belohnen dieſen armen jungen ann ſehr ſchlecht, während er von ſo fern herkommt d ſich ſo eifrig zeigt, um Euerer Majeſtät eine nützliche nde zu geben. Ich bitte, empfangen Sie ihn gut, und re es nur Herrn von Salvieux zu Liebe, der ihn mir pfiehlt."

„Herr von Salvieux, der Kammerherr meines uders?"

„Er ſelbſt."

„In der That, er iſt in Marſeille."

„Von dort aus ſchreibt er mir."

„Spricht er auch von dieſer Meuterei?"

„Nein, aber er empfiehlt mir Herrn von Villefort,

und beauftragte mich, denſelben bei Eurer Majeſtät zuführen."

„Herr von Villefort," rief der König; „der A nennt ſich alſo Herr von Villefort?"

„Ja, Sire."

„Und er kommt von Marſeille?"

„In Perſon"

„Warum nannten Sie mir ſeinen Namen nicht gleich?" verſetzte der König, und ein Anfang von Unr trat auf ſeinem Geſichte hervor.

„Sire, ich glaubte, dieſer Name wäre Eurer M ſtät unbekannt."

„Nein, nein, Blacas, es iſt ein ernſter, gebild ehrgeiziger Geiſt; ſeinen Vater müſſen Sie bei C kennen."

„Seinen Vater!"

„Ja, Noirtier."

„Noirtier, den Girondiſten, Noirtier, den nator?"

„Allerdings."

„Und Eure Majeſtät hat den Sohn eines ſol Menſchen angeſtellt?"

„Blacas, mein Freund, Sie verſtehen nichts von; ich habe Ihnen geſagt, Villefort wäre ehrgei um zu ſteigen, wird Villefort Alles opfern, ſelbſt ſei Vater."

„Ich ſoll ihn alſo eintreten laſſen, Sire?"

„Auf der Stelle, Graf, wo iſt er?"

„Er muß mich unten in meinem Wagen erwart

„Dann holen Sie ihn."

„Ich laufe."

Der Graf entfernte ſich mit der Lebhaftigkeit ei jungen Menſchen. Der Eifer ſeines aufrichtigen Roya mus gab ihm zwanzig Jahre.

Ludwig XVIII. blieb allein. Er wandte die Au wieder ſeinem geöffneten Horaz zu und murmelte:

Justum et tenacem propositi virum.

von Blacas ſtieg mit derſelben Geſchwindig-
: herauf, mit der er hinabgeſtiegen war. Aber
mmer ſah er ſich genöthigt, die Autorität des
izurufen. Die beſtaubte Kleidung den Billefort,
ner Beziehung mit der Vorſchrift des Hofes im
ſtehendes Coſtume erregten die Empfindlichkeit
i von Bréze, der ganz darüber erſtaunt war,
junge Mann es ſich anmaßte, ſo gekleidet vor
z erſcheinen zu wollen. Doch der Graf beſei-
Schwierigkeiten mit dem einzigen Worte: Be-
er Majeſtät. Und Billefort wurde, trotz aller
gen, die der Ceremonienmeiſter zur Ehre des
:s zu machen fortfuhr, bei dem König ein-

ig XVIII. ſaß auf demſelben Platze, wo ihn
gelaſſen hatte. Als Billefort die Thüre öffnete,
ſich dem König gegenüber: der junge Mann
der Stelle ſtehen.
ten Sie ein, Herr von Billefort," ſagte der

fort verbeugte ſich, machte einige Schritte vor-
› wartete darauf, daß ihn der König befragen

r von Billefort," fuhr Ludwig XVIII. fort,
der Herr Graf von Blacas, welcher behauptet,
i mir etwas Wichtiges mitzutheilen."
e, der Herr Graf hat Recht, und ich hoffe,
ıjeſtät wird es ſelbſt erkennen."
rſt und vor Allem, mein Herr: iſt das Uebel,
inung nach, ſo groß, als man mich glauben
ill?"
e, ich halte die Sache für ſehr dringend; aber
ile, die ich angewendet habe, ſcheint mir das
t unwiederbringlich."
:echen Sie ausführlich, wenn Sie wollen, mein
agte der König, der ſich ſelbſt der Aufregung
ſſen begann, welche das Geſicht von Herrn

von Blacas verstört hatte, und die Stimme von Villefort beben machte. „Sprechen Sie und gehen Sie besonders vom Anfang aus: ich liebe in allen Dingen die Ordnung.“

„Sire,“ sagte Villefort, „ich werde Euerer Majestät einen getreuen Bericht erstatten; aber ich bitte mich zu entschuldigen, wenn die Unruhe, in der ich bin, einige Dunkelheit in meine Worte bringt.“

Ein Blick nach diesem Eingange auf den König geworfen versicherte Villefort des Wohlwollens seines erhabenen Zuhörers, und er fuhr fort:

„Sire, ich bin so rasch als möglich nach Paris gereist, um Euerer Majestät mitzutheilen, daß ich im Kreise meiner Funktionen, nicht eines von den gewöhnlichen und folgelosen Komplotten, wie sie täglich in den untersten Stufen des Volkes und der Armee angezettelt werden, sondern eine wirkliche Verschwörung, einen Sturm entdeckt habe, der nichts weniger als den Thron Euerer Majestät bedroht. Sire, der Usurpator bemannt drei Schiffe. Er beabsichtigt die Ausführung eines vielleicht wahnsinnigen Planes, der jedoch furchtbar ist, so wahnsinnig er auch sein mag. Zu dieser Stunde muß er die Insel Elba verlassen haben, um, ich weiß nicht wohin, zu gehen, aber sicherlich, um eine Landung in Neapel, auf der Küste von Toscana oder gar in Frankreich zu versuchen. Euerer Majestät ist es nicht unbekannt, daß der Souverän der Insel Elba Verbindungen mit Italien und Frankreich unterhalten hat.“

„Ja, mein Herr, ich weiß es,“ sprach der König sehr bewegt, „und noch kürzlich hat man Kunde erhalten, daß bonapartistische Versammlungen in der Rue Saint-Jacques stattgefunden haben. Doch fahren Sie fort, ich bitte Sie. Woher wissen Sie diese einzelnen Umstände?“

„Sire, aus einem Verhöre, dem ich einen Menschen von Marseille unterworfen habe; ich überwachte denselben seit langer Zeit und ließ ihn am Tage meiner Ab-

ise verhaften. Dieser Mensch, ein unruhiger Seemann
ıd von einem mir verdächtigen Bonapartismus, war
sgeheim auf der Insel Elba; er hat dort den Groß-
arschall gesehen, von dem er mit einer mündlichen Sen-
ung für einen Bonapartisten in Paris beauftragt wurde,
ssen Namen zu nennen ich ihn nicht bewegen konnte.
ie Sendung bestand aber darin, daß er den Bonapar-
sten veranlassen sollte, die Geister auf eine Rückkehr vor-
ıbereiten (bemerken Sie wohl, Sire, daß dies Worte
ıs dem Verhöre sind), auf eine Rückkehr, welche unfehl-
ır demnächst stattfinden werde."

„Und wo ist dieser Mensch?" fragte Ludwig XVIII.

„Im Gefängnisse, Sire."

„Und die Sache schien Ihnen ernster Natur zu
in?"

„So ernst, Sire, daß ich, da mich dieses Ereigniß
:rade bei einem Familienfeste, am Tage meiner Ver-
bung, überraschte, Braut, Freunde, Alles im Stiche
:ß, Alles auf eine andere Zeit verschob, um zu den Füßen
uerer Majestät sowohl die Befürchtungen, die mich
griffen, als die Versicherung meiner Ergebenheit nieder-
ılegen."

„Es ist wahr," sprach Ludwig XVIII., „wurde nicht
ne Verbindung zwischen Ihnen und Fräulein von Saint-
leran beabsichtigt?"

„Der Tochter eines der treuesten Diener Euerer
lajestät."

„Ja, ja, aber um auf das Komplott zurückzukom-
en, Herr von Villefort . . ."

„Sire, ich befürchte, es ist mehr als ein Komplott,
ı ist eine Verschwörung."

„Eine Verschwörung in dieser Zeit," sprach Lud-
ig XVIII. lächelnd, „das ist leicht anzuspinnen, aber
hwer zu einem Ziele zu führen, gerade weil wir, ge-
rn erst auf den Thron unserer Väter gesetzt, die Au-
n zugleich auf die Vergangenheit, auf die Gegenwart
ıd auf die Zukunft offen haben. Seit zehn Monaten

verdoppeln meine Miniſter ihre Wachſamkeit, um das Litoral des mittelländiſchen Meeres vor jeder Gefahr zu bewahren. Stiege Bonaparte in Neapel an das Land, ſo wäre der ganze Bund auf den Beinen, ehe er Piombino erreicht hätte. Landete er in Toscana, ſo würde er den Fuß in ein feindliches Gebiet ſetzen; landete er in Frankreich, ſo geſchieht es mit einer Hand voll Menſchen, und wir werden, verflucht wie er von der Bevölkerung iſt, leicht mit ihm zu Ende kommen. Beruhigen Sie ſich alſo, mein Herr, rechnen ſie aber darum nicht minder auf meine königliche Dankbarkeit."

„Ah! hier iſt Herr Dandré," rief der Graf von Blacas.

„In dieſem Augenblick erſchien wirklich auf der Thürſchwelle der Herr Polizeiminiſter, bleich, zitternd, mit umher irrenden Blicken, als hätte ihn ein Blendwerk getroffen.

Villefort machte einen Schritt, um ſich zu entfernen, aber ein Händedruck von Herrn von Blacas hielt ihn zurück.

Eilftes Kapitel.

Der Wehrwolf von Corſica.

Bei dem Anblick dieſes verſtörten Geſichtes, ſtieß Ludwig XVIII. heftig den Tiſch zurück, vor dem er ſaß.

„Was haben Sie denn, Herr Baron?" rief er, „Sie ſehen ganz verſtört aus. Bezieht ſich dieſe Unruhe auf das, was Herr von Blacas ſagte und Herr von Villefort beſtätigte?"

Herr von Blacas näherte ſich lebhaft dem Baron; ɔch der Schrecken des Höflings verhinderte den Stolz :s Staatsmannes, zu triumphiren. Unter ſolchen Um-ünden war es in der That viel vortheilhafter für ihn, on dem Polizeipräfecten gedemüthigt zu werden, als ihn ı demüthigen.

„Sire," ſtammelte der Baron.

„Sprechen Sie," ſagte Ludwig XVIII.

Einer unüberwindlichen Verzweiflung nachgebend, ar der Polizeiminiſter im Begriff, ſich Ludwig XVIII. ı Füßen zu werfen, aber dieſer wich die Stirne faltend trück und ſagte:

„Werden Sie wohl ſprechen?"

„Oh! Sire, welch ein furchtbares Unglück, nie erde ich mich mehr zu tröſten wiſſen!"

„Mein Herr," rief Ludwig XVIII., „ich befehle hnen zu ſprechen."

„Nun, Sire, der Uſurpator hat am 26. Februar e Inſel Elba verlaſſen und iſt am 1. März gelandet."

„Wo? in Italien?" fragte raſch der König.

„In Frankreich, Sire, in einem kleinen Hafen bei ntibes, im Golf Juan."

„Der Uſurpator iſt in Frankreich bei Antibes im olf Juan, 250 Lieues von Paris, am 1. März ge-ndet, und Sie erfahren dies erſt heute am 3. März! . . Ei, mein Herr, was Sie mir da ſagen, iſt unmög-ch: entweder hat man Ihnen einen falſchen Bericht ge-acht, oder Sie ſind ein Narr."

„Ach! Sire, es iſt nur zu wahr!"

Ludwig XVIII. machte eine nicht zu beſchreibende eberde des Zornes und Schreckens, und richtete ſich hoch uf, als ob dieſer unvorhergeſehene Schlag ihn zugleich ı das Herz und in das Geſicht getroffen hätte.

„In Frankreich!" rief er, „der Uſurpator in Frank-ich! Man bewachte alſo dieſen Menſchen nicht? doch er weiß, man war vielleicht mit ihm einverſtanden."

„Oh! Sire!" rief der Graf von Blacas, „einen

Mann wie Herrn Dandré kann man eines ſolchen Verrathes nicht anklagen. Sire, wir waren Alle blind, und der Polizeiminiſter hat dieſe allgemeine Blindheit getheilt."

„Aber . . ." ſprach Villefort; dann plötzlich inne haltend: „Ah! . . . Vergebung . . . Sire!" ſagte er ſich verbeugend, „mein Eifer reißt mich fort . . . Eure Majeſtät wolle mir gnädigſt verzeihen."

„Sprechen Sie, mein Herr, ſprechen Sie offen," ſagte Ludwig XVIII. „Sie allein haben das Uebel vorhergeſehen. „Helfen Sie mir ein Mittel dagegen ſuchen."

„Sire," ſagte Villefort, „der Uſurpator iſt im Süden verhaßt; wagt er ſich in den Süden, ſo kann man, wie es mir ſcheint, leicht die Provence und Languedoc gegen ihn aufbringen."

„Ja, allerdings," ſagte der Miniſter, „aber wenn er durch Gap und Siſteron vorrückt . . ."

„Er rückt vor, er rückt vor!" rief Ludwig XVIII, „er marſchirt alſo gegen Paris!"

Der Polizeiminiſter beobachtete ein Stillſchweigen, das dem vollſtändigſten Zugeſtändniſſe gleich kam.

„Und das Dauphiné, Herr von Villefort," fragte der König, „glauben Sie, daß man es, wie die Provence, zur Schilderhebung bringen kann?"

„Sire, es thut mir leid, Euerer Majeſtät, eine grauſame Wahrheit ſagen zu müſſen; aber der Geiſt des Dauphiné iſt bei Weitem nicht ſo viel werth, als der der Provence und des Languedoc. Die Bergbewohner ſind Bonapartiſten, Sire."

„Er war alſo gut unterrichtet," murmelte Ludwig XVIII. „Und wie viel Mann hat er bei ſich?"

„Sire, ich weiß es nicht," ſagte der Polizeiminiſter.

„Wie, Sie wiſſen es nicht? Sie haben vergeſſen, über dieſen Umſtand Erkundigungen einzuziehen? Er iſt allerdings von geringer Bedeutung," fügte er mit einem niederſchmetternden Lächeln bei.

„Sire, ich konnte mich hierüber nicht belehren. Die Depeche brachte einfach die Nachricht von dem Landen des Uſurpators und von dem Wege, den er eingeſchlagen.“

„Und wie iſt Ihnen dieſe Depeche zugekommen?“ fragte der König.

Der Miniſter ſenkte den Kopf, und eine lebhafte Röthe übergoß ſeine Stirne.

„Durch den Telegraphen, Sire,“ ſtammelte er.

Ludwig XVIII. machte einen Schritt vorwärts und kreuzte die Arme, wie es Napoleon gethan hatte.

„Alſo,“ ſprach er, vor Zorn erbleichend, „alſo ſieben verbündete Heere haben dieſen Mann geſtürzt, ein Wunder des Himmels hat mich nach fünf und zwanzigjähriger Verbannung auf den Thron meiner Väter geſetzt; ich habe dieſe fünf und zwanzig Jahre hindurch die Menſchen und Dinge des mir verheißenen Frankreichs ſtudirt, erforſcht, analyſirt, damit, wenn ich an das Ziel meiner Wünſche gelangt, eine Gewalt, die ich in meinen Händen hielt, losbreche und mich niederwerfe!“

„Sire, das iſt ein Unglück,“ murmelte der Miniſter, welcher wohl fühlte, daß ein ſolches Gewicht, wenn auch leicht für das Geſchick, einen Menſchen zu zermalmen hinreichend war.

„Was unſere Feinde von uns ſagen, iſt alſo wahr: Nichts gelernt und nichts vergeſſen. Wenn ich noch verrathen wäre, wie er, wollte ich mich tröſten; aber mitten unter Leuten zu ſein, welche durch mich zu ihren Würden erhoben worden ſind und ſorgfältiger über mich wachen ſollten, als über ſich ſelbſt! denn mein Glück iſt das Ihrige: vor mir waren ſie nichts, nach mir werden ſie nichts ſein. Elend umkommen durch Unfähigkeit, durch Alberuheit, das iſt ſchauderhaft!“

Der Miniſter hielt ſich gebeugt unter dieſem furchtbaren Anathem. Herr von Blacas trocknete ſich ſeine mit Schweiß bedeckte Stirne ab. Villefort lächelte in

ſeinen Innern, denn er fühlte die Zunahme ſeiner Wich
tigkeit.

„Fallen,“ fuhr Ludwig XVIII. fort, der mit dem
erſten Blicke den Abhang ermeſſen hatte, an welchem d
Monarchie ſtand, „fallen und ſeinen Sturz durch de
Telegraphen erfahren! Oh, ich wollte lieber auf da
Blutgerüſte meines Bruders, Ludwig XVI., treten, al
ſo die Treppe der Tuilerien hinabſteigen, vertrieben durc
die Lächerlichkeit .... durch die Lächerlichkeit, mei
Herr, Sie wiſſen nicht, was das in Frankreich iſt un
ſollten es doch wiſſen.“

„Sire, Sire,“ murmelte der Miniſter, „ich bitte u
Gnade.“

„Nähern Sie ſich, Herr von Villefort,“ fuhr de
König fort, ſich an den jungen Mann wendend, der un
beweglich und im Hintergrunde den Gang dieſes Ge
ſpräches betrachtete, in welchem halb verloren die Zukun
eines Königreiches wogte, „nähern Sie ſich und ſage
Sie dieſem Herrn, daß man zum Voraus Alles wiſſe
konnte, was er nicht gewußt hat.“

„Sire, es war materiell unmöglich, die Pläne zu er
rathen, welche dieſer Mann vor aller Welt verbarg.“

„Materiell unmöglich! das iſt ein großes Wort
mein Herr, leider gibt es große Worte, wie es groß
Männer gibt, ich habe ſie ermeſſen. Materiell unmög
lich für einen Miniſter, der eine Verwaltung, Bureaux
Agenten und fünfzehnmal hunderttauſend Franken geheim
Fonds hat, zu wiſſen, was auf ſechzig Meilen von Frank
reich vorgeht? Hier ſteht ein Herr, der über keines von
dieſen Mitteln zu verfügen hatte, ein einfacher Beamter
der mehr wußte, als Sie mit Ihrer ganzen Polizei, de
meine Krone gerettet haben würde, hätte er wie Sie da
Recht gehabt, einen Telegraphen zu leiten.“

Der Blick des Polizeiminiſters richtete ſich mit einem
Ausdrucke des tiefſten Aergers auf Villefort, der da
Haupt mit der Beſcheidenheit des Triumphes neigte.

„Ich ſage dies nicht in Beziehung auf Sie, Bla

tas," fuhr Ludwig XVIII. fort, „denn wenn Sie auch nichts entdeckten, ſo waren Sie doch wenigſtens ſo geſcheidt, in Ihrem Argwohne zu verharren: ein Anderer als Sie hätte vielleicht die Enthüllung von Villefort als unbedeutend betrachtet oder ihr einen kindiſchen Ehrgeiz unterſchoben."

Dieſe Worte ſpielten auf diejenigen an, welche der Polizeiminiſter eine Stunde vorher mit ſo viel Vertrauen ausgeſprochen hatte.

Villefort begriff das Spiel des Königs. Ein Anderer hätte ſich wohl durch die Trunkenheit des Lobes hinreißen laſſen; aber er befürchtete, ſich aus dem Polizeiminiſter einen unverſöhnlichen Feind zu machen, obgleich er fühlte, daß dieſer unwiderruflich verloren war. Der Miniſter, der im vollen Beſitze ſeiner Macht das Geheimniß von Napoleon nicht zu errathen gewußt hatte, konnte in den Convulſionen ſeines Todeskampfes das von Villefort durchdringen: er brauchte nur Dantes zu befragen. Villefort kam alſo dem Miniſter zu Hülfe, ſtatt ihn vollends niederzudrücken.

„Sire," ſprach Villefort," der raſche Gang des Ereigniſſes muß Eurer Majeſtät beweiſen, daß Gott allein, einen Sturm erhebend, daſſelbe verhindern konnte. Was Euere Majeſtät als die Wirkung einer tiefen Scharfſichtigkeit von meiner Seite betrachtet, habe ich ganz einfach dem Zufalle zu verdanken; als ergebener Diener benützte ich dieſen Zufall, und nicht weiter. Bewilligen Sie mir nicht mehr, als ich verdiene, Sire, um nimmer auf den erſten Gedanken zurückzukommen, den Sie über mich gefaßt haben werden."

Der Polizeiminiſter dankte dem jungen Manne mit einem beredten Blicke, und Villefort begriff, daß ihm ſein Plan gelungen war, das heißt, daß er, ohne die Dankbarkeit des Königs zu verlieren, ſich einen Freund gemacht hatte, auf den er vorkommenden Falles zählen konnte.

„Es iſt gut," ſagte der König. „Und nun, meine

Herren," fuhr er, ſich an Herrn von Blacas und
Polizeiminiſter wendend, fort, „nun bedarf ich Ihrer n
mehr, und Sie können ſich entfernen: was noch zu t
iſt, geht den Kriegsminiſter an."

„Zum Glücke, Sire, können wir auf die Ar
zählen," ſprach Herr von Blacas. „Euere Maje
weiß, wie ſehr ſie alle Berichte als Ihrer Regierung
geben ſchildern."

„Sprechen Sie mir nicht von Berichten: ich w
nun, welches Vertrauen man ihnen ſchenken darf. D
bei Gelegenheit der Berichte, mein Herr Baron, n
haben Sie in Beziehung auf die Angelegenheit der
Saint Jacques erfahren?"

„Auf die Angelegenheit der Rue Saint-Jacque
rief Villefort, der ſich eines Ausrufes nicht enthal
konnte.

„Um Verzeihung, Sire," ſagte er, „meine Ergeb
heit für Euere Majeſtät läßt mich beſtändig, nicht
Achtung, welche ich für dieſelbe hege, denn dieſe Acht
iſt zu tief in mein Herz eingegraben, ſondern die Reg
der Etiquette vergeſſen."

„Sprechen Sie immerhin, mein Herr," erwied
Ludwig XVIII., „Sie haben heute das Recht zu fra
erlangt."

„Sire," antwortete der Polizeiminiſter, „ich kam
rade heute, um Eurer Majeſtät die Kunde mitzutheil
die ich über dieſes Ereigniß eingezogen hatte, als
Aufmerkſamkeit Eurer Majeſtät durch die furchtbare
taſtrophe des Golfs abgelenkt wurde. Nun hatten d
Mittheilungen keine Intereſſe mehr für den König."

„Im Gegentheil, mein Herr, im Gegentheil," ſpr
Ludwig XVIII., „dieſe Sache ſcheint mir eine unmit
bare Beziehung zu derjenigen zu haben, welche uns
ſchäftigt, und der Tod des General Quesnel wird
vielleicht auf den Weg zur Entdeckung eines großen
neren Komplottes führen."

Bei dem Namen des General Quesnel bebte Villefort.

„In der That, Sire," verſetzt der Polizeiminiſter, Alles könnte glauben machen, dieſer Tod ſei nicht das eſultat eines Selbſtmordes, wie man Anfangs meinte, ndern einer Ermordung. Der General Quesnel kam, ie es ſcheint, aus einem bonapartiſchen Clubb, als verſchwand. Ein unbekannter Mann hatte ihn am orgen aufgeſucht und eine Zuſammenkunft in der Rue aint-Jacques für den Abend mit ihm verabredet. Lei- r hat der Kammerdiener des Generals, der ihn in m Augenblick, wo der Unbekannte in das Cabinet ge- hrt wurde, friſirte, wohl verſtanden, daß derſelbe die ue Saint-Jacques bezeichnete, aber die Nummer nicht halten."

Je länger der Polizeiminiſter in ſeinen Mittheilun- n fortfuhr, deſto mehr erröthete und erbleichte Villefort.

Der König wandte ſich gegen ihn um.

„Iſt es nicht auch Ihre Meinung, Herr von Ville- rt, daß der General Quesnel, den man für einen An- inger des Uſurpators halten konnte, der jedoch in der hat ganz mir angehörte, als Opfer eines bonapartiſti- jen Hinterhaltes gefallen iſt?"

„Das iſt wahrſcheinlich, Sire," antwortete Ville- rt. „Aber weiß man nicht mehr?"

„Man iſt dem Manne, der das Rendezvous gegeben tte, auf der Spur."

„Man iſt ihm auf der Spur?" fragte Villefort.

„Ja, der Bediente hat ſein Signalement gegeben: iſt ein Mann von fünfzig bis zwei und fünfzig Jah- n, von brauner Geſichtsfarbe, mit ſchwarzen Augen, berſchattet von dicken Brauen, und mit einem Schnurr- rte. Er trug einen blauen zugeknöpften Oberrock ıd an ſeinem Knopfloche die Roſette eines Offiziers r Ehrenlegion, Geſtern verfolgte man einen Menſchen, ffen Signalement genau dem von mir bezeichneten

entſpricht; aber man verlor ihn an der Ecke der Rue de la Juſſienne und der Rue Coq-Héron."

Villefort hatte ſich auf die Lehne eines Stuhles geſtützt, denn er fühlte, während der Polizeiminiſter ſo ſprach, daß ſeine Beine unter ihm brachen; als er jedoch ſah, daß der Unbekannte den Nachforſchungen des Agenten entgegen war, athmete er wieder.

„Sie werden dieſen Menſchen ſuchen, mein Herr," ſagte der König zu dem Polizeiminiſter; „denn wenn General Quesnel, der uns in dieſem Augenblicke ſo nützlich geweſen wäre, das Opfer eines Mordes geworden iſt, ſo iſt es mein Wille, daß die Mörder, mögen ſie Bonapartiſten ſein oder nicht, grauſam beſtraft werden."

Villefort bedurfte ſeiner ganzen Kaltblütigkeit, um den Schrecken nicht zu verrathen, den ihm dieſer Befehl des Königs einflößte.

„Es iſt doch ganz ſeltſam," fuhr der König fort, „die Polizei glaubt Alles geſagt zu haben, wenn ſie ſagt: es iſt ein Mord verübt worden; ſie glaubt Alles gethan zu haben, wenn ſie beifügt: man iſt den Schuldigen auf der Spur."

„Sire, Euere Majeſtät wird wenigſtens in Beziehung auf dieſen Punkt befriedigt werden."

„Es iſt gut, wir werden ſehen. Ich halte Sie nicht länger zurück, Baron. Herr von Villefort, Sie müſſen von der langen Reiſe müde ſein, ruhen Sie aus. Sie ſind ohne Zweifel bei Ihrem Vater abgeſtiegen?"

Eine Wolke zog über die Augen von Villefort.

„Nein, Sire," ſagte er, „ich bin in dem Hotel de Madrid, Rue de Tournon, abgeſtiegen."

„Aber Sie haben ihn geſehen?"

„Sire, ich ließ mich ſogleich zu dem Herrn Grafen von Blacas führen."

„Doch Sie werden ihn wenigſtens ſehen?"

„Ich denke nicht, Sire."

„Ah! es iſt richtig," ſprach Ludwig XVIII. auf

eine Weiſe lächelnd, woraus erſichtlich war, daß er alle dieſe Fragen nicht ohne Abſicht gemacht hatte, „ich vergaß, daß eine gewiſſe Kälte zwiſchen Ihnen und Herrn Noirtier herrſcht. Das iſt ein neues Opfer, welches Sie der königlichen Sache bringen, und wofür ich Sie zu entſchädigen habe.“

„Sire, die Güte, die mir Euere Majeſtät erweiſt, iſt eine Belohnung, die alle meine Wünſche in ſo hohem Grade überſteigt, daß ich nichts mehr von dem König zu fordern habe.“

„Gleichviel, mein Herr, wir werden Sie nicht vergeſſen, ſeien Sie unbeſorgt. Mittlerweile (der König machte das Kreuz der Ehrenlegion los, das er gewöhnlich neben dem Sanct-Ludwigs-Kreuze und über dem Ordensſtern des Sanct-Lazarus und U. L. F. vom Berge Carmel trug, und gab es Villefort), mittlerweile nehmen Sie immerhin dieſes Kreuz.“

„Sire,“ ſagte Villefort, „Eure Majeſtät täuſcht ſich, dieſes Kreuz iſt das eines Officiers.“

„Meiner Treue, Herr,“ entgegnete Ludwig XVIII., „nehmen Sie es, ſo wie es iſt. Ich habe nicht mehr Zeit, ein anderes fordern zu laſſen. Blacas, ſorgen Sie dafür, daß Herrn von Villefort das Patent ausgeſtellt wird.“

In den Augen von Villefort ſchwamm eine Thräne ſtolzer Freude. Er nahm das Kreuz und küßte es.

„Und nun,“ ſagte er, „mit welchen Befehlen beehrt mich Euere Majeſtät?“

„Gönnen Sie ſich die Ruhe, die Ihnen nothwendig iſt, und bedenken Sie, daß Sie, während es Ihnen an Macht gebricht, mir in Paris zu dienen, in Marſeille von dem größten Nutzen für mich ſein können.“

„Sire,“ antwortete Villefort, ſich verbeugend, „in einer Stunde werde ich Paris verlaſſen haben.“

„Gehen Sie, mein Herr,“ ſprach der König, „und ſollte ich Sie vergeſſen (das Gedächtniß der Könige iſt kurz), ſo fürchten Sie ſich nicht, Ihren Namen bei mir in

Erinnerung zurückzurufen. Herr Baron, geben Sie Befehl, den Kriegsminister aufzusuchen. Blacas bleiben Sie."

„Ah! mein Herr," sagte der Polizeiminister zu Villefort, als sie die Tuilerien verließen, „Sie treten durch die gute Thüre ein, und Ihr Glück ist gemacht."

„Wird es lange währen?" murmelte Villefort, während er sich vor dem Minister, dessen Laufbahn abgeschlossen war, verbeugte und mit den Augen einen Wagen suchte, um nach Hause zu fahren.

Ein Fiacre kam vorüber, Villefort machte ihm ein Zeichen, der Fiacre näherte sich, Villefort gab seine Adresse, warf sich in den Wagen und überließ sich seinen ehrgeizigen Träumen.

In zehn Minuten hatte Villefort sein Hotel erreicht. Er bestellte Pferde auf zwei Stunden nachher und befahl ein Frühstück.

Er war im Begriffe sich zu Tische zu setzen, als die Glocke, von einer festen Hand gezogen, erscholl. Der Kammerdiener ging hinaus, um zu öffnen, und Villefort hörte eine Stimme, welche seinen Namen aussprach.

„Wer kann bereits wissen, daß ich hier bin?" fragte sich der junge Mann.

In diesem Augenblick kam der Kammerdiener zurück.

„Nun," sagte Villefort, „was gibt es denn? wer hat geläutet? wer verlangt nach mir?"

„Ein Fremder, der seinen Namen nicht nennen will."

„Wie? ein Fremder, der seinen Namen nicht nennen will? was wünscht er von mir?"

„Er will mit Ihnen sprechen."

„Mit mir?"

„Ja."

„Hat er mich genannt?"

„Allerdings."

„Wie sieht der Fremde aus?"

ist ein Mann von etwa fünfzig Jahren."
in, groß?"
gefähr von dem Wuchse des gnädigen Herrn."
aun oder blond?"
aun, sehr braun, schwarze Haare, schwarze Augen,
Augenbrauen."
gekleidet?" fragte Villefort lebhaft, „wie ge-

einen großen, blauen, bis oben zugeknöpften
der Decoration der Ehrenlegion."
ist es," murmelte Villefort erbleichend.
, bei Gott!" sprach der Mann, dessen Signale-
zweimal bekommen haben, auf der Schwelle er-
„was für Umstände macht man hier! Ist es in
Gewohnheit, daß die Söhne ihre Väter in den
ern warten lassen?"
in Vater!" rief Villefort, „ich täuschte mich also
ich vermuthete, Sie wären es."
, wenn Du es vermutheteſt," erwiederte der
nde, während er seinen Stock in eine Ecke
d seinen Hut auf einen Stuhl legte, „so er-
r, Dir zu bemerken, mein lieber Gérard, daß
liebenswürdig von Dir ist, mich so warten zu

i uns allein, Germain," sprach Villefort.
Bediente entfernte sich mit sichtbaren Zeichen
unens.

seinen Innern, denn er fühlte die Zunahme seiner Wichtigkeit.

„Fallen," fuhr Ludwig XVIII. fort, der mit dem ersten Blicke den Abhang ermessen hatte, an welchem die Monarchie stand, „fallen und seinen Sturz durch den Telegraphen erfahren! Oh, ich wollte lieber auf das Blutgerüste meines Bruders, Ludwig XVI., treten, als so die Treppe der Tuilerien hinabsteigen, vertrieben durch die Lächerlichkeit .... durch die Lächerlichkeit, mein Herr, Sie wissen nicht, was das in Frankreich ist und sollten es doch wissen."

„Sire, Sire," murmelte der Minister, „ich bitte um Gnade."

„Nähern Sie sich, Herr von Villefort," fuhr der König fort, sich an den jungen Mann wendend, der unbeweglich und im Hintergrunde den Gang dieses Gespräches betrachtete, in welchem halb verloren die Zukunft eines Königreiches wogte, „nähern Sie sich und sagen Sie diesem Herrn, daß man zum Voraus Alles wissen konnte, was er nicht gewußt hat."

„Sire, es war materiell unmöglich, die Pläne zu errathen, welche dieser Mann vor aller Welt verbarg."

„Materiell unmöglich! das ist ein großes Wort, mein Herr, leider gibt es große Worte, wie es große Männer gibt, ich habe sie ermessen. Materiell unmöglich für einen Minister, der eine Verwaltung, Bureaux, Agenten und fünfzehnmal hunderttausend Franken geheime Fonds hat, zu wissen, was auf sechzig Meilen von Frankreich vorgeht? Hier steht ein Herr, der über keines von diesen Mitteln zu verfügen hatte, ein einfacher Beamter, der mehr wußte, als Sie mit Ihrer ganzen Polizei, der meine Krone gerettet haben würde, hätte er wie Sie das Recht gehabt, einen Telegraphen zu leiten."

Der Blick des Polizeiministers richtete sich mit einem Ausdrucke des tiefsten Aergers auf Villefort, der das Haupt mit der Bescheidenheit des Triumphes neigte.

„Ich sage dies nicht in Beziehung auf Sie, Ma-

:as," fuhr Ludwig XVIII. fort, „denn wenn Sie auch ıichts entdeckten, ſo waren Sie doch wenigſtens ſo ge- ſcheidt, in Ihrem Argwohne zu verharren: ein Anderer ıls Sie hätte vielleicht die Enthüllung von Villefort als ınbedeutend betrachtet oder ihr einen künſtlichen Ehrgeiz ınterſchoben."

Dieſe Worte ſpielten auf diejenigen an, welche der Polizeiminiſter eine Stunde vorher mit ſo viel Vertrauen ıusgeſprochen hatte.

Villefort begriff das Spiel des Königs. Ein An- ıerer hätte ſich wohl durch die Trunkenheit des Lobes ıinreißen laſſen; aber er befürchtete, ſich aus dem Poli- eiminiſter einen unverſöhnlichen Feind zu machen, ob- ıleich er fühlte, daß dieſer unwiderruflich verloren war. Der Miniſter, der im vollen Beſitze ſeiner Macht das H:heimniß von Napoleon nicht zu errathen gewußt hatte, onnte in den Convulſionen ſeines Todeskampfes das von Villefort durchdringen: er brauchte nur Dantes zu be- ragen. Villefort kam alſo dem Miniſter zu Hülfe, ſtatt hn vollends niederzudrücken.

„Sire," ſprach Villefort," der raſche Gang des Ereigniſſes muß Eurer Majeſtät beweiſen, daß Gott al- ein, einen Sturm erhebend, daſſelbe verhindern konnte. Was Euere Majeſtät als die Wirkung einer tiefen Scharfſichtigkeit von meiner Seite betrachtet, habe ich ganz einfach dem Zufalle zu verdanken; als ergebener Diener benützte ich dieſen Zufall, und nicht weiter. Be- willigen Sie mir nicht mehr, als ich verdiene, Sire, m nimmer auf den erſten Gedanken zurückzukommen, en Sie über mich gefaßt haben werden."

Der Polizeiminiſter dankte dem jungen Manne mit nem beredten Blicke, und Villefort begriff, daß ihm ſein Plan gelungen war, das heißt, daß er, ohne die Dank- arkeit des Königs zu verlieren, ſich einen Freund ge- macht hatte, auf den er vorkommenden Falles zählen onnte.

„Es iſt gut," ſagte der König. „Und nun, meine

Herren," fuhr er, sich an Herrn von Blacas und den Polizeiminister wendend, fort, „nun bedarf ich Ihrer nicht mehr, und Sie können sich entfernen: was noch zu thun ist, geht den Kriegsminister an."

„Zum Glücke, Sire, können wir auf die Armee zählen," sprach Herr von Blacas. „Euere Majestät weiß, wie sehr sie alle Berichte als Ihrer Regierung ergeben schildern."

„Sprechen Sie mir nicht von Berichten: ich weiß nun, welches Vertrauen man ihnen schenken darf. Doch bei Gelegenheit der Berichte, mein Herr Baron, was haben Sie in Beziehung auf die Angelegenheit der Rue Saint Jacques erfahren?"

„Auf die Angelegenheit der Rue Saint-Jacques!" rief Villefort, der sich eines Ausrufes nicht enthalten konnte.

„Um Verzeihung, Sire," sagte er, „meine Ergebenheit für Euere Majestät läßt mich beständig, nicht die Achtung, welche ich für dieselbe hege, denn diese Achtung ist zu tief in mein Herz eingegraben, sondern die Regeln der Etiquette vergessen."

„Sprechen Sie immerhin, mein Herr," erwiederte Ludwig XVIII., „Sie haben heute das Recht zu fragen erlangt."

„Sire," antwortete der Polizeiminister, „ich kam gerade heute, um Eurer Majestät die Kunde mitzutheilen, die ich über dieses Ereigniß eingezogen hatte, als die Aufmerksamkeit Eurer Majestät durch die furchtbare Katastrophe des Golfs abgelenkt wurde. Nun hatten diese Mittheilungen keine Interesse mehr für den König."

„Im Gegentheil, mein Herr, im Gegentheil," sprach Ludwig XVIII., „diese Sache scheint mir eine unmittelbare Beziehung zu derjenigen zu haben, welche uns beschäftigt, und der Tod des General Quesnel wird uns vielleicht auf den Weg zur Entdeckung eines großen inneren Komplottes führen."

Bei dem Namen des General Quesnel bebte Villefort.

„In der That, Sire," verſetzt der Polizeiminiſter, „Alles könnte glauben machen, dieſer Tod ſei nicht das Reſultat eines Selbſtmordes, wie man Anfangs meinte, ſondern einer Ermordung. Der General Quesnel kam, wie es ſcheint, aus einem bonapartiſchen Clubb, als er verſchwand. Ein unbekannter Mann hatte ihn am Morgen aufgeſucht und eine Zuſammenkunft in der Rue Saint-Jacques für den Abend mit ihm verabredet. Leider hat der Kammerdiener des Generals, der ihn in den Augenblick, wo der Unbekannte in das Cabinet geführt wurde, friſirte, wohl verſtanden, daß derſelbe die Rue Saint-Jacques bezeichnete, aber die Nummer nicht behalten."

Je länger der Polizeiminiſter in ſeinen Mittheilungen fortfuhr, deſto mehr erröthete und erbleichte Villefort.

Der König wandte ſich gegen ihn um.

„Iſt es nicht auch Ihre Meinung, Herr von Villefort, daß der General Quesnel, den man für einen Anhänger des Uſurpators halten konnte, der jedoch in der That ganz mir angehörte, als Opfer eines bonapartiſtiſchen Hinterhaltes gefallen iſt?"

„Das iſt wahrſcheinlich, Sire," antwortete Villefort. „Aber weiß man nicht mehr?"

„Man iſt dem Manne, der das Rendezvous gegeben hatte, auf der Spur."

„Man iſt ihm auf der Spur?" fragte Villefort.

„Ja, der Bediente hat ſein Signalement gegeben: es iſt ein Mann von fünfzig bis zwei und fünfzig Jahren, von brauner Geſichtsfarbe, mit ſchwarzen Augen, beſchattet von dicken Brauen, und mit einem Schnurrbarte. Er trug einen blauen zugeknöpften Oberrock und an ſeinem Knopfloche die Roſette eines Offiziers der Ehrenlegion, Geſtern verfolgte man einen Menſchen, deſſen Signalement genau dem von mir bezeichneten

entſpricht; aber man verlor ihn an der Ecke der
de la Juſſienne und der Rue Coq-Héron."

Villefort hatte ſich auf die Lehne eines Stuhles
ſtützt, denn er fühlte, während der Polizeiminiſte
ſprach, daß ſeine Beine unter ihm brachen; als er je
ſah, daß der Unbekannte den Nachforſchungen des A
ten entgegen war, athmete er wieder.

„Sie werden dieſen Menſchen ſuchen, mein He
ſagte der König zu dem Polizeiminiſter; „denn wenn
General Quesnel, der uns in dieſem Augenblick
nützlich geweſen wäre, das Opfer eines Mordes ge
den iſt, ſo iſt es mein Wille, daß die Mörder, möge
Bonapartiſten ſein oder nicht, grauſam beſtraft werd

Villefort bedurfte ſeiner ganzen Kaltblütigkeit,
den Schrecken nicht zu verrathen, den ihm dieſer B
des Königs einflößte.

„Es iſt doch ganz ſeltſam," fuhr der König
„die Polizei glaubt Alles geſagt zu haben, wenn
ſagt: es iſt ein Mord verübt worden; ſie glaubt
gethan zu haben, wenn ſie beifügt: man iſt den S
digen auf der Spur."

„Sire, Euere Majeſtät wird wenigſtens in Beziel
auf dieſen Punkt befriedigt werden."

„Es iſt gut, wir werden ſehen. Ich halte
nicht länger zurück, Baron. Herr von Villefort,
müſſen von der langen Reiſe müde ſein, ruhen Sie
Sie ſind ohne Zweifel bei Ihrem Vater
ſtiegen?"

Eine Wolke zog über die Augen von Villefort.

„Nein, Sire," ſagte er, „ich bin in dem Hot
Madrid, Rue de Tournon, abgeſtiegen."

„Aber Sie haben ihn geſehen?"

„Sire, ich ließ mich ſogleich zu dem Herrn G
von Blacas führen."

„Doch Sie werden ihn wenigſtens ſehen?"

„Ich denke nicht, Sire."

„Ah! es iſt richtig," ſprach Ludwig XVIII.

ine Weiſe lächelnd, woraus erſichtlich war, daß er alle ieſe Fragen nicht ohne Abſicht gemacht hatte, „ich vergaß, aß eine gewiſſe Kälte zwiſchen Ihnen und Herrn Noirtier errſcht. Das iſt ein neues Opfer, welches Sie der kö-iglichen Sache bringen, und wofür ich Sie zu entſchä-igen habe.“

„Sire, die Güte, die mir Euere Majeſtät erweiſt, t eine Belohnung, die alle meine Wünſche in ſo hohem rade überſteigt, daß ich nichts mehr von dem König zu rdern habe.“

„Gleichviel, mein Herr, wir werden Sie nicht ver-eſſen, ſeien Sie unbeſorgt. Mittlerweile (der König achte das Kreuz der Ehrenlegion los, das er gewöhnlich eben dem Sanct-Ludwigs-Kreuze und über dem Ordens-ern des Sanct-Lazarus und U. L. F. vom Berge Carmel ug, und gab es Villefort), mittlerweile nehmen Sie nmerhin dieſes Kreuz.“

„Sire,“ ſagte Villefort, „Eure Majeſtät täuſcht ſich, eſes Kreuz iſt das eines Officiers.“

„Meiner Treue, Herr,“ entgegnete Ludwig XVIII., ehmen Sie es, ſo wie es iſt. Ich habe nicht mehr eit, ein anderes fordern zu laſſen. Blacas, ſorgen Sie afür, daß Herrn von Villefort das Patent ausgeſtellt ird.“

In den Augen von Villefort ſchwamm eine Thräne olzer Freude. Er nahm das Kreuz und küßte es.

„Und nun,“ ſagte er, „mit welchen Befehlen beehrt ich Euere Majeſtät?“

„Gönnen Sie ſich die Ruhe, die Ihnen nothwendig t, und bedenken Sie, daß Sie, während es Ihnen an acht gebricht, mir in Paris zu dienen, in Marſeille n dem größten Nutzen für mich ſein können.“

„Sire,“ antwortete Villefort, ſich verbeugend, „in ner Stunde werde ich Paris verlaſſen haben.“

„Gehen Sie, mein Herr,“ ſprach der König, „und lte ich Sie vergeſſen (das Gedächtniß der Könige iſt ng), ſo fürchten Sie ſich nicht, Ihren Namen bei mir in

Erinnerung zurückzurufen. Herr Baron, geben Sie Befehl, den Kriegsminiſter aufzuſuchen. Blacas bleiben Sie."

„Ah! mein Herr," ſagte der Polizeiminiſter zu Villefort, als ſie die Tuilerien verließen, „Sie treten durch die gute Thüre ein, und Ihr Glück iſt gemacht."

„Wird es lange währen?" murmelte Villefort, während er ſich vor dem Miniſter, deſſen Laufbahn abgeſchloſſen war, verbeugte und mit den Augen einen Wagen ſuchte, um nach Hauſe zu fahren.

Ein Fiacre kam vorüber, Villefort machte ihm ein Zeichen, der Fiacre näherte ſich, Villefort gab ſeine Adreſſe, warf ſich in den Wagen und überließ ſich ſeinen ehrgeizigen Träumen.

In zehn Minuten hatte Villefort ſein Hotel erreicht. Er beſtellte Pferde auf zwei Stunden nachher und befahl ein Frühſtück.

Er war im Begriffe ſich zu Tiſche zu ſetzen, als die Glocke, von einer feſten Hand gezogen, erſcholl. Der Kammerdiener ging hinaus, um zu öffnen, und Villefort hörte eine Stimme, welche ſeinen Namen ausſprach.

„Wer kann bereits wiſſen, daß ich hier bin?" fragte ſich der junge Mann.

In dieſem Augenblick kam der Kammerdiener zurück.

„Nun," ſagte Villefort, „was gibt es denn? wer hat geläutet? wer verlangt nach mir?"

„Ein Fremder, der ſeinen Namen nicht nennen will."

„Wie? ein Fremder, der ſeinen Namen nicht nennen will? was wünſcht er von mir?"

„Er will mit Ihnen ſprechen."

„Mit mir?"

„Ja."

„Hat er mich genannt?"

„Allerdings."

„Wie ſieht der Fremde aus?"

„Es iſt ein Mann von etwa fünfzig Jahren.“

„Klein, groß?“

„Ungefähr von dem Wuchſe des gnädigen Herrn.“

„Braun oder blond?“

„Braun, ſehr braun, ſchwarze Haare, ſchwarze Augen, hwarze Augenbrauen.“

„Und gekleidet?“ fragte Villefort lebhaft, „wie ge-eidet?“

„In einen großen, blauen, bis oben zugeknöpften ock mit der Decoration der Ehrenlegion.“

„Er iſt es,“ murmelte Villefort erbleichend.

„Ei, bei Gott!“ ſprach der Mann, deſſen Signale-ent wir zweimal bekommen haben, auf der Schwelle er-heinend, „was für Umſtände macht man hier! Iſt es in arſeille Gewohnheit, daß die Söhne ihre Väter in den orzimmern warten laſſen?“

„Mein Vater!“ rief Villefort, „ich täuſchte mich alſo icht, ... ich vermuthete, Sie wären es.“

„Ah, wenn Du es vermutheteſt,“ erwiederte der nkommende, während er ſeinen Stock in eine Ecke ellte und ſeinen Hut auf einen Stuhl legte, „ſo er-ube mir, Dir zu bemerken, mein lieber Gérard, daß nicht liebenswürdig von Dir iſt, mich ſo warten zu ſſen.“

„Laß uns allein, Germain,“ ſprach Villefort.

Der Bediente entfernte ſich mit ſichtbaren Zeichen es Erſtaunens.

Zwölftes Kapitel.

Vater und Sohn.

Herr Noirtier, denn dieſer war wirklich eingetreten, folgte mit den Augen dem Bedienten, bis er die Thüre zugemacht hatte; dann, ohne Zweifel befürchtend, er könnte im Vorzimmer horchen, öffnete er noch einmal hinter ihm. Dieſe Vorſicht war nicht überflüſſig, und die Geſchwindigkeit, mit der ſich Meiſter Germain zurückzog, bewies, daß er von der Sünde nicht frei war, welche unſere Urältern in das Verderben ſtürzte. Herr Noirtier nahm ſich hierauf ſelbſt die Mühe, die Thüre des Vorzimmers zu ſchließen, ſchloß auch die des Schlafzimmers, kam dann zurück und reichte Villefort die Hand, der alle ſeine Bewegungen mit einem Erſtaunen verfolgt hatte, von welchem er ſich noch nicht erholen konnte.

„Eil weißt Du wohl, mein lieber Gérard," ſagte er, den jungen Mann mit einem Lächeln anſchauend, deſſen Ausdruck ſchwer zu erklären war, „weißt Du, daß Du nicht ausſiehſt, als wäreſt Du entzückt, mich zu ſehen?"

„Doch, mein Vater," ſprach Villefort, „aber ich geſtehe, ich war ſo weit entfernt, Ihren Beſuch zu erwarten, daß er mich einigermaßen betäubte."

„Mein lieber Freund," ſprach Noirtier ſich ſetzend, „Es ſcheint mir, ich könnte Dir daſſelbe ſagen. Wie? Du kündigſt mir Deine Verlobung in Marſeille auf den 28. Februar an, und biſt am 3. März in Paris."

„Wenn ich hier bin, mein Vater," erwiederte Gérard, ſich Herrn Noirtier nähernd, „ſo beklagen Sie ſich nicht darüber, denn ich bin Ihretwegen hieher gekommen, und dieſe Reiſe rettet Sie vielleicht."

„Ah, wirklich!“ ſprach Herr Noirtier, ſich nachläſſig in dem Lehnſtuhle ausſtreckend, in den er ſich geſetzt hatte; „wirklich! Erzählen Sie mir das doch ein wenig, mein Herr Beamter . . . es muß ſeltſam ſein!“

„Mein Vater, Sie haben von einem gewiſſen bonapartiſtiſchen Clubb ſprechen hören, welcher in der Rue Saint-Jacques gehalten wird?“

„Nr. 53? Ja, ich bin Vicepräſident deſſelben.“

„Mein Vater, Ihre Kaltblütigkeit macht mich ſchaudern.“

„Was willſt Du, mein Lieber? wenn man von den Montagnards *) geächtet worden iſt, wenn man Paris in einem Heuwagen verlaſſen hat und in den Heiden von Bordeaux von den Spürhunden von Robespiere umſtellt wurde, gewöhnt man ſich an allerlei Dinge. Fahre fort. Was iſt in dem Clubb der Rue Saint-Jacques vorgefallen?“

„Es fiel vor, daß man den General Quesnel kommen ließ, und daß der General Quesnel, welcher um neun Uhr Abends ſein Haus verließ, am zweiten Tage nachher in der Seine gefunden wurde.“

„Und wer hat Dir dieſe ſchöne Geſchichte erzählt?“

„Der König ſelbſt.“

„Nun wohl, im Austauſch für Deine Geſchichte will ich Dir eine Neuigkeit mittheilen.“

„Mein Vater, ich glaube bereits zu wiſſen, was Sie mir mittheilen wollen.“

„Ah! Du weißt die Landung Seiner Majeſtät des Kaiſers?“

„Stille, mein Vater, ich bitte, einmal für Sie, und dann für mich. Ja, ich wußte dieſe Neuigkeit und ſogar vor Ihnen; denn ſeit drei Tagen jage ich mit Poſtpferden von Marſeille nach Paris, wüthend, nicht

*) Montagnard, ein Mitglied der Partei der Montagne bei dem Convente.

den Gedanken, der mir das Hirn zermartert, zweihundert Meilen vorausſchleudern zu können."

„Seit drei Tagen! biſt Du ein Narr? Vor drei Tagen war der Kaiſer noch nicht gelandet."

„Gleichviel, ich kannte ſeinen Plan."

„Woher?"

„Durch einen Brief, der von der Inſel Elba an Sie gerichtet war."

„An mich?"

„An Sie, ich habe ihn im Portefeuille des Boten erwiſcht. Wenn dieſer Brief in die Hände eines Andern gefallen wäre, dürften Sie jetzt vielleicht bereits erſchoſſen ſein."

Der Vater von Villefort brach in ein Gelächter aus und erwiederte:

„Es ſcheint, die Reſtauration hat von dem Kaiſerreiche die Art und Weiſe gelernt, wie man die Angelegenheiten ſchnell abmacht. Erſchoſſen, mein Lieber! wie raſch Du zu Werke gehſt! Und dieſer Brief, wo iſt er? Ich kenne Dich zu genau, um zu befürchten, Du habeſt ihn liegen laſſen."

„Ich habe ihn verbrannt, damit kein Bruchſtück von demſelben zurückbleibe; denn dieſer Brief war Ihre Verurtheilung."

„Und der Verluſt Deiner Zukunft," erwiederte Noirtier kalt; „ja, ich begreife dies; aber ich habe nichts zu befürchten, da Du mich beſchützeſt."

„Ich thue noch mehr, als dies, ich rette Sie."

„Ah! Teufel, das wird immer dramatiſcher; erkläre Dich doch."

„Mein Vater, ich komme auf den Clubb der Rue Saint-Jacques zurück."

„Es ſcheint, dieſer Clubb liegt den Herren von der Polizei ſehr am Herzen. Warum ſuchten ſie nicht beſſer? ſie hätten ihn gefunden."

„Sie haben ihn nicht gefunden, ſind ihm aber auf der Spur."

„Das iſt das geheiligte Wort, ich weiß es. Wenn die Polizei einen Fehler gemacht hat, ſagt ſie, ſie ſei der Sache auf der Spur, und die Regierung wartet ruhig den Tag ab, wo ſie erſcheint und mit geſenktem Ohre meldet, ſie habe die Spur verloren.“

„Ja, doch man hat einen Leichnam gefunden; der General iſt getödtet worden, und in allen Ländern der Welt nennt man das einen Mord.“

„Einen Mord ſagſt Du? Nichts beweiſt, daß der General das Opfer eines Mordes geworden iſt. Man findet täglich Leute in der Seine, die ſich aus Verzweiflung hineingeſtürzt haben oder ertrunken ſind, weil ſie nicht ſchwimmen konnten.“

„Mein Vater, Sie wiſſen ſehr wohl, daß ſich der General nicht aus Verzweiflung ertränkt hat, und daß man ſich um dieſe Jahreszeit nicht in der Seine badet. Nein, nein, täuſchen Sie ſich nicht, dieſer Tod iſt mit Recht als Mord bezeichnet worden.“

„Und wer hat ihn ſo bezeichnet?“

„Der König ſelbſt.“

„Der König! Ich glaubte, er beſitze hinreichend Philoſophie, um zu verſtehen, daß es in der Politik keinen Mord gibt. In der Politik, mein Lieber, das weißt Du ſo gut wie ich, gibt es keine Menſchen, ſondern Ideen, keine Gefühle, ſondern Intereſſen. Man tödtet nicht einen Menſchen, ſondern man beſeitigt ganz einfach ein Hinderniß. Willſt Du wiſſen, wie ſich die Sache verhält? nun, ich werde es Dir ſagen. Man glaubte auf den General Quesnel zählen zu können; man hatte ihn uns von der Inſel Elba aus empfohlen; einer von uns geht zu ihm, ladet ihn ein, ſich in die Rue Saint-Jacques zu einer Verſammlung zu begeben, wo er Freunde finden werde. Er kommt dahin, und man entwickelt ihm den ganzen Plan, die Abreiſe von der Inſel Elba, die beabſichtigte Landung. Nachdem er Alles gehört, Alles begriffen hat und nichts mehr ihm mitzutheilen übrig bleibt, erklärt er, er ſei ein

Royaliſt. Da ſchauten ſich Alle an; man läßt ihn einen Eid leiſten, er leiſtet ihn, aber auf eine ſo unangenehme Weiſe, daß auf dieſe Art ſchwören, Gott verſuchen heißt. Deſſen ungeachtet ließ man den General frei, vollkommen frei weggehen. Er iſt nicht nach Hauſe zurückgekehrt. Was willſt Du, mein Lieber? Quesnel iſt von uns weggegangen; er wird ſich auf dem Wege verirrt haben, das iſt das Ganze. Ein Mord! in der That, das ſetzt mich in Erſtaunen, Villefort, Du, der Subſtitut des Staatsanwaltes, willſt eine Anklage auf ſo elende Beweiſe bauen! Iſt es mir je eingefallen, wenn Du Dein Royaliſtenhandwerk treibſt und einem von meinen Freunden den Kopf abſchneiden läſſeſt, Dir zu ſagen: Mein Sohn, Du haſt einen Mord begangen! Nein, ich ſage Dir: Sie haben ſiegreich gekämpft, mein Herr, morgen die Wiedervergeltung."

„Aber, mein Vater, ſeien Sie auf Ihrer Hut, die Wiedervergeltung wird furchtbar ſein, wenn wir ſie nehmen."

„Ich verſtehe Dich nicht."

„Sie zählen auf die Rückkehr des Uſurpators?"

„Allerdings."

„Sie täuſchen ſich, mein Vater, er wird nicht ſechs Meilen im Innern von Frankreich machen, ohne verfolgt, umſtellt, wie ein wildes Thier eingelangen zu werden."

„Mein lieber Freund, der Kaiſer befindet ſich in dieſem Augenblick auf dem Wege nach Grenoble; am 10. oder 12. iſt er in Lyon, am 20. oder 25. in Paris."

„Die Bevölkerung wird ſich erheben . . ."

„Um ihm entgegenzugehen."

„Er hat nur ein paar Mann bei ſich, und man wird Heere gegen ihn ſchicken."

„Die ſeine Escorte bei der Rückkehr in die Hauptſtadt bilden werden. In der That, mein lieber Gérard, Du biſt noch ein wahres Kind; Du glaubſt Dich gut unterrichtet, weil Dir ein Telegraph drei Tage nach der

:ſagt hat: „„Der Uſurpator iſt in Cannes mit
Kann gelandet; man iſt in ſeiner Verfolgung
Aber wo iſt er? was thut er? man ver-
das iſt Alles was Du weißt. Man wird
ſe Art in Paris verfolgen, ohne ein Körnchen
zu verbrennen.“
oble und Lyon ſind getreue Städte und werden
nüberſteigbare Schranke entgegenſetzen.“
oble wird ihm begeiſtert ſeine Thore öffnen,
wird ihm entgegengehen. Glaube mir, wir
) gut unterrichtet, als Du, und unſre Polizei
verth, als die Eurige. Willſt Du einen Beweis
: wollteſt mir Deine Reiſe verbergen und den-
ch Deine Ankunft eine halbe Stunde, nachdem
ie Barrière gefahren, gewußt. Du haſt Deine
mand gegeben als dem Poſtillon, und ich kenne
ſſe, dafür bürgt, daß ich in dem Augenblick
me, wo Du Dich zu Tiſche ſetzen willſt. Läute
beſtelle ein zweites Gedecke, und wir ſpeiſen
r zu Mittag.“
er That,“ antwortete Villefort, und ſchaute
Vater erſtaunt an, „in der That, Sie ſchei-
)r gut unterrichtet.“
nein Gott, die Sache iſt äußerſt einfach. Ihr,
Gewalt in den Händen haltet, habt nur die
Euch das Geld gibt; wir Andern, die wir
n, haben diejenigen, welche die Ergebenheit

Ergebenheit?“ ſprach Villefort lachend.
die Ergebenheit: ſo nennt man mit ehrlichen
1 Ehrgeiz, welcher hofft.“
er Vater von Villefort ſtreckte ſelbſt die Hand
lingelſchnur aus, um den Bedienten zu rufen,
Sohn nicht rief.
rt hielt ihm den Arm zurück.
en Sie, mein Vater,“ ſagte der junge Mann,
Wort.“

„Sprich!“

„So ſchlecht die royaliſtiſche Polizei auch ſein mag, ſo weiß ſie doch etwas Furchtbares.“

„Was?“

„Das Signalement des Mannes, der am Morgen des Tages, an welchem der General Quesnel verſchwunden iſt, bei dieſem erſchienen war.“

„Ah! ſie weiß dies, die gute Polizei? Und wie iſt das Signalement?“

„Geſichtsfarbe braun, Haare, Backenbart und Augen ſchwarz, Oberrock blau, bis an das Kinn zugeknöpft, Roſette des Officiers der Ehrenlegion am Knopfloche, Hut mit breiter Krämpe, Rohrſtock.“

„Ah! ah! das weiß ſie,“ ſagte Noirtier, „und warum legte ſie nicht Hand an dieſen Menſchen?“

„Weil ſie ihn geſtern oder vorgeſtern an der Ecke der Rue Coq-Héron aus dem Geſichte verloren hat.“

„Nun, als ich Dir vorhin ſagte, Deine Polizei wäre eine alberne? . . .“

„Ja, aber ſie kann ihn jeden Augenblick finden.“

„Ganz richtig,“ ſprach Noirtier, ſorglos um ſich her ſchauend, „wenn dieſer Mann nicht davon in Kenntniß geſetzt iſt; aber er iſt es und,“ fügte er lachend bei, „er wird Geſicht und Kleidung verändern.“

Bei dieſen Worten ſtand er auf, legte Oberrock und Halsbinde ab, ging auf den Tiſch zu, auf welchem alle Stücke aus der Toilette-Neceſſaire ſeines Sohnes ausgebreitet waren, ſeifte ſich das Geſicht ein, nahm ein Raſirmeſſer und ſchnitt ſich mit vollkommen feſter Hand den gefährdenden Bart ab, welcher der Polizei ein ſo koſtbares Document gab.

Villefort ſchaute ihn mit einem Schrecken an, dem es nicht ganz an einer Beimiſchung von Bewunderung gebrach.

Als der Bart abgeſchnitten war, gab Noirtier ſeinen Haaren eine andere Form, nahm ſtatt ſeiner ſchwarzen Halsbinde eine farbige Binde, welche ſich auf

Oberfläche eines geöffneten Koffers zeigte, zog ſtatt
s blauen, zum Zuknöpfen gemachten, Rockes einen
usgeſchnittenen Rock von Villefort von kaſtanienbrau-
Farbe an, verſuchte vor dem Spiegel den Hut mit
:ſtülpter Krämpe des jungen Mannes, ſchien mit der
wie er ihm ſtand, zufrieden, ließ das Rohr in dem
tel des Kamins ſtehen, in den er es geſtellt hatte,
ſchwang mit ſeiner nervigen Hand ein kleines Bam-
öckchen, mit welchem der zierliche Subſtitut ſeinem
ge die anmuthige Ungezwungenheit verlieh, die er
:ne von ſeinen Haupteigenſchaften betrachtete.

„Nun!“ ſagte er, ſich gegen ſeinen erſtaunten Sohn
endend, als dieſe Verwandlung bewerkſtelligt war,
ibſt Du, die Polizei werde mich jetzt erkennen?“

„Nein, mein Vater,“ ſtammelte Villefort, „ich hoffe
enigſtens.“

„Mein lieber Gérard,“ fuhr Noirtier fort, „Deiner
heit überlaſſe ich es, alle dieſe Gegenſtände, welche
Deiner Obhut anvertraue, verſchwinden zu machen.“

„Oh! ſeien Sie unbeſorgt, mein Vater.“

„Ja, ja, und nun glaube ich, daß Du Recht haſt,
daß ich Dir vielleicht das Leben zu verdanken haben
e; aber ich werde es Dir demnächſt zurückgeben.“

Villefort ſchüttelte den Kopf.

„Du biſt nicht davon überzeugt?“

„Ich hoffe, daß Sie ſich täuſchen.“

„Wirſt Du den König wiederſehen?“

„Vielleicht.“

„Willſt Du in ſeinen Augen für einen Propheten
n?“

„Die Unglückspropheten ſind bei Hofe ſehr unwill-
nen, mein Vater.“

„Ja, doch eines Tages läßt man ihnen Gerechtigkeit
rfahren. Denke Dir eine zweite Reſtauration, und
wirſt dann für einen großen Mann gelten.“

„Nun, was ſoll ich dem König ſagen?“

„Sage ihm Folgendes: „„Sire, man täuſcht Sie

in Beziehung auf die Stimmung von Frankreich, auf die Meinung der Städte, auf den Geiſt des Heeres. Derjenige, welchen ſie in Paris den Wehrwolf von Corſica nennen, den man in Nevers noch den Uſurpator nennt, heißt in Lyon bereits Bonaparte und in Grenoble der Kaiſer. Sie halten ihn für umſtellt, verfolgt, auf der Flucht begriffen; er marſchirt raſch wie der Adler, den er zurückbringt. Die Soldaten, welche Sie, vor Hunger ſterbend, von der Anſtrengung niedergebeut, zum Deſertiren bereit wähnen, vermehren ſich wie die Schneeatome um den Ball, der vom Gebirge herabſtürzt. Sire, reiſen Sie, überlaſſen Sie Frankreich ſeinem wahren Herrn, demjenigen, welcher es nicht erkauft, ſondern erobert hat. Reiſen Sie, Sire, nicht als ob Sie Gefahr liefen, denn Ihr Gegner iſt ſtark genug, um Ihnen Gnade angedeihen zu laſſen, ſondern weil es demüthigend für einen Enkel des heiligen Ludwig wäre, wenn er ſein Leben dem Manne von Arcole, von Meringo und Auſterlitz verdanken müßte.““ Sage ihm dies, Gérard, oder vielmehr gehe und ſage ihm nichts. Verbirg Deine Reiſe, rühme Dich deſſen nicht, was Du thun wollteſt und in Paris gethan haſt. Nimm Poſtpferde: biſt Du gefahren, daß die Räder rauchten, ſo verſchlinge den Rauch, um zurückzukehren. Gehe bei Nacht nach Marſeille hinein, dringe durch die Hinterpforte in Deine Wohnung und bleibe dort ſehr ſanft, ſehr demüthig, ſehr geheim, und beſonders ſehr harmlos. Denn dies Mal, das ſchwöre ich Dir, werden wir als kräftige Männer, als Leute, die ihre Feinde kennen, handeln. Gehe, mein Sohn, gehe, mein lieber Gérard, und mittelſt dieſes Gehorſams gegen die väterlichen Befehle, oder wenn Du willſt, mittelſt dieſer Folgſamkeit gegen den Rath eines Freundes werden wir Dich auf Deinem Poſten erhalten. Vielleicht,“ fügte Noirtier lächelnd bei, „vielleicht wird dies für Dich ein Mittel ſein, mich zum zweiten Male zu retten, wenn der politiſche Wagbalken Euch eines Tages wieder emporhebt und mich hinab-

ſinken läßt Gott befohlen, mein lieber Gérard, bei Deiner nächſten Reiſe ſteige bei mir ab.

Und Noirtier entfernte ſich nach dieſen Worten mit der Ruhe, die ihn nicht einen Augenblick während der Dauer dieſer ſo ſchwierigen Unterredung verlaſſen hatte.

Bleich und erſchüttert lief Villefort an das Fenſter; er öffnete halb den Vorhang, und ſah ihn ruhig und unempfindlich mitten durch mehrere Menſchen von verdächtigem Ausſehen gehen, welche ſich an den Straßenecken aufgeſtellt hatten und vielleicht beſtimmt waren, den Mann mit dem ſchwarzen Backenbart, dem blauen Oberrock und dem breitkrämpigen Hute zu verhaften.

Villefort blieb ſo ſchwer athmend ſtehen, bis ſein Vater an der Buſſy-Ecke verſchwunden war. Dann lief er nach den von demſelben zurückgelaſſenen Gegenſtänden, legte ganz unten in ſeinen Koffer die ſchwarze Halsbinde und den blauen Oberrock, drehte den Hut zuſammen und ſteckte ihn in einen Schrank, zerbrach das Rohr in drei Stücke, die er in das Feuer warf, ſetzte eine Reiſemütze auf, rief ſeinem Bedienten, unterſagte ihm mit einem Blicke die tauſend Fragen, die er an ihn zu richten Luſt hatte, bezahlte ſeine Rechnung, ſprang in ſeinen Wagen, der ihn angeſpannt erwartete, erfuhr in Lyon, daß Bonaparte ſeinen Einzug in Grenoble gehalten hatte, und erreichte Marſeille mitten unter der Aufregung, welche die ganze Straße entlang herrſchte, eine Beute aller Bangigkeiten und Befürchtungen, die das Herz des Mannes mit dem Emporſtreben und den erſten Ehren in Bewegung ſetzten.

Dreizehntes Kapitel.

Die hundert Tage.

Herr Noirtier war ein guter Prophet, und die Dinge nahmen, wie er es vorher gesagt hatte, einen raschen Gang. Jedermann kennt diese Rückkehr von der Insel Elba, eine seltsame, wunderbare Rückkehr, welche in der Vergangenheit kein Beispiel hat, und in der Zukunft wohl ohne Nachahmung bleiben wird.

Ludwig XVIII. versuchte es nur schwach, diesen harten Schlag zu pariren. Das geringe Vertrauen, das er zu den Menschen hatte, benahm ihm auch sein Vertrauen zu den Ereigniſſen. Das Königthum, oder vielmehr die Monarchie zitterte, kaum durch ihn wiederhergestellt, auf ihrer unsichern Grundlage, und eine einzige Geberde des Kaisers machte das ganze Gebäude eine gestaltlose Mischung von Vorurtheilen und neuen Gedanken, einstürzen.

Villefort besaß also von seinem König nicht nur einen für den Augenblick unnützen, sondern sogar gefährlichen Dank, und er war so klug, das Officierskreuz der Ehrenlegion Niemand zu zeigen, obgleich Herr von Blacas, dem Befehle des Königs gehorsam, ihm das Patent hatte sorgfältig ausfertigen lassen.

Napoleon hätte gewiß Villefort ohne den Schutz von Noirtier abgesetzt, der an dem Hofe der hundert Tage sowohl durch die Gefahren, denen er Trotz geboten, als durch die Dienste, die er geleistet hatte, allmächtig geworden war. Der Girondist von 93 und der Senator von 1806 beschützte, wie er es zugesagt, denjenigen, welcher ihn zuvor beschützt hatte.

Der Staatsanwalt allein wurde, der Lauigkeit im Bonapartismus verdächtig, abgesetzt.

Kaum war jedoch die kaiſerliche Gewalt wiederherge-
llt, das heißt, kaum bewohnte der Kaiſer wieder die
n Ludwig XVIII. kurz zuvor verlaſſenen Tuilerien und
tte ſeine zahlreichen und abweichenden Befehle aus dem
inen Cabinet geſchleudert, in welches wir unſere Leſer
t Villefort einführten, und auf deſſen Nußbaumtiſche
noch geöffnet und halbvoll die Tabacksdoſe von Lud-
g XVIII. fand, als Marſeille, trotz der Haltung ſeiner
eamten, fühlte, wie in ſeinem Innern die ſtets im
üden ſchlecht erloſchenen Fackeln des Bürgerkrieges ſich
n Neuem zu entzünden drohten. Es fehlte nicht viel,
d die Repreſſalien hätten die Katzenmuſiken, mit denen
m die in ihren Wohnungen eingeſchloſſenen Royaliſten
lagerte, und die öffentlichen Schmähungen überſchritten,
mit diejenigen verfolgt wurden, welche ſich auf die
traße wagten.

Durch eine ganz natürliche Wendung der Dinge ſah
h der würdige Rheder, den wir als der Volkspartei an-
hörend bezeichnet haben, in dieſem Augenblick, wir ſagen
ht allmächtig, denn Herr Morrel war ein kluger und
vas ſchüchterner Mann, wie alle diejenigen, welche lang-
n und durch Fleiß ihr Glück im Handel gemacht haben,
ndern im Stande, wie ſehr er auch von den eifrigen
onapartiſten überragt wurde, die ihn als einen Ge-
ißigten behandelten, im Stande, ſagen wir, eine Recla-
ation hören zu laſſen: dieſe Reclamation betraf, wie
h leicht denken läßt, Dantes.

Villefort war, trotz des Sturzes ſeines Vorgeſetzten,
ſeiner Stelle geblieben, ſeine Verheirathung aber
rde, obwohl man ſie als entſchieden betrachtete, auf
icklichere Zeiten verſchoben. Behielt der Kaiſer den
ron, ſo bedurfte Gerard einer anderen Verbindung,
d ſein Vater übernahm es, ſie für ihn zu finden;
rte eine zweite Reſtauration Ludwig XVIII. nach
ankreich zurück, ſo verdoppelte ſich der Einfluß von
rrn von Saint-Meran, wie der ſeinige, und die beab-
ſichtigte Verbindung wurde wünſchenswerther, als je.

Der Substitut des Staatsanwaltes war also für den Augenblick der erste Beamte von Marseille, als eines Morgens seine Thüre sich öffnete und man ihm Herrn Morrel ankündigte.

Ein Anderer wäre dem Rheder entgegengeeilt und hätte durch diese Eile seine Schwäche verrathen; aber Villefort war ein erhabener Mann, der, wenn auch nicht die praktische Uebung in allen Dingen, doch den Instinkt derselben besaß. Er ließ Herrn Morrel im Vorzimmer warten, wie er dies unter der Restauration gethan hätte, obgleich Niemand bei ihm war, sondern nur aus dem einfachen Grunde, weil es herkömmlich ist, daß ein Substitut des Staatsanwaltes im Vorzimmer warten läßt; nach einer Viertelstunde, die er dazu anwandte, ein paar Zeitungen von verschiedener Farbe zu lesen, befahl er, den Rheder einzuführen.

Herr Morrel erwartete Villefort niedergeschlagen zu finden: er fand ihn, wie er ihn in sechs Wochen vorher gesehen hatte, das heißt, ruhig, fest und voll jener kalten Höflichkeit, der unübersteigbarsten von allen Schranken, welche den erhabenen Menschen vom gewöhnlichen Menschen trennen.

Er war in das Cabinet von Villefort gekommen, überzeugt, der Beamte würde bei seinem Anblick zittern, und er war es im Gegentheil, der sich ganz schaudernd und bewegt der richterlichen Person gegenüber befand, die ihn den Ellbogen auf den Schreibtisch und das Kinn auf die Hand gestützt erwartete.

Er blieb an der Thüre stille stehen. Villefort schaute ihn an, als ob er Mühe hätte, ihn wiederzuerkennen. Endlich nach einigen Sekunden des Stillschweigens und der Prüfung, während welcher Herr Morrel seinen Hut in den Händen hin und her drehte, sagte Villefort: Herr Morrel, wenn ich mich nicht täusche?"

„Ja, mein Herr, ich selbst," antwortete der Rheder.

„Nähern Sie sich," fuhr der Beamte fort, indem er mit der Hand ein Protectorszeichen machte, „und

ſagen Sie mir, welchem Umſtande ich die Ehre Ihres Beſuches zu verdanken habe?"

„Vermuthen Sie es nicht, mein Herr?" fragte Morrel.

„Nein, keines Wegs; deſſen ungeachtet bin ich ganz geneigt, Ihnen gefällig zu ſein, wenn es in meiner Macht liegt."

„Die Sache hängt gänzlich von Ihnen ab, mein Herr," ſprach Morrel.

„Erklären Sie ſich alſo."

„Mein Herr," ſagte der Rheder, der immer mehr Sicherheit gewann, je länger er ſprach, und überdieß durch die Gerechtigkeit ſeiner Sache und die Unzweideutigkeit ſeiner Stellung feſt war, „Sie erinnern ſich, daß ich einige Tage, ehe man die Landung Seiner Majeſtät des Kaiſers erfuhr, zu Ihnen kam und Sie um Nachſicht für einen unglücklichen jungen Menſchen, einen Seemann, Second an Bord meiner Brigg, bat; man hatte ihn angeklagt, er ſtehe in Verbindung mit der Inſel Elba: eine ſolche Verbindung, welche damals ein Verbrechen war, iſt gegenwärtig ein Titel auf Bevorzugung. Sie dienten zu jener Zeit Ludwig XVIII. und haben ihn nicht geſchont; das war Ihre Pflicht. Heute dienen Sie Napoleon, und Sie müſſen ihn in Schutz nehmen; das iſt abermals Ihre Pflicht. Ich komme alſo, um Sie zu fragen, was aus ihm geworden iſt?"

Villefort machte eine gewaltige Anſtrengung gegen ſich ſelbſt und erwiederte:

„Der Name dieſes jungen Mannes? haben Sie die Güte, mir ſeinen Namen zu ſagen."

„Edmond Dantes."

Villefort hätte offenbar lieber in einem Zweikampfe gegen das Feuer ſeines Widerſachers Stand gehalten, als dieſen Namen ſo geradezu ausſprechen hören; er veränderte jedoch keine Miene. „Auf dieſe Art," ſprach Villefort zu ſich ſelbſt, kann man mich nicht beſchuldigen, ich habe aus der Verhaftung des jungen Mannes eine perſönliche Frage gemacht."

„Dantes?“ wiederholte er. „Edmond Dantes, ſagen Sie?“

„Ja, mein Herr.“

Villefort öffnete nun ein dickes Regiſter, das in einem nahen Fache lag, ging hienach an einen Tiſch, von dem Tiſche zu einem Haufen von Actenfascikeln, und ſagte, ſich gegen den Rheder umwendend, mit einer äußerſt unſchuldigen Miene:

Sind Sie Ihrer Sache ganz gewiß, mein Herr?“

Wäre Morrel ein ſchlauerer und in dieſer Sache beſſer unterrichteter Mann geweſen, ſo würde er es ſeltſam gefunden haben, daß ſich der Subſtitut des Staatsanwaltes herbeiließ, ihm in einer Angelegenheit zu antworten, welche ſeinem Geſchäftskreiſe gänzlich fremd war, und er müßte ſich gefragt haben, warum ihn Villefort nicht an die Gefangenen-Regiſter, an den Gefängnißgouverneur oder an den Präfecten des Departement verwies. Aber vergeblich bei Villefort Furcht ſuchend, ſah Morrel, ſobald gar keine Furcht vorhanden zu ſein ſchien, hierin nur noch Höflichkeit: Villefort hatte es richtig getroffen.

„Nein, mein Herr, ich täuſche mich nicht,“ ſprach Morrel; „überdies kenne ich den armen Jungen ſeit zehn Jahren, und ſeit vier Jahren iſt er in meinem Dienſte. Sie werden ſich erinnern, daß ich vor ſechs Wochen zu Ihnen gekommen bin und Sie um Milde gebeten habe, wie ich heute komme und Sie um Gerechtigkeit für den armen Jungen bitte. Sie empfingen mich damals ziemlich ſchlecht und antworteten mir als ein unzufriedener Mann. Ah! die Royaliſten waren zu jener Zeit ſehr hart gegen die Bonapartiſten!“

„Mein Herr,“ antwortete Villefort, der mit ſeiner gewöhnlichen Behendigkeit und Kaltblütigkeit zu einer geſchickten Parade gelangte, „ich war damals Royaliſt, weil ich die Bourbonen nicht allein für die geſetzlichen Erben des Thrones, ſondern auch für die Auserwählten der Nation hielt. Aber die wunderbare Rückkehr, deren

vir geweſen ſind, hat mir bewieſen, daß ich mich
Das Genie Napoleons hat den Sieg davon ge-
der geſetzliche Monarch iſt der geliebte Monarch."
xtrefflich!" rief Morrel mit ſeiner plumpen
zigkeit, „es freut mich unendlich, daß Sie ſo
und ich ſehe darin ein gutes Vorzeichen für das
von Edmond."
arten Sie doch," verſetzte Villefort, in einem
egiſter blätternd, „ich habe es. Es iſt ein See-
icht wahr, der eine Catalonierin heirathete? Ja,
ich erinnere mich jetzt, die Sache war ſehr ernſter

ie ſo?"
ie wiſſen, daß er, als er von mir wegging, in
ängniß des Juſtizpalaſtes geführt wurde."
; und dann?"
ıd dann habe ich meinen Bericht nach Paris ge-
ıd die Papiere, die man bei ihm fand, abgeſchickt.
meine Pflicht, und acht Tage nach ſeiner Ver-
wurde der Gefangene weggeführt."
eggeführt!" rief Morrel. „Aber was konnte man
armen Jungen machen?"
h! beruhigen Sie ſich. Man wird ihn nach
les, nach Pignerol oder auf die Sainte-Margue-
eln transportirt haben, und an einem ſchönen
werden Sie ihn zurückkehren und das Commando
ſchiffes übernehmen ſehen."
r mag kommen, wann er will, ſeine Stelle bleibt
behalten. Doch warum iſt er noch nicht zurückge-
Es ſcheint mir, es hätte die erſte Sorge der bona-
hen Gerechtigkeit ſein müſſen, diejenigen in Frei-
ſetzen, welche die royaliſtiſchen Gerichte eingekerkert

eine vermeſſene Anſchuldigung, mein lieber Herr,"
e Villefort; „man muß in allen Dingen auf
em Wege verfahren. Der Einkerkerungsbefehl
ı oben gekommen, der Freilaſſungsbefehl muß

auch von oben kommen. Napoleon aber iſt erſt ſeit zehn Tagen zurückgekehrt, und die Begnadigungs können kaum ausgefertigt ſein."

„Gibt es denn kein Mittel," fragte Morrel, die Förmlichkeiten zu beſchleunigen, jetzt, da wir t phiren? Ich habe verſchiedene Freunde und einigen fluß; ich vermag die Aufhebung des Spruches zu erlan

„Es fand kein Spruch ſtatt."

„Aber es muß doch eine Gefangenen-Liſte gebe

„Bei politiſchen Dingen gibt es keine Gefang Liſten. Die Regierungen haben oft ein Intereſſe, Menſchen verſchwinden zu laſſen, ohne daß eine Spu ſeinem Vorhandenſein übrig bleibt."

„Dies war unter den Bourbonen ſo, doch jetzt

„Das iſt zu allen Zeiten ſo, Herr Morrel. Regierungen folgen ſich und gleichen ſich Die Ludwig XIV. in Thätigkeit geſetzte Strafmaſchine iſt heutigen Tages beinahe bis auf die Baſtille im Der Kaiſer war ſtets ſtrenger in Beziehung auf die ſchriften ſeiner Gefängniſſe, als es der große König geweſen iſt, und die Zahl der Eingekerkerten, von die Regiſter keine Spur bewahren, iſt unberechenbar

So viel Wohlwollen würde auch von einer G heit abgebracht haben, und Morrel hegte nicht de ringſten Verdacht mehr.

„Aber, Herr von Villefort," ſagte er, „w Rath würden Sie mir zum Behuf der Beſchleunigun Rückkehr des armen Dantes geben?"

„Einen einzigen, mein Herr: machen Sie eine ſchrift an den Juſtizminiſter."

„Oh! mein Herr, wir wiſſen, was die Bittſch bedeuten. Der Miniſter empfängt zweihundert t und lieſt keine vier."

„Ja," erwiederte Villefort, „aber er wird ein mir abgeſchickte, von mir mit Randgloſſen verſehene unmittelbar durch mich adreſſirte leſen."

„Und Sie wollen es übernehmen, dieſe Bittſchrift an
ire Stelle gelangen zu laſſen?“

„Mit dem größten Vergnügen. Dantes konnte da-
als ſchuldig ſein, heute iſt er unſchuldig, und es iſt
eine Pflicht, demjenigen die Freiheit wiederzugeben, wel-
en ich in das Gefängniß zu ſetzen verpflichtet war.“

Villefort kam auf dieſe Art der Gefahr einer nicht
hr wahrſcheinlichen, aber doch möglichen Unterſuchung
uvor, die ihn zu Grunde gerichtet haben müßte.“

„Doch wie ſchreibt man an den Miniſter?“

„Setzen Sie ſich hierher, H.rr Morrel,“ ſprach
illefort, dem Rheder ſeinen Platz abtretend, „ich will
hnen dictiren.“

„Sie wollten dieſe Güte haben?“

„Allerdings. Verlieren wir keine Zeit, wir haben
reits zu viel verloren.“

„Ja, mein Herr, wir müſſen bedenken, daß dieſer
nge Mann wartet, leidet, und vielleicht verzweifelt.“

Villefort bebte bei dem Gedanken an den in der
tille und Finſterniß ihn verfluchenden Gefangenen; aber
: war zu weit gegangen, um zurückweichen zu können:
antes ſollte in dem Räderwerke ſeines Ehrgeizes zer-
almt werden.

„Ich warte, mein Herr,“ ſprach Herr Morrel, in
em Fauteuil von Herrn von Villefort ſitzend und eine
eder in der Hand.

Villefort dictirte nun eine Bittſchrift, in welcher er
i einer vortrefflichen Abſicht, woran ſich gar nicht zwei-
n ließ, den Patriotismus von Dantes und die von ihm
r bonapartiſtiſchen Sache geleiſteten Dienſte übertrieb.
n dieſer Bittſchrift war Dantes einer der thätigſten
genten für die Rückkehr von Napoleon geworden; wenn
r Miniſter dieſes Papier in die Hände bekam, mußte er
m nothwendig ſogleich Gerechtigkeit widerfahren laſſen,
ar dieſe Gerechtigkeit nicht bereits eingetreten.

von Dantes dringend, zu ihm gekommen, und
hatte ihn Villefort durch Verſprechungen und
beſchwichtigt. Endlich trat Waterloo ein.
gte ſich nicht mehr bei Villefort. Der Rheder
einen jungen Freund Alles gethan, was Men-
hun möglich war. Neue Verſuche unter dieſer
lauration machen hieß ſich vergeblich gefährden.
ig XVIII. beſtieg wieder den Thron. Ville-
welchen Marſeille voll von Erinnerungen war,
uweilen zu Gewiſſensbiſſen wurden, erbat ſich
: die unbeſetzte Stelle des Staatsanwaltes in
Vierzehn Tage nach ſeiner Einſetzung in ſeinem
morte heirathete er Fräulein von Saint-Meran,
r bei dem Hofe höher in Gunſt ſtand, als je.
erharrte Dantes während der hundert Tage
Waterloo unter Schloß und Riegel, wenn nicht
Menſchen, doch wenigſtens von Gott vergeſſen.
lars fühlte das ganze Gewicht des Schlages,
ntes beigebracht hatte, als er Napoleon nach
zurückkehren ſah. Seine Denunciation hatte
nicht verfehlt, und er nannte, wie alle Men-
einem gewiſſen Hange zum Verbrechen und
gen Geiſtesgaben für das gewöhnliche Leben,
me Zuſammentreffen einen Beſchluß der Vor-

ber Napoleon wieder in Paris war und ſeine
ermals mächtig und gebieteriſch ertönte, hatte
bange. Er erwartete jeden Augenblick, Dan-
erſcheinen zu ſehen, Dantes, welcher Alles
ntes drohend und ſtark zu jeder Rache. Er
eshalb Herrn Morrel ſeinen Wunſch, den
zu quittiren, und ließ ſich von ihm an einen
Kaufmann empfehlen, bei dem er gegen das
Monats März, das heißt, zehn oder zwölf
der Rückkehr von Napoleon in die Tuilerien,

Sobald Villefort die Bittschrift zu Ende dictirt hatte, überlas er sie mit lauter Stimme.

„So ist es gut," sagte er, „und nun verlassen Sie sich auf mich."

„Und diese Eingabe wird bald abgehen, mein Herr?"

„Noch heute."

„Mit meinem Beiberichte von Ihnen?"

„Der beste Beibericht, den ich anzufügen im Stande bin, mein Herr, besteht darin, daß ich Alles, was Sie in dieser Bittschrift sagen, bestätige."

Villefort setzte sich nun ebenfalls und schrieb auf eine Ecke der Eingabe sein Certificat.

„Was soll ich nun weiter thun, mein Herr?" sagte Morrel.

„Warten," versetzte Villefort, „ich stehe für Alles."

Diese Versicherung gab Morrel die Hoffnung wieder. Er verließ den Substitut des Staatsanwaltes entzückt von ihm, und kündigte dem alten Vater von Dantes an, er würde seinen Sohn bald wiedersehen.

Villefort aber, statt diese Bittschrift nach Paris zu schicken, behielt sie in seinen Händen. Er verwahrte sorgfältig ein Papier, das, um Dantes in der Gegenwart zu retten, ihn so furchtbar für die Zukunft gefährdet haben würde, wenn man Eines voraussetzte, was das Angesicht von Europa und die Wendung der Ereignisse bereits vorauszusehen gestatteten, das heißt, eine zweite Restauration.

Dantes blieb also gefangen; verloren in der Tiefe seines Kerkers, hörte er nicht das furchtbare Geräusch von dem Sturze des Thrones von Ludwig XVIII., und das noch furchtbarere vor dem Zusammenbrechen des Kaiserreiches.

Villefort aber hatte Alles mit wachsamem Auge verfolgt, Alles mit aufmerksamem Ohre gehört. Zweimal war während dieser kurzen kaiserlichen Erscheinung, die man die hundert Tage nannte, Morrel, auf die

Freilaſſung von Dantes dringend, zu ihm gekommen, und jedes Mal hatte ihn Villefort durch Verſprechungen und Hoffnungen beſchwichtigt. Endlich trat Waterloo ein. Morrel zeigte ſich nicht mehr bei Villefort. Der Rheder hatte für ſeinen jungen Freund Alles gethan, was Menſchen zu thun möglich war. Neue Verſuche unter dieſer zweiten Reſtauration machen hieß ſich vergeblich gefährden.

Ludwig XVIII. beſtieg wieder den Thron. Villefort, für welchen Marſeille voll von Erinnerungen war, die ihm zuweilen zu Gewiſſensbiſſen wurden, erbat ſich und erhielt die unbeſetzte Stelle des Staatsanwaltes in Toulouſe. Vierzehn Tage nach ſeiner Einſetzung in ſeinem neuen Wohnorte heirathete er Fräulein von Saint-Meran, deren Vater bei dem Hofe höher in Gunſt ſtand, als je.

So verharrte Dantes während der hundert Tage und nach Waterloo unter Schloß und Riegel, wenn nicht von den Menſchen, doch wenigſtens von Gott vergeſſen.

Danglars fühlte das ganze Gewicht des Schlages, den er Dantes beigebracht hatte, als er Napoleon nach Frankreich zurückkehren ſah. Seine Denunciation hatte das Ziel nicht verfehlt, und er nannte, wie alle Menſchen von einem gewiſſen Hange zum Verbrechen und mittelmäßigen Geiſtesgaben für das gewöhnliche Leben, dieſes ſeltſame Zuſammentreffen einen Beſchluß der Vorſehung.

Als aber Napoleon wieder in Paris war und ſeine Stimme abermals mächtig und gebieteriſch ertönte, hatte Danglars bange. Er erwartete jeden Augenblick, Dantes wiedererſcheinen zu ſehen, Dantes, welcher Alles wußte, Dantes drohend und ſtark zu jeder Rache. Er eröffnete deshalb Herrn Morrel ſeinen Wunſch, den Seedienſt zu quittiren, und ließ ſich von ihm an einen ſpaniſchen Kaufmann empfehlen, bei dem er gegen das Ende des Monats März, das heißt, zehn oder zwölf Tage nach der Rückkehr von Napoleon in die Tuilerien,

als Commis eintrat. Danglars reiſte nach Madrid und man hörte nichts mehr von ihm.

Fernand begriff nichts von Allem. Dantes war weſend, mehr brauchte er nicht. Was war aus ihm worden? Er ſuchte es nicht zu erfahren. Nur fan während der ganzen Friſt, die ihm ſeine Abweſenheit währte, beſtändig auf Mittel, theils um Mercedes die Beweggründe ſeiner Abweſenheit zu täuſchen, t um Auswanderungs- und Entführungspläne in das zu ſetzen. Von Zeit zu Zeit, und dies waren die büſt Stunden ſeines Lebens, ſetzte er ſich wohl auch au Spitze des Cap Pharo, von wo aus man zugleich D ſeille und das Dorf der Catalonier unterſcheidet, ſchaute traurig und unbeweglich wie ein Raubvogel aus, ob er nicht den jungen Mann mit dem freien Ga mit dem hoch aufgerichteten Kopfe erblicken würde, auch für ihn der Bote einer ſchweren Rache gewo war. Dann war der Plan von Fernand feſtgeſtellt. wollte Dantes mit einem Flintenſchuſſe den Schädel ſchmettern und ſich hernach ſelbſt tödten, wie er ſich ſo um ſeinen Mord zu beſchönigen. Aber Fernand täu ſich: dieſer Menſch hätte ſich nie getödtet, denn er h immer noch.

Mittlerweile und unter ſo ſchmerzlichen Vorgä rief das Kaiſerreich einen neuen Heerbann auf, Alles, was ſich in Frankreich an waffenfähiger M ſchaft vorfand, eilte auf die mächtige Stimme des Ka herbei.

Fernand ging wie die Andern ab. Er verließ Hütte und Mercedes, zermartert von dem grauſamen danken, daß ſein Nebenbuhler vielleicht hinter ihm zu kommen und diejenige, welche er liebte, heirathen wi

Hätte ſich Fernand je tödten ſollen, ſo müßte e bei der Trennung für Mercedes gethan haben.

Seine Aufmerkſamkeiten für Mercedes, das leid, das er ihrem Unglück zu Theil werden zu l

hien, die Sorge, mit der er ihren geringſten Wünſchen
vorkam, hatten die Wirkung hervorgebracht, welche auf
le Herzen der Schein der Ergebenheit immer hervor-
ingt. Mercedes hatte ſtets eine freundſchaftliche Zu-
igung für Fernand gehegt; ihre Freundſchaft für ihn
rmehrte ſich durch ein neues Gefühl, durch die Dank-
rkeit.

„Mein Bruder," ſagte ſie, den Ranzen des Re-
uten auf den Schultern des Catalonters befeſtigend,
nein Bruder, mein einziger Freund, laßt Euch nicht
dten, laßt mich nicht allein in dieſer Welt, wo ich
eine und völlig vereinzelt ſein werde, ſobald Ihr nicht
ehr lebt."

Dieſe Worte, im Augenblick der Trennung geſprochen,
währten Fernand wieder einige Hoffnung. Wenn
antes nicht zurückkam, konnte Mercedes eines Tages die
einige werden.

Mercedes blieb allein auf dieſer kahlen Erde, die ihr
e ſo unfruchtbar vorgekommen war, allein mit dem un-
meßlichen Meere als Horizont. Ganz in Thränen ge-
ıdet, wie jene Wahnſinnige, von der uns die ſchmerz-
che Geſchichte erzählt, ſah man ſie beſtändig um das
eine Dorf der Catalonier her irren. Bald ſtand ſie
ıter der glühenden Sonne des Südens, unbeweglich,
ımm wie eine Bildſäule, und ſchaute nach Marſeille;
ıld ſaß ſie am Rande des Geſtades, horchte auf das
töhnen des Meeres, ſo ewig wie ihr Schmerz, und
agte ſich, ob es nicht beſſer wäre, ſich vorwärts zu
ugen, ſich ſeinem eigenen Gewichte zu überlaſſen, den
bgrund zu öffnen und ſich darein zu verſenken, ſtatt alle
e traurigen Wechſelfälle einer hoffnungsloſen Erwartung
ı ertragen.

Es fehlte Mercedes nicht an Muth, dieſes Vorhaben
: verwirklichen, aber die Religion kam ihr zu Hülfe und
wahrte ſie vor dem Selbſtmord.

Caderouſſe wurde aufgerufen wie Fernand; da
jedoch verheirathet und acht Jahre älter war, als

der Catalonier, gehörte er zu dem dritten Aufgebote und wurde nach der Küſte geſchickt.

Der alte Dantes, den nur die Hoffnung aufrecht erhalten hatte, verlor dieſe bei dem Sturze des Kaiſers. Gerade an dem Tage, fünf Monate, nachdem er von ſeinem Sohne getrennt worden war, und beinahe zu derſelben Stunde, wo man ihn verhaftet hatte, gab er in den Armen von Mercedes den Geiſt auf.

Herr Morrel übernahm alle Koſten ſeiner Beerdigung und bezahlte die armſeligen Schulden, die der Greis während ſeiner Krankheit gemacht hatte.

Es war mehr als Wohlthätigkeit, ſo zu handeln, es gehörte Muth dazu. Der Süden ſtand in Flammen, und den Vater eines ſo gefährlichen Bonapartiſten, wie Dantes, ſelbſt auf dem Todenbette unterſtützen war ein Verbrechen.

Vierzehntes Kapitel.

Der wüthende Gefangene und der verrückte Gefangene.

Ungefähr ein Jahr nach der Rückkehr von Ludwig XVIII. fand ein Beſuch von Seiten des Herrn Generalinſpectors der Gefängniſſe ſtatt.

Dantes hörte in ſeinem Kerker alle die Vorbereitungen rollen und ächzen, welche oben ein gewaltiges Geräuſch machten, unten aber ein nicht wahrnehmbares Getöſe für jedes andere Ohr geweſen wären, als für das eines Gefangenen, der daran gewöhnt iſt,

i der Stille der Nacht die Spinne, welche ihr Gewebe rfertigt, und den periodiſchen Fall des Waſſertropfens : hören, der eine Stunde dazu braucht, um ſich an der ecke ſeines Kerkers zu bilden.

Er errieth, daß bei den Lebenden etwas Ungewöhnhes vorging: Dantes bewohnte ſo lange ein Grab, daß ſich wohl als einen Todten betrachten konnte.

Der Inſpector beſuchte wirklich hinter einander alle immer, Zellen und Kerker. Mehrere Gefangene wurden rnommen: es waren diejenigen, welche ihre Sanftmuth er ihre Albernheit dem Wohlwollen der Verwaltung pfahl. Der Inſpektor fragte ſie über die Nahrungsittel, welche ſie erhielten, und welche Bitten oder Forrungen ſie etwa anzubringen hätten.

Sie antworteten einſtimmig, die Nahrung wäre abeulich, und ſie forderten ihre Freiheit.

Der Inſpector fragte ſie, ob ſie ihm nichts Anderes ſagen hätten.

Sie ſchüttelten den Kopf: was konnten Gefangene nderes verlangen, als die Freiheit.

Der Inſpector wandte ſich um und ſagte zu dem ouverneur:.

„Ich weiß nicht, warum man uns die unnützen undreiſen machen läßt. Wer ein Gefängniß ſieht, ſieht ndert; wer einen Gefangenen hört, hört tauſend. Es ſtets daſſelbe: ſchlecht genährt und unſchuldig. Haben ie noch Andere?

„Ja, wir haben gefährliche Gefangene oder Narren, e wir im Kerker bewachen.“

„Wir wollen ſie ſehen,“ ſprach der Inſpector mit ner Miene tiefen Ueberdruſſes, wir wollen unſer Geäft zu Ende führen. Gehen wir in die Kerker hinab.“

„Warten Sie,“ ſprach der Gouverneur, „man muß enigſtens zwei Mann holen. Die Gefangenen beehen zuweilen, und wäre es nur aus Lebensüberdruß ıd um ſich zum Tode verurtheilen zu laſſen, unnütze

Acte der Verzweiflung, und Sie könnten das Opfer einer solchen Handlung werden."

„Nehmen Sie also Ihre Vorsichtsmaßregeln," sagte der Inspector.

Man holte wirklich zwei Soldaten und fing an eine so feuchte, so übelriechende, so schimmelige Treppe hinabzusteigen, daß schon der Gang nach einem solchen Orte den Gesichtssinn und den Geruchssinn auf das Widrigste berührte.

„Oho!" rief der Inspector, auf der Hälfte der Treppe stehen bleibend, „wer Teufels kann hier wohnen?"

„Einer der gefährlichsten Meuterer, ein Mensch, der uns als zu Allem fähig besonders empfohlen ist."

„Ist er allein?"

„Ja."

„Wie lange ist er hier?"

„Seit ungefähr einem Jahre?"

„Und man hat ihn gleich bei seinem Eintritt in diesen Kerker gesetzt?"

„Nein, mein Herr, sondern erst nachdem er den Schließer hatte tödten wollen, der ihm sein Essen brachte."

„Er wollte den Schließer tödten?"

„Ja, mein Herr, den Menschen, der uns leuchtet. Nicht wahr, Antoine?" fragte der Gouverneur.

„Allerdings, er wollte mich umbringen," antwortete der Schließer.

„Der Bursche ist also ein Narr?"

„Es ist noch viel schlimmer," sprach der Schließer, „er ist ein Teufel."

„Wollen Sie, daß ich Klage über ihn führe?" fragte der Inspector den Gouverneur.

„Es bedarf dessen nicht, mein Herr, er ist so hinreichend bestraft. Ueberdieß gränzt sein Zustand gegenwärtig an Narrheit, und nach der Erfahrung, die unsere Beobachtungen uns an die Hand geben, wird er, ehe ein weiteres Jahr vergeht, verrückt sein."

„Meiner Treue, desto besser für ihn," sprach der

or. „Iſt er einmal ein völliger Narr, ſo wird er
leiden.“
ieſer Inſpector war, wie man ſieht, ein Mann voll
enfreundlichkeit und ganz würdig der ihm über-
n philanthropiſchen Function.
Sie haben recht, mein Herr,“ ſagte der Gouverneur,
Ihre Bemerkung beweiſt, daß Sie dieſe Materie
ch ſtudirten. So haben wir in einem Kerker, der
ſem nur durch etwa zwanzig Fuß getrennt iſt, und
hen man auf einer andern Treppe hinabſteigt, einen
Abbé, einen ehemaligen Parteiführer in Italien.
ſeit 1811 hier, wurde gegen das Ende des Jahres
errückt, und ſeit dieſer Zeit iſt er körperlich nicht
i erkennen: früher weinte er, jetzt lacht er; früher
er ab, jetzt wird er fett. Wollen Sie ihn lieber
als dieſen? Seine Narrheit iſt beluſtigend und
is daher nicht mißſtimmen.“
ich werde den Einen und den Andern ſehen,“ ant-
der Inſpector, „man muß ſein Geſchäft gewiſſen-
iben.“
er Inſpector war auf ſeiner erſten Rundreiſe be-
und wollte der Behörde einen guten Begriff von
en.
Sehen wir alſo zuerſt zu dieſem hinein,“ fügte

lach Ihrem Belieben,“ antwortete der Gouverneur;
te dem Schließer ein Zeichen, und dieſer öffnete
ire.
i dem Klirren der ſchweren Schlöſſer, bei dem
der verroſteten Angeln, welche ſich auf ihren
drehten, erhob, in eine Ecke ſeines Kerkers ge-
wo er mit unendlichem Entzücken den dünnen
des Tages empfing, der durch ein ſchmales, ver-
Luftloch drang, Dantes ſein Haupt.
i dem Anblicke eines unbekannten, von zwei
ern, welche Fackeln trugen, beleuchteten und von

zwei Soldaten begleiteten Mannes, mit dem der Gouverneur den Hut in der Hand ſprach, errieth Dantes, um was es ſich handelte, und ſprang, da er ſah, daß ſich ihm endlich eine Gelegenheit bot, eine höhere Behörde anzuflehen, mit gefalteten Händen vorwärts.

Die Soldaten kreuzten ſogleich das Bajonnet, denn ſie glaubten, der Gefangene ſtürze in böſer Abſicht auf den Inſpector los.

Der Inſpector ſelbſt machte einen Schritt rückwärts.

Dantes ſah, daß man ihn als einen zu fürchtenden Menſchen dargeſtellt hatte.

Da ſammelte er in ſeinem Blicke Alles, was das Herz des Menſchen an Sanftheit und Demuth zu enthalten vermag, und ſuchte, ſich mit einer gewiſſen frommen Beredſamkeit ausdrückend, welche die Anweſenden in Erſtaunen ſetzte, die Seele des hohen Beamten zu rühren.

Der Inſpector hörte die Rede von Dantes bis zum Ende an.

„Er wird zur Frömmigkeit übergehen," ſprach er hierauf, ſich zum Gouverneur umwendend, mit halber Stimme; „bereits iſt er geneigt zu ſanfteren Gefühlen. Sehen Sie, die Furcht bringt ihre Wirkung auf ihn hervor; er iſt vor den Bajonneten zurückgewichen; ein Narr aber weicht vor nichts zurück: ich habe über dieſen Gegenſtand in Charenton ſeltſame Beobachtungen angeſtellt."

Dann ſich an den Gefangenen wendend, fragte er dieſen:

„Was verlangen Sie im Ganzen?"

„Ich verlange zu wiſſen, welches Verbrechen ich begangen habe; ich verlange, daß man mir Richter gibt; ich verlange, daß mein Prozeß eingeleitet wird; ich verlange, daß man mich erſchießt, wenn ich ſchuldig bin, aber auch, daß man mich in Freiheit ſetzt, wenn ich unſchuldig bin."

„Bekommen Sie gute Speiſe?" fragte der Inſpector.

„Ja, ich glaube, ich weiß es nicht. Doch daran iſt
ig gelegen. Aber was nicht allein mich, den armen
angenen, ſondern auch alle Juſtizbeamten, und ſogar den
tig, welcher regiert, berühren muß, iſt, daß ein Unſchul-
r nicht das Opfer einer ſchändlichen Denunciation ſein
nicht ſeine Henker verfluchend eingekerkert bleiben ſoll."

„Sie ſind heute ſehr demüthig," ſagte der Gouver-
r, „Sie waren nicht immer ſo. Sie ſprachen ganz
ers, mein lieber Freund, an dem Tage, wo Sie Ihren
rter ermorden wollten."

„Das iſt wahr, mein Herr," antwortete Dantes,
d ich bitte dieſen Mann um Verzeihung, denn er
ſtets gut gegen mich geweſen; aber was wollen Sie?
war verrückt, ich war wüthend."

„Und Sie ſind es nicht mehr?"

„Nein, mein Herr; denn die Gefangenſchaft hat
ch gebeugt, gebrochen, vernichtet .... Es iſt ſchon
ange, daß ich hier bin!"

„So lange? .... und um welche Zeit ſind Sie
ſaftet worden? fragte der Inſpector.

„Am 28. Februar 1815 um zwei Uhr Nachmittags."

Der Inſpector rechnete.

„Wir haben den 30. Juli 1816; was ſagen Sie?
ſind erſt ſeit ſiebzehn Monaten gefangen."

„Siebzehn Monate! Oh! mein Herr, Sie wiſſen
t, was ſiebzehn Monate Gefängniß ſind; ſiebzehn
re, ſiebzehn Jahrhunderte, beſonders für einen Men-
n, der, wie ich, ſeinem Glücke ſo nahe ſtand, für einen
nſchen, der, wie ich, ein geliebtes Weſen heirathen
e, für einen Menſchen, der eine ehrenvolle Laufbahn
ſich offen ſah, und dem jetzt Alles entriſſen iſt, der
en aus dem ſchönſten Tage in die tiefſte Nacht fällt,
ſeine Zukunft zerſtört ſieht, der nicht weiß, ob die-
ge, welche er liebte, ihn noch liebt, der nicht weiß,
ſein alter Vater geſtorben iſt oder lebt! Siebzehn
nate Gefängniß für einen Menſchen, der an die Luft

des Meeres, an die Unabhängigkeit des Seemannes, a den Raum, an die Unermeßlichkeit, an die Ungebundenheit gewöhnt iſt, mein Herr! Siebzehn Monate Gefängniß das iſt mehr, als alle Verbrechen verdienen, welche d menſchliche Sprache mit den gefährlichſten Namen b zeichnet! Haben Sie daher Mitleid mit mir, mein Herr und verlangen Sie für mich, nicht Nachſicht, ſonder Strenge, nicht Gnade, ſondern ein Gericht: Richter mein Herr, ich verlange nur Richter; man kann einen Angeklagten die Richter nicht verweigern."

„Es iſt gut," ſprach der Inſpector, „man wird ſehen."

Dann ſich gegen den Gouverneur umwendend:

„In der That, der arme Teufel dauert mich; wenn wir hinaufkommen, werden Sie mir das Gefangenen-Re giſter in Beziehung auf ihn zeigen."

„Ganz gewiß!" antwortete der Gouverneur; „aber Sie werden furchtbare Noten gegen ihn finden."

„Mein Herr," fuhr Dantes fort, „ich weiß, daß Sie mich nicht durch eigene Entſcheidung freilaſſen können; doch Sie ſind im Stande, meine Bitte der Be hörde zu übergeben, Sie können eine Unterſuchung her vorrufen, mich vor ein Gericht verſetzen; ein Gericht das iſt Alles, was ich fordere: ich will wiſſen, welche Verbrechen ich begangen habe, und zu welcher Strafe ich verurtheilt bin. Denn ſehen Sie, die Ungewißheit iſt die ſchlimmſte von allen Strafen."

„Leuchtet mir," ſprach der Inſpector.

„Mein Herr," rief Dantes, „ich entnehme dem Ton Ihrer Stimme, daß Sie bewegt ſind. Mein Herr, ſagen Sie mir, daß ich hoffen darf."

„Ich kann Ihnen das nicht ſagen," antwortete der Inſpector, „ich verſpreche Ihnen nur, daß ich die Sie betreffenden Acten unterſuchen werde."

„Oh, dann bin ich frei, dann bin ich gerettet!"

„Wer hat Sie verhaften laſſen?" fragte der In ſpector.

„Herr von Villefort," antwortete Dantes, „ſehen ie ihn und verſtändigen Sie ſich mit ihm."

„Herr von Villefort iſt ſeit einem Jahr nicht mehr Marſeille, ſondern in Toulouſe."

„Ah! dann wundere ich mich nicht mehr," murmelte antes; „mein einziger Beſchützer iſt entfernt."

„Hatte Herr von Villefort irgend einen Grund des aſſes gegen Sie" fragte der Inſpector.

„Keinen, mein Herr, er benahm ſich ſogar ſehr ohlwollend gegen mich."

„Ich kann mich alſo auf die Noten verlaſſen, die über Sie gemacht hat oder mir geben wird.

„Vollkommen, mein Herr."

„Es iſt gut. Warten Sie."

Dantes fiel auf die Kniee und murmelte ein Gebet, orin er Gott dieſen Mann empfahl, der in ſein Gefängniß herabgeſtiegen war, wie der Heiland um die eelen aus der Hölle zu erretten.

Die Thüre ſchloß ſich wieder; aber die Hoffnung, elche mit dem Inſpector herabgekommen war, blieb enfalls im Kerker von Dantes eingeſchloſſen.

„Wollen Sie das Gefangenen-Regiſter ſogleich ſen," fragte der Gouverneur, „oder zuerſt den Kerker s Abbé beſuchen?"

„Endigen wir vollends mit den Kerkern," antwortete r Inſpector; „wenn ich an das Tageslicht zurückkehrte, itte ich vielleicht nicht mehr den Muth, meine traurige endung zu vollenden."

„Oh! dieſer iſt kein Gefangener wie der Andere, ob ſeine Narrheit iſt minder betrübend, als die Vernunft ſeines Nachbars."

„Worin beſteht ſeine Narrheit?"

Er hält ſich ſeltſamer Weiſe für den Beſitzer eines ngeheuren Schatzes. Im erſten Jahre ſeiner Gefangenhaft ließ er der Regierung eine Million anbieten, wenn e ihn in Freiheit ſetzen wollte, im zweiten Jahre wei Millionen, im dritten Jahre drei, und ſo fort. Er

jetzt im fünften Jahre seiner Gefangenschaft, wird
e bitten, insgeheim mit Ihnen sprechen zu dürfen und
nen fünf Millionen anbieten."

„Oh, das ist sonderbar," sprach der Inspector, „und
ie heißt dieser Millionär?"

„Abbé Faria."

„Nro. 27?" fragte der Inspector.

„Es ist hier. Oeffne Antoine."

Der Schließer öffnete, und der Inspector warf einen neugierigen Blick in den Kerker des närrischen Abbé.

So nannte man allgemein den Gefangenen.

Mitten im Zimmer in einem mit einem Stücke von der Mauer abgelösten Kalk auf der Erde gezogenen Kreise, lag ein beinahe nackter Mensch, so sehr waren seine Kleider in Lumpen zerfallen. Er zeichnete in den Kreis sehr eifrig eine geometrische Linie und schien eben so sehr mit der Lösung seines Problems beschäftigt, als es Archimed war, da er von einem Soldaten des Marcellus getödtet wurde. Er rührte sich nicht bei dem Geräusche, welches das Oeffnen des Kerkers veranlaßte, und schien erst zu erwachen, als das Licht der Fackeln mit einem ungewohnten Glanze den feuchten Boden übergoß auf welchem er arbeitete. Dann wandte er sich um und sah mit Erstaunen die zahlreiche Gesellschaft, welche seinen Kerker herabgestiegen war.

Sogleich stand er lebhaft auf, nahm eine Decke welche am Fuße seines elenden Bettes lag, und wickelte sich darein, um in einem schicklicheren Zustande in den Augen der Fremden zu erscheinen.

„Was wünschen Sie?" sprach der Inspector seine Formel zu verändern.

„Ich, mein Herr?" versetzte der Abbé mit erster Miene, „ich wünsche nichts."

„Sie verstehen mich nicht," erwiederte der Inspector, „ich bin Agent der Regierung und habe den Auftrag, die Forderungen der Gefangenen anzuhören."

„Oh, dann iſt es etwas Anderes, mein Herr,“ rief er Abbé, „und ich hoffe, wir werden uns verſtändigen.“

„Sehen Sie,“ ſagte leiſe der Gouverneur, „fängt s nicht an, wie ich geſagt habe?“

„Mein Herr,“ fuhr der Gefangene fort, ich bin er Abbé Faria, geboren zu Rom; ich war zwanzig ahre Secretär des Cardinal Roſpigliosi; ich wurde, hne zu wiſſen warum, am Anfange des Jahrs 1811 erhaftet. Seit dieſer Zeit reclamire ich meine Freiheit on den italieniſchen und franzöſiſchen Behörden.“

„Warum von den italieniſchen Behörden?“ fragte er Gouverneur.

„Weil ich in Piombino verhaftet worden bin und nnehme, daß Piombino, wie Mailand und Florenz, der auptort eines franzöſiſchen Departement geworden iſt.“

Der Inſpector und der Gouverneur ſchauten ſich ichend an.

„Teufel, mein Lieber,“ ſagte der Inſpector, „Ihre achrichten aus Italien ſind nicht ganz neu.“

„Sie datiren von dem Tage meiner Verhaftung,“ rwiederte der Abbé Faria, „und da Seine Majeſtät der aiſer das Königreich Rom für den Sohn, den ihm der immel geſchenkt, geſchaffen hatte, ſo nehme ich an, daß r, den Lauf ſeiner Eroberungen fortſetzend, den Traum on Macchiavell und Ceſare Borgia verwirklicht hat, er darin beſtand, daß aus ganz Italien ein einziges Kö- igreich gemacht werden ſollte.“

„Mein Herr,“ ſagte der Inſpector, „die Vorſehung at glücklicher Weiſe einige Veränderungen an dieſem ieſenplane bewerkſtelligt, deſſen warmer Parteigänger ie zu ſein ſcheinen.“

„Es iſt das einzige Mittel, um aus Italien einen arken, unabhängigen und glücklichen Staat zu machen,“ rwiederte der Abbé.

„Das iſt möglich,“ verſetzte der Inſpector,“ aber h bin nicht hieher gekommen, um mit Ihnen einen

Curſus ultramontaner Politik durchzumachen, ſondern um Sie zu fragen, ob Sie irgend etwas in Beziehung auf Ihre Koſt und Wohnung wünſchen?"

„Die Koſt iſt die aller Gefängniſſe," antwortete der Abbé, „das heißt, ſie iſt ſehr ſchlecht. Was die Wohnung betrifft, ſo ſehen Sie, daß ſie feucht und ungeſund, aber nichtsdeſtoweniger ziemlich anſtändig für einen Kerker iſt. Es handelt ſich aber jetzt nicht um dieſes, ſondern um Mittheilungen von der höchſten Wichtigkeit, und dem höchſten Intereſſe, die ich der Regierung zu machen habe."

„Jetzt kommen wir zu der Sache," ſprach leiſe der Gouverneur zu dem Inſpector

„Deshalb bin ich ſo glücklich, Sie zu ſehen, obgleich Sie mich in einer ſehr wichtigen Berechnung geſtört haben, in einer Berechnung, welche, wenn ſie gelingt, vielleicht das Syſtem von Newton verändert. Können Sie mir die Gunſt einer geheimen Unterredung bewilligen?"

„Was ſagte ich?" ſprach der Gouverneur zu dem Inſpector.

„Sie kennen Ihr Perſonal," antwortete der Letztere lächelnd.

Dann ſich gegen Faria umwendend:

„Mein Herr, was Sie von mir verlangen, iſt unmöglich."

„Wenn es ſich jedoch darum handelte," verſetzte der Abbé, „Die Regierung eine ungeheure Summe gewinnen zu laſſen, fünf Millionen zum Beiſpiel?"

„Meiner Treue," ſprach der Inſpector zu dem Gouverneur, „Sie haben Alles ſogar bis auf die Summe vorhergeſagt."

„Es iſt nicht nothwendig," verſetzte der Abbé, als er bemerkte, daß der Inſpector eine Bewegung machte, um ſich zu entfernen, „es iſt nicht nothwendig, daß wir allein ſind. Der Herr Gouverneur kann unſerer Unterredung beiwohnen."

„Mein lieber Herr,“ ſagte der Gouverneur, „leider
en wir zum Voraus und auswendig, was Sie uns
n wollen; es handelt ſich um Ihre Schätze, nicht
rt?“

Faria ſchaute dieſen ſpöttiſchen Mann mit Augen an,
in ein unbetheiligter Beobachter den Blitz der Vernunft
der Wahrheit hätte leuchten ſehen.

„Allerdings,“ ſagte er, „wovon ſoll ich ſprechen,
n nicht von dieſen?“

„Herr Inſpector,“ fuhr der Gouverneur fort, „ich
n Ihnen dieſe Geſchichte ebenſo gut erzählen, als der
r Abbé ſelbſt; denn ſeit vier oder fünf Jahren muß
immer und ewig daſſelbe hören.“

„Das beweiſt, mein Herr,“ ſagte der Abbé, „daß
wie die Menſchen ſind, von denen die Schrift ſpricht,
he Augen haben und nicht ſehen, welche Ohren haben
nicht hören.“

„Mein lieber Herr, die Regierung iſt reich und be-
, Gott ſei Dank, Ihres Schatzes nicht. Behalten Sie
alſo für den Tag, wo Sie dieſes Gefängniß verlaſſen
en.“

„Das Auge des Abbé erweiterte ſich; er ergriff die
d des Inſpectors und ſagte:

„Aber wenn ich das Gefängniß nicht verlaſſe, wenn
gegen jede Gerechtigkeit in dieſem Kerker zurückge-
en werde, wenn ich hier ſterbe, ohne mein Geheim-
irgend Jemand vermacht zu haben, ſo iſt alſo dieſer
atz verloren? Iſt es nicht beſſer, wenn die Regierung
ius Nutzen zieht und ich ebenfalls? Ich werde bis
ſechs Millionen gehen, mein Herr, ja, ich werde ſechs
lionen abtreten und mich mit dem Reſte begnügen,
n man mir die Freiheit ſchenken will.“

„Auf mein Wort,“ ſprach der Inſpector mit halber
mme, „wenn man nicht wüßte, daß dieſer Menſch
Narr iſt, ſo müßte man glauben, er ſagte die Wahr-
, denn er ſpricht mit völlig überzeugtem Tone.“

„Ich bin kein Narr, mein Herr, und ſage die Wahrheit," verſetzte Faria, welcher mit der den Gefangenen eigenthümlichen Feinheit des Gehörs keines von den Worten des Inſpectors verloren hatte. „Der Schatz, von dem ich ſpreche, iſt wirklich vorhanden, und ich erbiete mich, einen Vertrag mit Ihnen zu unterſchreiben, kraft deſſen Sie mich an den von mir angegebenen Ort führen; man wird die Erde unter unſern Augen aufgraben, und wenn ich lüge, wenn man nichts findet, ſo bin ich ein Narr, wie Sie ſagen, und Sie bringen mich in dieſen Kerker zurück, wo ich ewig bleiben und ſterben werde, ohne von irgend Jemand mehr etwas zu verlangen."

Der Gouverneur brach in ein Gelächter aus und fragte:

„Iſt Ihr Schatz weit von hier entfernt?"

„Ungefähr hundert Meilen," antwortete Faria.

„Die Sache iſt nicht übel erſonnen," ſprach der Gouverneur; „wenn alle Gefangenen ſich damit beluſtigen wollten, ihre Wärter auf hundert Meilen ſpazieren zu führen, und wenn die Wärter zu einem ſolchen Spaziergange einwilligten, ſo wäre es ein vortreffliches Mittel für die Gefangenen, das freie Feld zu gewinnen, ſobald ſie eine Gelegenheit fänden, und während einer ſolchen Reiſe würde ſich die Gelegenheit ſicherlich bieten."

„Es iſt ein bekanntes Mittel," ſagte der Inſpector, „und der Herr hat nicht einmal das Verdienſt der Erfindung."

Dann ſich gegen den Abbé umwendend:

„Ich habe Sie gefragt, ob Sie gute Nahrung bekämen?"

„Mein Herr," antwortete Faria, „ſchwören Sie mir bei Chriſtus, mich zu befreien, wenn ich Ihnen die Wahrheit geſagt habe, und ich werde Ihnen den Ort nennen, wo mein Schatz vergraben liegt."

„Und Sie bekommen gute Koſt?" wiederholte der Inſpector.

„Mein Herr, Sie wagen dabei nichts, und Sie ſehen, aß ich mir dadurch nicht eine Gelegenheit verſchaffen ill, mich zu flüchten, da ich in dem Gefängniß bleibe, ährend man die Reiſe macht.“

„Sie antworten mir nicht auf meine Frage?“ verſetzte er Inſpector ungeduldig.

„Und Sie mir nicht auf meine Bitte!“ rief der Abbé. Seien Sie alſo verflucht, wie die andern Wahnſinnigen, ie mir nicht glauben wollten! Sie wollen nicht von einem Goldei ich werde es behalten; Sie verweigern mir ie Freiheit, Gott wird ſie mir ſchicken. Gehen Sie, ich abe nichts mehr zu ſagen.“

Und ſeine Decke zurückwerfend, faßte der Abbé wieder in Gypsſtück, ſetzte ſich abermals mitten in ſeinen Kreis nd fuhr mit ſeinen Linien und Zahlen fort.

„Was macht er da?“ fragte der Inſpector ſich ent- rnend.

„Er berechnet ſeine Schätze,“ verſetzte der Gouver- eur.

Faria erwiederte dieſen Spott mit einem Blicke, in elchem ſich die tiefſte Verachtung ausdrückte.

Sie gingen weg. Der Gefangenwärter ſchloß die hüre hinter ihnen.

„Er muß in der That einige Schätze beſeſſen haben,“ rach der Inſpector die Treppe hinaufſteigend.

„Es hat ihm wohl von dem Beſitze derſelben ge- äumt,“ antwortete der Gouverneur, „und am andern Morgen iſt er als Narr erwacht.“

„In der That,“ verſetzte der Inſpector, mit der Nai- tät der Verdorbenheit, „wenn er wirklich reich geweſen äre, ſo ſäße er nicht im Gefängniß.“

So endigte das Abenteuer für den Abbé. Er blieb efangener, und in Folge dieſes Beſuches vermehrte ſich och ſein Ruf als luſtiger Narr.

Caligula und Nero, dieſe großen Schatzgräber, dieſe enſchen, welche nach dem Unmöglichen begehrten, hät-

ten den Worten des armen Mannes Gehör gesc
ihm die Luft, die er verlangte, den Raum, den
hoch anschlug, und die Freiheit, die er so theue
bezahlen sich anerbot, bewilligt. Aber die Könige
serer Tage haben, in den Schranken des Wahrs
lichen gehalten, nicht mehr dieselbe Kühnheit des Wi
Sie fürchten das Ohr, das die Befehle hört, d
geben, das Auge, das ihre Handlungen erforscht.
fühlen die Erhabenheit ihres göttlichen Wesens
mehr, sie sind gekrönte Wesen und nicht weiter. S
wähnten sie sich oder nannten sie sich wenigstens
Jupiters und bewahrten etwas von der Art und
des Gottes, ihres Vaters: man beaufsichtigt nicht
das, was über den Wolken vorgeht. Heutigen
lassen sich die Könige leicht erreichen und durchsc
Wie es nun der despotischen Regierung stets widers
die Wirkungen des Gefängnisses und der Folter am
Tage zu zeigen, wie es wenige Beispiele gibt, da
Opfer der Inquisition mit seinen zermalmten Gl
und seinen blutenden Wunden wieder erscheinen
so verbirgt sich die Narrheit, dieses in dem Kot
Kerker in Folge moralischer Leiden geborene Ges
beinahe immer sorgfältig an dem Orte, wo es g
worden ist, und wenn es herauskommt, so begr
sich in irgend einem düstern Hospital, wo die
weder den Menschen, noch den Geist in den gesta
Trümmern erkennen, die ihnen der müde Kerker
übergibt.

Im Gefängnisse ein Narr geworden, war der
Faria gerade durch seine Narrheit zu lebenslän
Gefängnisse verurtheilt.

Was Dantes betrifft, so hielt der Inspecte
Wort. Als er in die Wohnung des Gouverneu
ließ er sich das Gefangenen-Register geben.

Die den Gefangenen betreffende Note war alsc
faßt:

Edmond Dantes { Wüthender Bonapartiſt, hat thätigen Antheil an der Rückkehr von der Inſel Elba genommen. Im geheimſten Gewahrſam und unter der ſtrengſten Aufſicht zu halten.

Dieſe Note war von einer andern Handſchrift und ıit einer andern Tinte geſchrieben, woraus hervorging, aß man ſie während der Gefangenſchaft von Dantes beiefügt hatte.

Die Anklage war zu beſtimmt, um eine Bekämfung derſelben zu verſuchen. Der Inſpector ſchrieb alſo eben an:

„Nichts zu machen.“

Dieſer Beſuch hatte Dantes gleichſam wiederbelebt. Seitdem er in das Gefängniß gekommen war, hatte er ie Tage zu zählen vergeſſen; aber der Inſpector gab ihm n neues Datum, und Dantes vergaß es nicht. Hinter ym ſchrieb er an die Wand mit einem Stücke von der Decke abgelöſten Gyps den 30. Juli 1816, und von dieım Augenblick an machte er jeden Tag eine Kerbe, damit ym das Maß der Zeit nicht entgehe.

Die Tage verliefen, dann die Wochen, dann die Monate; Dantes wartete immer. Er hatte damit anefangen, daß er für ſeine Befreiung einen Termin on vierzehn Tagen feſtſtellte. Setzte er die Hälfte er Theilnahme für ſeine Angelegenheit, welche der Gouerneur gehabt zu haben ſchien, ſo waren vierzehn Tage inreichend zur Verfolgung derſelben. Als dieſe vierzehn Tage abgelaufen waren, ſagte er ſich, es wäre albern on ihm, zu glauben, der Inſpector würde ſich vor iner Rückkehr nach Paris mit ihm beſchäftigen; ſeine Rückkehr könnte aber nicht eher ſtattfinden, als bis er ine Rundreiſe vollendet hätte, und dieſe Rundreiſe ürfte einen bis zwei Monate dauern. Er gab ſich alſo rei Monate, ſtatt der vierzehn Tage. Als die drei Monate abgelaufen waren, kam ihm eine andere Beachtung zu Hülfe, und er bewilligte ſechs Monate.

Als aber dieſe ſechs Monate abgelaufen waren, fand ſich, daß er zehn und einen halben Monat gewartet hat Während dieſer zehn Monate hatte ſich nichts in Bez hung auf ſeine Behandlung im Kerker verändert; kei tröſtliche Nachricht war zu ihm gelangt; der Gefang wärter blieb bei ſeinen Fragen ſtumm wie gewöhnli Dantes fing an, an ſeinen Sinnen zu verzweifeln und glauben, das, was er für eine Erinnerung des Gedäd niſſes hielt, wäre nichts als die tolle Ausgeburt ſein Gehirnes, und der tröſtende Engel, der in ſeinem G fängniſſe erſchienen, ſei auf den Flügeln eines Traun herabgekommen.

Nach Verlauf eines Jahres wurde der Gouverne verändert. Er hatte die Direction der Feſtung Ham kommen und nahm den Schließer von Dantes mit. D neuer Gouverneur kam an; es wäre für ihn zu lang weſen, ſich nach allen Namen der Gefangenen zu erku digen; er ließ ſich nur ihre Nummern vorlegen. Die furchtbare Hotel garni beſtand aus fünfzig Zimmern; ih Bewohner wurden mit der Nummer des Zimmers, d ſie inne hatten, vorgerufen, und der unglückliche jun Mann hörte auf, ſeinen Vornamen Edmond oder ſein Namen Dantes zu führen; er hieß Numero 34.

Fünfzehntes Kapitel.

Die Nummer 34 und die Nummer 27.

Dantes durchlief alle Stufen des Unglücks, welch ſich die in einem Kerker der Vergeſſenheit überantwortet Gefangenen zu unterziehen haben.

Er fing mit dem Stolze an, der eine Folge der Hoffnung und eines unſchuldigen Gewiſſens iſt. Dann kam er dazu, daß er an ſeiner Unſchuld zweifelte, was die Anſichten des Gouverneur über eine Geiſtesſtörung einigermaßen rechtfertigte. Er fiel aber von der Höhe ſeines Stolzes herab, er flehte noch nicht zu Gott, ſondern zu den Menſchen, denn Gott iſt die rechte Hülfsquelle. Der Unglückliche, der mit dem Herrn anfangen ſollte, gelangt erſt dazu, auf ihn zu hoffen, wenn er alle andern Hoffnungen erſchöpft hat.

Dantes flehte alſo, man möchte ihn aus ſeinem Kerker ziehen, um ihn in einen andern zu bringen, und wäre er auch finſterer und tiefer. Eine Veränderung, und wenn auch eine unvortheilhafte, war doch immer eine Veränderung, und verſchaffte Dantes wenigſtens eine Zerſtreuung von ein paar Tagen. Er bat, man möchte ihm den Spaziergang, die Luft, Bücher, Inſtrumente bewilligen. Nichts von Allem wurde ihm bewilligt; aber gleichviel, er flehte immer. Er hatte ſich daran gewöhnt, mit ſeinem neuen Gefangenwärter zu ſprechen, obgleich dieſer wo möglich noch ſtummer war, als der vorhergehende; aber mit einem Menſchen ſprechen, ſogar mit einem ſtummen, war noch ein Vergnügen. Dantes ſprach um den Ton ſeiner eigenen Stimme zu hören. Er hatte es verſucht, zu ſprechen, wenn er allein war, aber dann machte er ſich ſelbſt bange.

In den Tagen ſeiner Freiheit hatte ſich Dantes ein Schreckbild aus den Kameradſchaften von Gefangenen, beſtehend aus Landſtreichern, Banditen und Mördern, gemacht, die ſich in gemeiner Freude an unbegreiflichen Orgien ergötzen und furchtbare Freundſchaften ſchließen. Jetzt kam er dazu, daß er in eine von dieſen Höhlen verſetzt zu werden wünſchte, um andere Geſichter zu ſehen, als das ſeines Gefangenwärters, welcher nicht ſprechen wollte. Er ſehnte ſich gleichſam nach dem Bagno mit ſeiner entehrenden Tracht, mit der

Kette am Fuß und mit der Brandmarkung an
Schulter. Die Galeerensklaven waren doch weni
in der Gesellschaft von ihres Gleichen, sie athmet
Luft, sie sahen den Himmel, die Galeerensklaven
sehr glücklich.

Er bat eines Tages den Kerkermeister, er
einen Gefährten für ihn begehren, und wäre dieser
fährte auch der verrückte Abbé, von dem er hatte
chen hören. Unter der Rinde eines Kerkermeister
roh er auch sein mag, bleibt doch immer noch
von einem Menschen. Dieser hatte oft im Grund
Herzens, und obgleich sein Gesicht nichts davon
den unglücklichen jungen Menschen beklagt, für den d
fangenschaft so hart war. Er überbrachte die Bitt
Nummer 34 dem Gouverneur; aber klug, als w
ein Politiker gewesen, bildete sich dieser ein, Dantes
die Gefangenen aufwiegeln, irgend ein Komplott an
sich der Unterstützung eines Freundes bei einem E
chungsversuche bedienen, und schlug ihm seine Bitte

Dantes hatte den Kreis menschlicher Hülfsmitt
schöpft und kehrte, wie dies kommen mußte, zu Go
rück. Alle fromme, in der Welt zerstreute Geb
welche die unter dem Geschicke gebeugten Unglüd
zusammenlesen, erfrischten nun seinen Geist. Er erl
sich der Gebete, die ihn seine Mutter gelehrt hatte
fand in denselben einen ihm früher unbekannten
denn für den glücklichen Menschen bleibt das
eine eintönige, leere Zusammenfassung, bis zu dem
wo der Schmerz dem Unglücklichen die erhabene S
erläutert, mit deren Hülfe er zu Gott spricht.

Er betete also, nicht mit Inbrunst, sonder
Muth. Während er laut betete, erschrack er nicht
über seine Worte, sondern er gerieth in eine Extas
sah Gott bei jedem Worte erscheinen, das er aus
Alle Handlungen seines bescheidenen Lebens bezog
den Willen dieses mächtigen Gottes, entnahm sich

:n daraus und ſtellte ſich Aufgaben, die er erfüllen ›ollte, und am Ende jedes Gebetes ſchlich ſich der ei- ennützige Wunſch ein, den die Menſchen viel öfter an ›re Mitmenſchen, als an Gott zu richten Gelegenheit aben: Und vergib uns unſere Schuld, wie wir vergeben ıſern Schuldnern!

Trotz ſeiner heißen Gebete blieb Dantes gefangen.

Sein Geiſt wurde nun düſter. Die Wolke vor ſei- en Augen wurde immer ſchwerer. Dantes war ein ein- ıcher Menſch ohne Erziehung. Die Vergangenheit war ir ihn mit dem dunkeln Schleier bedeckt geblieben, ›elchen die Wiſſenſchaft lüftet. In der Einſamkeit ſeines :erkers, in der Wüſte ſeines Geiſtes war er nicht im ſtande, abgelaufene Jahrhunderte wieder zuſammenzufü- en, erloſchene Völker wiederzubeleben, alte Städte wieder ufzubauen, welche die Einbildungskraft vergrößert und ı ein dichteriſches Gewand kleidet, welche rieſenhaft und on dem Feuer des Himmels erleuchtet, wie die babylo- iſchen Gemälde von Martin, vorüberziehen. Er hatte ichts, als ſeine ſo kurze Vergangenheit, ſeine ſo düſtere egenwart, ſeine ſo zweifelhafte Zukunft: neunzehn Jahre icht, um vielleicht in einer einzigen Nacht darüber nach- ıdenken. Keine Zerſtreuung vermochte ihm zu Hülfe ı kommen: ſein energiſcher Geiſt, der wohl nur zu gern urch Zeitalter hingeflogen wäre, war genöthigt wie ein ›bler in ſeinem Käfig gefangen zu bleiben. Er klam- ıerte ſich dann an einen einzigen Gedanken, an den ei- es, ohne eine ſcheinbare Urſache und durch ein uner- ›rtes Mißgeſchick zerſtörten Glückes an. Er ergriff mit ller Leidenſchaft dieſen Gedanken, drehte ihn auf alle ›eiten, und zerbiß ihn gleichſam mit gierigen Zähnen, ie in der Hölle von Dante der unbarmherzige Ugolin :n Schädel des Erzbiſchof Robert zermalmt.

Die Wuth folgte auf ſein ascetiſches Daſein. Ed- ond ſchleuderte Gotteslästerungen von ſich, bei denen :r Kerkermeiſter vor Abſcheu zurückwich. Er raſte mit

seinem Leibe gegen die Mauern des Gefängnisses, er griff in voller Wuth nach Allem, was ihn umgab, und besonders nach sich selbst bei dem geringsten Aerger, den ein Sandkorn, ein Strohhalm, ein Windhauch bei ihm erregte. Dann erinnerte er sich des denuncirenden Briefes, den er gesehen, den ihm Villefort gezeigt, den er berührt hatte, und jeder Buchstabe kam wie ein leckendes Feuer aus der Mauer hervor. Er sagte sich, es wäre der Haß der Menschen, und nicht die Rache Gottes, die ihn in diesen Abgrund gestürzt. Er übergab diese unbekannten Menschen allen Strafen, die seine glühende Einbildungskraft zu ersinnen vermochte, und fand, daß die furchtbarsten noch zu sanft und besonders zu kurz für sie waren; denn nach den Strafen kam der Tod, und der Tod war, wenn nicht die Ruhe, doch wenigstens die Unempfindlichkeit, welche ihr gleicht.

Dadurch, daß er sich in Beziehung auf seine Feinde immer wieder sagte, die Ruhe wäre im Tode, und derjenige, welcher grausam bestrafen wolle, bedürfe anderer Mittel, als des Todes, verfiel er in die Starrheit der Selbstmordgedanken. Wehe dem, welcher auf dem Abhange des Unglücks bei diesen unseligen Gedanken stille steht! Es ist eines von den todten Meeren, welche sich ausbreiten wie der Azur der reinen Wellen, in denen aber der Schwimmer seine Füße immer mehr in einem harzigen Gefäße festkleben fühlt, das ihn allmälig hinabzieht und verschlingt. Einmal auf diese Weise gefaßt, ist, wenn die göttliche Hülfe sich seiner nicht erbarmt, Alles vorbei, und jeder Versuch, den er unternimmt, reißt ihn nur noch mehr in die Arme des Todes.

Dieser Zustand des moralischen Todeskampfes ist indessen minder furchtbar, als das Leiden, das ihm vorhergegangen ist, und als die Strafe, die ihm vielleicht folgen wird. Es ist eine Art von schwindelartigem Troste, der uns den gähnenden Schlund, in der Tiefe dieses Schlundes aber das Nichts zeigt. Bis dahin

elangt, fand Ermend eine Tröſtung in dieſem Gedanken. lle ſeine Schmerzen, alle ſeine Leiden, das Gefolge von Geſpenſtern, welche ſie nach ſich zogen, ſchienen aus der cke des Gefängniſſes zu entfliehen, wohin der Engel s Todes ſeinen ſchweigſamen Fuß zu ſetzen vermochte. Dantes betrachtete mit Ruhe ſein vergangenes Leben, it Schrecken ſein zukünftiges Leben, und wählte die n mittleren Punkt, der ihm eine Zufluchtsſtätte zu ſein hien.

Zuweilen ſagte er dann zu ſich ſelbſt: auf meinen ntfernten Reiſen, als ich noch ein Menſch war, und ieſer Menſch frei und mächtig anderen Menſchen Befehle nſchleuderte, welche ausgeführt wurden, ſah ich den Himmel ſich öffnen, das Meer leben und murren, den Sturm in einem Winkel des Himmels entſtehen und ie ein rieſiger Adler die zwei Horizonte mit ſeinen zwei Flügeln ſchlagen; dann fühlte ich, daß mein Schiff ur eine ohnmächtige Zufluchtsſtätte war, denn mein Schiff, leicht wie eine Feder in der Hand eines Rieſen, tterte und bebte ſelbſt. Bald ſtürzten bei dem Geäuſche eines brauſenden Windſtoßes Waſſerberge über ein Haupt, das furchtbare Toſen der Wellen, der nblick der ſchneidenden Felſen verkündigten mir den Tod, und der Tod erſchreckte mich, und ich ſtrengte alle eine Kräfte an, um ihm zu entgehen, und ich raffte ie ganze Stärke des Menſchen und den ganzen Verſtand des Seemannes zuſammen, um mit Gott zu kämpfen!“ . . . Es geſchah dies, weil ich damals glücklich war, weil zum Leben zurückkehren zum Glücke zurückkehren hieß, weil ich dieſen Tod nicht gerufen, nicht gewählt hatte, weil mir der Schlaf hart ſchien auf dieſem Bette von Meergras und Kieſelſteinen, weil ich darüber ntrüſtet war, ich, der ich mich für ein Geſchöpf nach dem Bilde Gottes hielt, daß ich nach meinem Tode den Holländen und Geiern zum Futter dienen ſollte. Aber heute iſt es etwas Anderes; ich habe Alles verloren,

was mich das Leben lieben laſſen konnte. Heute läch
mir der Tod zu, wie eine Amme dem Kinde, das
wiegt. Heute ſterbe ich nach meinem Wohlgefallen, i
ich entſchlummere müde und gelähmt, wie ich nach ein
von jenen Abenden der Verzweiflung und Wuth entſchlu
merte, während deren ich dreitauſend Gänge in mein
Zimmer, das heißt dreißigtauſend Schritte, das heißt
nahe zehn Stunden Wegs gezählt hatte."

Sobald dieſer Gedanke in dem Geiſte des jun
Mannes gekeimt hatte, wurde er ſanfter, freundlich
er fügte ſich beſſer in ſein hartes Bett und in ſein ſchw
zes Brod, aß weniger, ſchlief nicht mehr, und fand die
Reſt des Daſeins, den er, wann er wollte, von ſich
werfen ſicher war, wie man ein abgetragenes Kleid v
ſich wirft, beinahe erträglich.

Es gab zwei Mittel zu ſterben: das eine war e
fach; er durfte nur ſein Sacktuch an eine Fenſterſta
binden und ſich hängen; das andere beſtand darin, daß
ſich ſtellte, als äße er, und ſich Hungers ſterben li
Das erſte widerſtrebte Dantes. Er war im Abſcheu v
den Seeräubern aufgezogen worden, vor dieſen Menſch
welche man an den Raaen aufhängt; das Hängen, w
für ihn eine Art von entehrender Strafe, die er nicht
ſich ſelbſt vollziehen wollte. Er wählte alſo das zwe
Mittel und begann die Ausführung noch an demſelb
Tage.

Es waren beinahe vier Jahre in den von uns e
zählten Alternativen hingegangen. Am Ende des zweit
hatte Dantes die Tage zu zählen aufgehört und war wi
der in die Unwiſſenheit der Zeit verfallen, der ihn ei
der Inſpector entzog.

Dantes hatte geſagt: Ich will ſterben, und ha
ſich ſodann ſeine Todesart gewählt; er hatte ſie wo
in das Auge gefaßt, und aus Furcht, er könnte v
ſeinem Entſchluſſe abgehen, ſich ſelbſt einen Eid g
leiſtet, ſo zu ſterben. „Wenn man mir mein Frühſtü

und mein Abendbrod bringt, ſo werfe ich die Speiſen zum Fenſter hinaus, und man wird glauben, ich habe ſie verzehrt."

Er that, wie er zu thun ſich gelobt hatte. Zweimal des Tages warf er durch die kleine vergitterte Oeffnung, die ihn nur den Himmel erſchauen ließ, die Speiſen, Anfangs heiter, dann mit Ueberlegung, und endlich mit Bedauern. Er mußte ſich des Schwures erinnern, den er ſich geleiſtet hatte, um die Kraft zu beſitzen, ſeinen furchtbaren Plan zu verfolgen. Die Lebensmittel, welche ihn einſt angewidert hatten, ließ ihm der Hunger mit den ſpitzigen Zähnen appetitlich für das Auge und ausgeſucht für den Geruch erſcheinen. Zuweilen hielt er eine Stunde lang die Platte, auf der ſie lagen, in der Hand, das Auge ſtarr auf ein Stück faules Fleiſch, auf den übelriechenden Fiſch und auf das ſchwarze ſchimmelige Brod gerichtet. Es waren dies die letzten Inſtinkte des Lebens, welche noch in ihm kämpften und zuweilen ſeinen Entſchluß niederwarfen. Dann erſchien ihm ſein Kerker nicht mehr ſo düſter und ſein Zuſtand minder verzweiflungsvoll. Er war noch jung, er mußte erſt fünf oder ſechs und zwanzig Jahre alt ſein, es blieben ihm noch fünfzig Jahre zu leben übrig, das heißt, zwei Mal ſo viel, als er bereits gelebt hatte. Welche Ereigniſſe konnten während dieſes unermeßlichen Zeitraumes die Thüren ſprengen, die Mauern des Caſtells If umſtürzen und ihn der Freiheit wiedergeben. Dann näherte er ſeine Zähne dem Mahle, das er, ein freiwilliger Tantalus, ſelbſt von ſeinem Munde entfernte. Doch er erinnerte ſich ſeines Schwures wieder, und dieſe edelmüthige Natur hatte zu ſehr bange, ſich ſelbſt zu verachten, als daß ſie ihren Schwur verletzt hätte. Er verbrauchte alſo ſtreng und unbarmherzig das wenige Leben, das ihm noch übrig blieb, und es erſchien ein Tag, wo er nicht mehr die Kraft hatte, aufzuſtehen, um das Abendbrod, das man ihm brachte, durch das Luftloch zu werfen.

Am andern Tag ſah er nicht mehr, hörte er kaum. Der Kerkermeiſter glaubte an eine ernſte Krankheit, Edmond hoffte auf einen nahen Tod.

So verlief der Tag. Edmond fühlte, daß eine unbeſtimmte Erſtarrung, der es nicht an einem gewiſſen Wohlbehagen mangelte, ſich ſeiner bemächtigte. Die Nervenzuckungen ſeines Magens hatten ſich gemildert. Wenn er die Augen ſchloß, ſah er eine Menge von glänzenden Punkten, den Irrlichtern ähnlich, welche in der Nacht über den ſumpfigen Boden hinlaufen. Es war die Dämmerung des unbekannten Landes, das man den Tod nennt.

Plötzlich vernahm er Abends um neun Uhr ein dumpfes Geräuſche an der Wand, an der er lag.

Es hatten ſo viele abſcheuliche Thiere in dieſem Gefängniſſe Lärmen gemacht, daß Edmond allmälig ſeinen Schlaf daran gewöhnte, ſich nicht mehr durch ſolche Kleinigkeiten ſtören zu laſſen. Aber mögen nun ſeine Sinne durch die Enthaltſamkeit exaltirt geweſen ſein, war der Lärm wirklich ſtärker als gewöhnlich, erhielt in dieſem letzten Augenblick Alles ein beſonderes Gewicht — Edmond erhob ſich, um beſſer zu hören.

Es war ein Kratzen, das eine ungeheure Kralle, oder einen mächtigen Zahn, oder den Druck irgend eines Werkzeuges auf die Steine anzuzeigen ſchien.

Obgleich geſchwächt, wurde das Gehirn des jungen Mannes durch den beſtändig dem Geiſte der Gefangenen gegenwärtigen Gedanken, durch den Gedanken an die Freiheit berührt. Dieſes Geräuſch kam ſo gerade in dem Augenblick, wo alles Geräuſch bei ihm aufhören ſollte, da es ihm ſchien, als wollte ſich Gott endlich barmherzig gegen ſeine Leiden zeigen und ihm dieſes Geräuſch zuſchicken, um ihm zu verkündigen, er ſolle am Rande des Grabes, an welchem bereits ſein Fuß wankte, ſtille ſtehen. Wer konnte wiſſen, ob nicht einer von ſeinen Freunden, eines von den geliebten Weſen,

ſo oft gedacht hatte, daß ſein Geiſt beinahe
rch abgenutzt worden war, ſich in dieſem Augen-
ihm beſchäftigte und die Entfernung, die ſie
er trennte, nahe zu rücken ſuchte?
nein, Edmond täuſchte ſich ohne Zweifel, und
er von den Träumen, welche an der Pforte des
eben.
ab hörte jedoch immer noch dieſes Geräuſch.
: ungefähr drei Stunden; dann vernahm Ed-
Art von Rollen, und das Geräuſch hörte auf.
: Stunden ſpäter hörte er es wieder näher und

s nahm Edmond Antheil an dieſer Arbeit,
Geſellſchaft leiſtete; plötzlich trat der Gefangen-

)en acht Tagen, da er zu ſterben ſich entſchloſſen
den vier Tagen, in denen er dieſen Entſchluß
hatte Edmond mit dieſem Menſchen kein Wort
Er antwortete ihm nicht, wenn er ihn an-
fragte, von welcher Krankheit er befallen zu
e, und wandte ſich nach der Mauer um, wenn
nerkſam betrachtet wurde. Aber heute konnte
genwärter das dumpfe Geräuſch vernehmen,
:r beunruhigen, demſelben ein Ende machen
)ieſe Art irgend eine Hoffnung zerſtören, die
Gedanken die letzten Augenblicke von Dantes

Gefangenwärter brachte ſein Frühſtück.
s erhob ſich in ſeinem Bette und begann, ſeine
ſchwellend, über alle möglichen Gegenſtände zu
ber die ſchlechte Beſchaffenheit der Speiſen, die
brachte, über die Kälte, an der man in ſeinem
; er murrte und brummte und ermüdete die
Gefangenwärters, der gerade an dieſem Tage
:n Gefangenen Fleiſchbrühe und weißes Brod
te, und ihm dieſe Fleiſchbrühe und dieſes Brod

Zum Glück glaubte er, Dantes delirire; er stellte die Speisen auf den schlechten, hinkenden Tisch, auf welchem sie gewöhnlich standen, und entfernte sich.

Nun wieder frei, fing Edmond abermals an, freudig zu horchen.

Das Geräusch wurde so deutlich, daß es der junge Mann jetzt ohne die geringste Anstrengung hören konnte.

„Es unterliegt keinem Zweifel mehr," sagte er zu sich selbst; „da dieses Geräusch, obgleich es bereits Tag ist, fortdauert, so muß es ein unglücklicher Gefangener wie ich sein, der an seiner Befreiung arbeitet. Oh! wenn ich bei ihm wäre, wie wollte ich ihn unterstützen!"

Dann überzog plötzlich eine düstere Wolke, die Morgenröthe von Hoffnung in diesem Gehirne, das an das Unglück gewöhnt war und sich nur schwer in menschliche Freuden schicken konnte. Es entstand in ihm der Gedanke, dieses Geräusch werde durch einige Arbeiter verursacht, welche der Gouverneur zur Ausbesserung in einem benachbarten Zimmer verwende.

Er konnte sich leicht hievon überzeugen; aber wie sollte er eine Frage wagen? Es war allerdings ganz einfach, die Erscheinung des Kerkermeisters abzuwarten, ihn das Geräusch hören zu lassen und seine Miene zu beobachten, wenn er es hörte. Aber hieß eine solche Befriedigung nicht die kostbarsten Interessen für einen kurzen Genuß verrathen? Leider war der Kopf von Edmond eine leere Glocke, durch das Gesumme eines Gedankens betäubt; er war so schwach, daß sein Geist wie ein Dunst umherschwamm und sich nicht um einen Gedanken her verdichten konnte. Edmond fand nur ein Mittel, seiner Ueberlegung Genauigkeit und seinem Urtheil Klarheit zu geben: er wandte seine Augen nach der noch rauchenden Fleischbrühe, welche der Gefangenwärter auf den Tisch gestellt hatte, stand auf, ging wankend bis zu derselben, nahm die Tasse, setzte sie an den Mund und schlürfte den Trank, den sie enthielt, mit einem unbeschreiblichen Gefühle des Wohlbehagens.

Dann hatte er den Muth, hiebei zu bleiben: er innerte ſich, gehört zu haben, daß unglückliche Schiffüchige, welche man vor Hunger entkräftet gefunden tte, daran geſtorben waren, daß ſie heißgierig eine zu bſtantielle Speiſe verſchlangen. Edmond ſetzte das rod auf den Tiſch, das er bereits im Bereich ſeines ndes hielt, und legte ſich wieder nieder. Bald hlte er, daß der Tag in ſein Gehirn zurückkehrte. Alle ne ſchwankenden, beinahe unergreifbaren Ideen nahen wieder ihren Platz auf dem wunderbaren Schachette ein, wo ein Feld mehr vielleicht genügt, um die rhabenheit des Menſchen über dem Thiere feſtzuſtellen. r konnte denken und ſeine Gedanken mit der Vernunft feſtigen.

Dann ſagte er zu ſich ſelbſt:

„Man muß die Probe machen, aber ohne Jemand gefährden. Iſt derjenige, deſſen Geräuſch ich verhme, ein gewöhnlicher Arbeiter, ſo brauche ich nur an e Mauer zu ſchlagen, und er wird ſogleich ſein Geäft einſtellen und zu errathen ſuchen, wer der Schlande iſt und in welcher Abſicht er ſchlägt. Da aber ine Arbeit nicht nur erlaubt, ſondern ſogar befohlen iſt, wird er ſie alsbald wieder fortſetzen. Iſt er im Gentheil ein Gefangener, ſo wird ihn der Lärmen, den) mache, im Gegentheil erſchrecken. Er wird befürchn, entdeckt zu werden, ſeine Arbeit aufgeben und erſt n Abend, wenn er Jedermann eingeſchlafen glaubt, von euem beginnen.“

Sogleich erhob ſich Edmond zum zweiten Male. ies Mal wankten ſeine Beine nicht mehr, und ſeine Aun waren nicht mehr geblendet. Er ging in eine Ecke nes Gefängniſſes, machte einen durch die Feuchtigkeit iterhöhlten Stein los und ſchlug gerade an der Stelle, o das Geräuſch am Deutlichſten war, an die Mauer.

Er klopfte drei Mal.

Schon bei dem erſten Schlage hörte des Geräuſch ie durch einen Zauber auf.

Edmond horchte mit seiner ganzen Seele. Eine Stunde verging, zwei Stunden vergingen, kein neues Geräusch ließ sich vernehmen. Edmond hatte auf der andern Seite der Wand ein vollkommenes Stillschweigen bewirkt.

Voll Hoffnung aß Edmond einige Bissen von seinem Brod, trank ein paar Schlücke Wasser, und bei der mächtigen Körperbeschaffenheit, mit der ihn die Natur begabt hatte, befand er sich beinahe wieder wie zuvor.

Der Tag verging, die Stille dauerte fort. Die Nacht kam, ohne daß das Geräusch wieder begonnen hatte.

„Es ist ein Gefangener," sagte Edmond mit unbeschreiblicher Freude zu sich selbst.

Von dieser Zeit an entzündete sich sein Kopf, und das Leben kehrte mit voller Thätigkeit zurück.

Die Nacht ging vorüber, ohne daß sich der geringste Lärmen vernehmen ließ.

Edmond schloß die Augen in dieser Nacht nicht.

Der Tag erschien. Der Gefangenwärter kam und brachte die gewöhnlichen Mundvorräthe. Edmond hatte die vorhergehenden bereits verschlungen; er verschlang auch die neuen, horchte unabläßig auf das Geräusch, das nicht wieder kam, zitterte, es könnte für immer aufgehört haben, machte fünf bis sechs Meilen in seinem Kerker, rüttelte zwei Stunden lang an den eisernen Stangen seines Luftloches, gab seinen Gliedern durch eine Uebung, welcher er längst entwöhnt war, die Elasticität und Stärke wieder, und schickte sich an, Leib an Leib mit seinem Schicksale zu kämpfen, wie es seine Arme ausstreckend und seinen Körper mit Oel bestreichend der Ringer thut, der die Arena betreten will. In den Zwischenräumen dieser fieberhaften Thätigkeit horchte er, ob das Geräusch nicht wiederkehrte, und er ärgerte sich über die Klugheit des Gefangenen, der nicht vermuthete, daß er in seinem Befreiungswerke von einem anderen Gefangenen gestört worden war, welcher wenigstens eben so große Eile hatte, frei zu werden, als er [illegible]

Es vergingen drei Tage, zwei und ſiebzig tödtliche Stunden, Minute für Minute abgezählt.

Endlich eines Abends, als der Gefangenwärter ſeinen letzten Beſuch gemacht hatte, als Dantes zum hundertſten Male ſein Ohr an die Wand hielt, ſchien es ihm, als ob eine unmerkliche Erſchütterung dumpf in ſeinem Kopfe, den er mit den ſchweigenden Steinen in Verbindung geſetzt hatte, wiederklänge.

Dantes wich zurück, um ſein erſchüttertes Gehirn zu beſchwichtigen. Er machte einige Schritte im Zimmer und hielt dann ſein Ohr an denſelben Ort.

Es unterlag keinem Zweifel mehr, es ging etwas auf der anderen Seite vor. Der Gefangene hatte die Gefahr ſeines Manoeuvre erkannt und ohne Zweifel ein anderes erwählt und, um ſeine Arbeit ſicherer fortzuſetzen, ſtatt eines Meißels ein Hebeeiſen genommen.

Durch dieſe Entdeckung ermuthigt, beſchloß Edmond dem unermüdlichen Arbeiter zu Hülfe zu kommen. Er fing damit an, daß er ſein Bett wegrückte, hinter welchem ihm das Befreiungswerk ausgeführt zu werden ſchien; dann ſuchte er mit den Augen einen Gegenſtand, mit dem er die Wand aufritzen, den feuchten Mörtel herausbrechen und einen Stein losmachen könnte.

Nichts zeigte ſich ſeinem Auge. Er beſaß weder ein Meſſer, noch irgend ein anderes ſchneidendes Inſtrument. Eiſen war nur an ſeinen Stangen vorhanden, und er hatte ſich ſo oft verſichert, ſie wären gut eingelöthet, daß es ſich nicht einmal mehr der Mühe lohnte, ſie zu erſchüttern.

Das ganze Geräthe ſeines Zimmers beſtand aus einem Bette, einem Stuhle, einem Tiſche, einem Eimer und einem Kruge.

An dem Bette waren wohl eiſerne Bänder, aber dieſe Bänder waren durch Schrauben an das Holz befeſtigt. Man hätte einen Schraubenzieher haben müſſen, um die Bänder loszumachen.

An dem Tiſche und an dem Stuhle war nichts.

An dem Eimer war wohl ein Henkel geweſen, aber dieſen hatte man abgebrochen.

Es gab für Dantes nur noch ein Mittel: ſeinen Krug zu zerbrechen und mit einem Scherben ſich an das Geſchäft zu machen.

Er ließ ſeinen Krug auf den Boden fallen, und er zerbrach in Stücke

Dantes wählte einige ſpitzige Scherben, verbarg ſie in ſeinem Strohſack und ließ die andern auf der Erde liegen Das Zerbrechen ſeines Kruges war ein zu natürlicher Zufall, als daß man ſich hätte darüber beunruhigen ſollen.

Edmond hatte die ganze Nacht zum Arbeiten; doch in der Dunkelheit ging das Geſchäft ſchlecht, denn er mußte taſtend arbeiten, und er fühlte bald, daß er ſein ſchwaches Werkzeug an einem Sandſteine abſtumpfte, welcher härter war, als das Inſtrument. Er ſtieß alſo ſein Bett wieder zurück und wartete den Tag ab. Mit der Hoffnung war auch die Geduld zurückgekehrt.

Die ganze Nacht hindurch hörte und horchte er auf den unbekannten Gräber, der ſein unterirdiſches Werk fortſetzte.

Der Tag erſchien, und der Gefangenwärter trat ein. Dantes erzählte ihm, er habe am Abend zuvor aus dem Kruge getrunken; er ſei ſeinen Händen entſchlüpft, auf den Boden gefallen und zerbrochen. Der Gefangenwärter ging brummend weg, um einen neuen zu holen, ohne daß er ſich nur die Mühe gab, die Stücke des alten zuſammenzuleſen und mitzunehmen.

Er kam einen Augenblick nachher zurück, empfahl dem Gefangenen mehr Geſchicklichkeit, und entfernte ſich wieder.

Dantes hörte mit unſäglicher Freude das Klirren des Schloſſes, das ihm, ſo oft es ſich früher ſchloß, das Herz zuſammenſchnürte. Er vernahm, wie die Schritte ſich nach und nach entfernten. Sobald das Geräuſch völlig erloſchen war, ſprang er nach ſeinem

Lager, welches er von ſeiner Stelle rückte, und bei dem Scheine des ſchwachen Tageslichtes, das in ſeinen Kerker drang, konnte er die unnütze Arbeit ſehen, die er in der Nacht vorher gemacht hatte; denn er hatte ſich an den Körper des Steines gewendet, ſtatt an den Gyps, der denſelben umgab.

Dieſer Gyps war durch die Feuchtigkeit zerreibbar geworden. Dantes ſah mit freudigem Herzklopfen, daß er ſich in Bruchſtücken ablöſte. Dieſe Bruchſtücke waren allerdings Atome, aber nach Verlauf einer halben Stunde hatte er ungefähr eine Handvoll losgemacht. Ein Mathematiker hätte berechnen können, daß man mittelſt zweijähriger Arbeit, vorausgeſetzt, man würde nicht auf einen Felſen ſtoßen, ſich einen Gang von zwei Quadratfuß und von zwanzig Fuß Tiefe zu graben im Stande geweſen wäre.

Der Gefangene machte es ſich nun zum Vorwurf, daß er die vielen abgelaufenen, immer länger gewordenen Stunden, die er in der Hoffnung, im Gebete und in der Verzweiflung verloren, nicht zu dieſer Arbeit verwendet hatte.

In den ſechs Jahren, die er ungefähr in dieſem Kerker eingeſchloſſen war .... welche Arbeit hätte er nicht, ſo langſam ſie auch vor ſich ging, vollendet!

Dieſer Gedanke verlieh ihm neuen Eifer.

In drei Tagen gelang es ihm, mit unerhörter Vorſicht alles Cement wegzubringen und den Stein nackt zu legen. Die Wand war von Bruchſteinen gemacht, unter die man, um ihr mehr Feſtigkeit zu geben, von Zeit zu Zeit einen behauenen Stein eingefügt hatte. Es war gerade einer von den behauenen Steinen, woran er gearbeitet hatte, und es handelte ſich nun darum, ihn in ſeinem Lager zu erſchüttern.

Dantes verſuchte es mit ſeinen Nägeln, aber ſeine Nägel waren hiefür ungenügend. Die Scherben von dem Kruge, wenn man ſie in die Zwiſchenräume ein-

ſchob, zerbrachen, ſobald ſich Dantes denſelben als Ge bedienen wollte.

Nach einer Stunde fruchtloſer Verſuche erhob ſ Dantes, Angſtſchweiß auf der Stirne.

Sollte er ſchon am Anfange ſeiner Arbeit gehem werden und mußte er träge und unnütz warten, bis ſ Nachbar, welcher ebenfalls müde werden konnte, Alles than hatte?

Ein Gedanke durchzog ſeinen Geiſt. Er blieb chelnd ſtille ſtehen; ſeine von Schweiß feuchte Sti trocknete ſich ganz allein.

Der Gefangenwärter brachte die Suppe von Dan jeden Tag in einer blechernen Caſſerole. Dieſe Caſſer enthielt ſeine Suppe und die eines zweiten Gefangen denn Dantes hatte bemerkt, daß dieſelbe entweder g voll oder halb leer war, je nachdem der Schließer Vertheilung der Lebensmittel bei ihm oder bei ſein Gefährten anfing.

Dieſe Caſſerole hatte einen eiſernen Stiel. N dieſem Stiele trachtete Dantes, er hätte ihn, wenn m es von ihm gefordert haben würde, mit zehn Jah ſeines Lebens bezahlt.

Der Gefangenwärter goß den Inhalt der Caſſer auf den Teller von Dantes. Nachdem er ſeine Su mit einem hölzernen Löffel gegeſſen hatte, wuſch Dan den Teller, der ihm zu täglichem Gebrauche diente.

Am Abend ſtellte Dantes ſeinen Teller auf halb Wege zwiſchen der Thüre und dem Tiſche auf den Bod Als der Gefangenwärter eintrat, ſetzte er den Fuß den Teller und zerbrach ihn in tauſend Stücke.

Diesmal war nichts gegen Dantes zu ſagen. hatte Unrecht, ſeinen Teller auf dem Boden zu laſſ aber von dem Gefangenwärter war es unvorſichtig weſen, nicht vor ſeine Füße zu ſchauen.

Der Gefangenwärter begnügte ſich zu brummen.

Dann ſchaute er um ſich her, um einen Gegenſt

zu ſuchen, in welchen er die Suppe gießen könnte; das Mobiliar von Dantes beſchränkte ſich auf dieſen einzigen Teller, und es gab keine Wahl.

„Laſſen Sie die Caſſerole hier,“ ſagte Dantes, „Sie können ſie wieder mitnehmen, wenn Sie mir morgen mein Frühſtück bringen.“

Dieſer Rath ſchmeichelte der Trägheit des Gefangenwärters. Er hatte nicht nöthig, hinaufzuſteigen, wieder herabzuſteigen und abermals hinaufzuſteigen.

Er ließ die Caſſerole zurück.

Dantes bebte vor Freude.

Diesmal verſchlang er raſch ſeine Suppe und das Fleiſch, das nach der Gewohnheit der Gefängniſſe in der Suppe lag. Nachdem er eine Stunde gewartet hatte, um ſicher zu ſein, der Gefangenwärter würde nicht andern Sinnes werden, rückte er ſein Bett auf die Seite, nahm ſeine Caſſerole, ſchob den Stiel zwiſchen den bloß gelegten behauenen Stein und die benachbarten Bruchſteine, und fing an ſich deſſelben als eines Hebels zu bedienen.

Eine leichte Bewegung bewies Dantes, daß die Arbeit von Statten ging.

Nach Verlauf einer Stunde war wirklich der Stein aus der Mauer gezogen, in welcher er eine Aushöhlung von mehr als anderthalb Fuß im Durchmeſſer ließ.

Dantes ſammelte ſorgfältig allen Gyps, trug ihn in die Ecken ſeines Gefängniſſes, kratzte die gräuliche Erde mit einem von den Bruchſtücken ſeines Kruges auf und bedeckte den Gyps wieder mit Erde.

Da er dieſe Nacht benützen wollte, in der ihm der Zufall oder vielmehr die geiſtreiche Combination, die er erſonnen, ein ſo koſtbares Werkzeug in die Hände gab, ſo fuhr er mit aller Anſtrengung zu graben fort.

Bei Tagesanbruch ſetzte er den Stein wieder in ſein Loch, ſtieß ſein Bett an die Wand und legte ſich nieder.

Sein Frühſtück beſtand aus einem Stücke Brod.

Der Gefangenwärter trat ein, und legte das Stück auf den Tisch.

„Wie, Sie bringen mir keinen andern Te fragte Dantes.

„Nein," sagte der Schließer, „bei Ihnen wird zerbrochen, Sie haben den Krug zertrümmert, u Schuld, daß ich Ihren Teller in Stücke trat. Wer Gefangenen so viel Schaden anrichten würden, so es die Regierung nicht mehr bezahlen. Man läßt Ihre Casserole, man gießt die Suppe hinein; au Art werden Sie das Geschirr vielleicht nicht meh brechen."

Dantes schlug die Augen zum Himmel auf u tete seine Hände auf dem Bette.

Dieses Stück Eisen, welches ihm nun blieb, e in seinem Herzen einen Aufschwung von Dankbarke ihn in seinem früheren Leben die größten Güter, welc zugeflossen waren, nie veranlaßt hatten Nur war nicht entgangen, daß, seitdem er zu arbeiten begonn andere Gefangene nicht mehr arbeitete.

Gleichviel, das war kein Grund, zurückzuw Kam sein Nachbar nicht zu ihm, so würde er zu Nachbar gehen.

Er arbeitete den ganzen Tag ohne Unterlaß. Abend hatte er mit Hülfe seines neuen Werkzeuge als zehn Händevoll Trümmer von Bruchsteinen, und Cement aus der Mauer gezogen.

Als die Stunde des Besuches kam, richtete er, er konnte, den gebogenen Stiel der Casserole wie und stellte das Gefäß an seinen gewöhnlichen Platz Schließer schüttete die vorgeschriebene Ration Sup Fleisch, oder vielmehr Suppe und Fisch hinein; dieser Tag war ein Fasttag, und man ließ die Gefa dreimal in der Woche fasten. Dies war auch ein die Zeit zu berechnen, wenn Dantes nicht längst di rechnung aufgegeben hätte.

Sobald die Suppe eingegoſſen war, entfernte ſich der chließer.

Diesmal wollte ſich Dantes vergewiſſern, ob ſein achbar wirklich ſeine Arbeit eingeſtellt hätte.

Er horchte.

Alles blieb ſtill, wie während der drei Tage, wo die rbeiten unterbrochen worden waren.

Dantes ſeufzte. Sein Nachbar mißtraute ihm ofnbar.

Er ließ ſich jedoch nicht entmuthigen und ſetzte ſeine rbeit die ganze Nacht fort; doch nach zwei bis drei tunden ſtieß er auf ein Hinderniß.

Das Eiſen faßte nicht mehr, ſondern glitt auf einer berfläche hin.

Dantes berührte das Hemmniß mit ſeinen Händen nd bemerkte, daß es ein Balken war.

Dieſer Balken durchzog oder verſperrte vielmehr inzlich das Loch, welches Dantes angefangen hatte.

Nun mußte man darüber oder darunter graben.

Der unglückliche junge Mann hatte nicht an dieſes indernis gedacht.

„Oh! mein Gott, mein Gott! ich habe Dich doch ſehr gebeten, daß ich hoffte, Du würdeſt mich erhören! ein Gott! nachdem Du mir die Freiheit des Lebens, achdem Du mir die Ruhe des Todes genommen, mein ott! der Du mich zum Daſein zurückgerufen haſt, mein ott! habe Mitleid mit mir und laß mich nicht in Verzeiflung ſterben!“

„Wer ſpricht zugleich von Gott und von Verzweifng!“ ließ ſich eine Stimme vernehmen, welche unter r Erde hervorzukommen ſchien und wie ein Gräberton dem jungen Mann gelangte.

Edmond fühlte, wie ſich die Haare auf ſeinem Haupte äubten; und wich auf den Knieen zurück.

„Ah!“ murmelte er, „ich höre einen Menſchen rechen.“

Seit vier oder fünf Jahren hatte Edmond nur die

Stimme ſeines Kerkermeiſters gehört, und für
fangenen iſt der Kerkermeiſter kein Menſch. Es
lebende Thüre ſeiner eichenen Thüre, ein Ri
Fleiſch ſeinen eiſernen Riegeln beigefügt.

„Im Namen des Himmels!“ rief Dantes, „
Sie geſprochen haben, ſprechen Sie weiter, obgle
Stimme mich erſchreckt hat. Wer ſind Sie?“

„Wer ſind Sie ſelbſt?“ fragte die Stimme.

„Ein unglücklicher Gefangener,“ verſetzte
der, ohne Schwierigkeiten zu machen, antwortete.

„Aus welchem Lande?

„Franzoſe.“

„Ihr Name?“

„Edmond Dantes.“

„Ihr Stand?“

„Seemann.“

„Wie lange ſind Sie hier?“

„Seit dem 28. Februar 1815.“

„Ihr Verbrechen?“

„Ich bin unſchuldig.“

„Weſſen klagt man Sie an?“

„Für die Rückkehr des Kaiſers conſpirirt zu

„Wie! für die Rückkehr des Kaiſers! Der
alſo nicht mehr auf dem Throne?“

„Er hat in Fontainebleau im Jahre 181
und iſt auf die Inſel Elba verbannt worden.
lange ſind Sie denn hier, daß Sie alles D
wiſſen?“

„Seit 1811.“

Dantes bebte; dieſer Mann war vier Jah
im Gefängniß, als er.

„Es iſt gut, graben Sie nicht mehr, verſetzte di
ſchnell ſprechend; „ſagen Sie mir nur, auf wel
ſich die Aushöhlung befindet, die Sie gemacht h

„Dem Boden gleich.“

„Wie iſt ſie verborgen?“

„Hinter meinem Bette.“

„Hat man Ihr Bett von der Stelle gerückt, ſeitdem ie im Gefängniß ſind?“

„Nie.“

„Wohin geht Ihr Zimmer?“

„Nach einem Gange.“

„Und der Gang?“

„Mündet nach dem Hofe aus.“

„Ach!“ murmelte die Stimme.

„Oh! mein Gott, was gibt es denn?“ rief Dantes.

„Ich habe mich getäuſcht, die Unvollkommenheit einer Zeichnungen hat mich betrogen, der Mangel eines ompaſſes hat mich zu Grunde gerichtet; eine Linie des rrthums auf meinem Plane kommt fünfzehn Fuß in der Wirklichkeit gleich, und ich hielt die Mauer, welche Sie urchhöhlen, für die der Citadelle.“

„Aber dann wären Sie an das Meer gekommen?“

„Das wollte ich gerade.“

„Und wenn Sie Ihren Zweck erreicht hätten?“

„So warf ich mich in die See, ich erreichte ſchwimmend eine von den Inſeln, welche das Caſtell If umgeben, die Inſel Daume, die Inſel Tiboulen, oder auch die Küſte, und ich war gerettet.“

„Hätten Sie ſo weit ſchwimmen können?“

„Gott würde mir die Kraft verliehen haben; doch nun iſt Alles verloren.“

„Alles?“

„Ja. Stopfen Sie Ihr Loch wieder vorſichtig zu, arbeiten Sie nicht mehr, bekümmern Sie ſich um nichts mehr, und erwarten Sie Kunde von mir.“

„Sagen Sie mir doch wenigſtens, wer Sie ſind.“

„Ich bin . . . ich bin der Numero 27.“

„Sie mißtrauen mir alſo?“ fragte Dantes.

Edmond glaubte ein bitteres Lachen zu hören, welches das Gewölbe durchdrang und bis zu ihm gelangte.

„Oh! ich bin ein guter Chriſt!“ rief er, denn er fühlte inſtinktartig, daß dieſer Menſch ihn zu verlaſſen gedachte; „ich ſchwöre Ihnen, daß ich mich eher tödten

laſſe, als daß Ihre Henker und die meinigen einen Schatten der Wahrheit zu ſehen bekomm im Namen des Himmels, berauben Sie mich Gegenwart, berauben Sie mich nicht Ihre oder ich ſchwöre Ihnen, denn meine Kräf Ende, ich zerſchmettere mir den Schädel an und Sie haben ſich meinen Tod vorzuwerfen."

„Wie alt ſind Sie? Ihre Stimme ſcheu jungen Mannes zu ſein."

„Ich weiß mein Alter nicht, denn ich hal ſeitdem ich hier bin, nicht gemeſſen. Ich weiß ich neunzehn Jahre alt war, als ich am 28 1815 verhaftet wurde."

„Noch nicht ganz fünf und zwanzig Jah ſem Alter iſt man noch kein Verräther," m Stimme.

„Oh! nein, nein! ich ſchwöre es Ihnen holte Dantes. „Ich habe Ihnen ſchon einmal wiederhole es, ich laſſe mich eher in Stücke als daß ich Sie verrathe."

„Sie haben wohl daran gethan, mit mi chen, Sie haben wohl daran gethan, mich denn ich war im Begriff, einen andern Plan faſſen und mich von Ihnen zu entfernen. Aber beruhigt mich: ich werde wieder zu Ihnen kom ten Sie auf mich."

„Wann?"

„Ich muß unſere Chancen berechnen und nen das Zeichen geben."

„Doch Sie verlaſſen mich nicht? ich mu lein bleiben? Sie kommen zu mir, oder Si mir, zu Ihnen zu gehen? Wir fliehen mit und wenn wir nicht fliehen können, ſo ſpr Sie von Menſchen, die Sie lieben, und ich ſchen, welche ich liebe. Sie müſſen irgend J ben?"

„Ich bin allein auf der Welt."

„Dann lieben Sie mich: ſind Sie jung, ſo werde
Ihr Kamerad; ſind Sie alt, ſo bin ich Ihr Sohn.
habe einen Vater, welcher ſiebenzig Jahre alt ſein
ß, wenn er noch lebt. Ich liebte nur ihn und ein
ges Mädchen Namens Mercedes Mein Vater hat
h nicht vergeſſen, deſſen bin ich ſicher; aber ſie, Gott
ß, ob ſie noch an mich denkt. Ich werde Sie lieben,
ich meinen Vater liebte."

„Es iſt gut," erwiederte der Gefangene, „morgen!"

Dieſe Worte wurden mit einem Tone ausgeſprochen,
Dantes überzeugte. Er verlangte nicht mehr, ſtand
, nahm dieſelben Vorſichtsmaßregeln in Beziehung
die aus der Mauer gezogenen Trümmer, welche er
ommen hatte, und ſtieß ſein Bett wieder an die
nd.

Von dieſem Augenblick an überließ ſich Dantes
ig und gar ſeinem Glücke. Er ſollte ſicherlich nicht
hr allein ſein, er ſollte vielleicht ſogar frei werden.
ı ſchlimmſten Falle hatte er, wenn er Gefangener blieb,
en Gefährten. Getheilte Gefangenſchaft aber iſt nur
: halbe Gefangenſchaft. Die Klagen, die man ge-
inſchaftlich ausſpricht, ſind beinahe Gebete; Gebete,
man zu zwei verrichtet, ſind beinahe Gnadenhand-
gen.

Den ganzen Tag ging Dantes, das Herz vor Freude
)fend, in ſeinem Kerker auf und ab. Von Zeit zu
t erſtickte ihn dieſe Freude beinahe. Er ſetzte ſich auf
ı Bett und preßte ſeine Bruſt mit der Hand. Bei
ı geringſten Geräuſche, das er in der Hausflur ver-
jm, ſprang er nach der Thüre. Ein paar Male ſtieg
ı die Furcht, man könnte ihn von dieſem Manne
anen, den er nicht kannte und dennoch wie einen
:und liebte, zu Gehirn. Dann war er entſchloſſen: in
a Augenblick, wo der Kerkermeiſter ſein Bett weg-
ken und ſich bücken würde, um die Oeffnung zu un-
ſuchen, wollte er ihm mit dem Boden ſeines Kruges
ı Schädel einſchlagen.

Man würde ihn zum Tode verurtheilen, da
er wohl; ſollte er aber nicht vor Zorn und W
lung in dem Augenblick ſterben, wo ihn dieſes
bare Geräuſch dem Leben zurückgegeben hatte?

Am Abend kam der Gefangenwärter. Da
auf ſeinem Bette; es kam ihm vor, als bewachte
da aus die unvollendete Oeffnung beſſer. Ohne
betrachtete er den ungelegenen Beſuch mit einem
baren Auge, denn dieſer ſagte zu ihm:

„Wie, ſollten Sie wieder ein Narr werden?“

Dantes antwortete nicht, er befürchtete, d
regung ſeiner Stimme könnte ihn verrathen.

Der Gefangenwärter entfernte ſich den Kopf ſch

Als die Nacht eingetreten war, glaubte Dant
Nachbar würde die Stille und Dunkelheit benütz
das Geſpräch wieder mit ihm anzuknüpfen.
täuſchte ſich, die Nacht verlief, ohne daß irgend
räuſch ſeiner fieberhaften Erwartung entſprach.
dern Tage aber, nach dem Morgenbeſuche und
er ſein Bett von der Wand entfernt hatte, hörte
Schläge in gleichen Zwiſchenräumen. Er ſtürzte
Kniee.

„Sind Sie es?“ ſprach er; „ich bin hier.“

„Iſt Ihr Kerkermeiſter weggegangen?“ fr
Stimme.

„Ja,“ antwortete Dantes, und er wird
Abend wieder kommen. Wir haben zehn
Freiheit.“

„Ich kann alſo handeln,“ ſprach die Stimme

„Oh! ja, ja, ohne Zögern, auf der St
bitte Sie!“

Sogleich ſchien der Theil der Erde, auf
Dantes, halb in der Oeffnung verborgen, ſein
ſtützte, unter ihm zu weichen. Er warf ſich
während eine Maſſe von Erde und abgelöſten
in ein Loch ſtürzte, das ſich unter der von
werkſtelligten Oeffnung ausgehöhlt hatte. Da

er im Hintergrunde dieſes düſtern Loches, deſſen Tiefe er nicht ermeſſen konnte, einen Kopf, Schultern, und endlich einen ganzen Menſchen erſcheinen, welcher mit ziemlich viel Behendigkeit aus der Höhlung hervorkam.

Sechzehntes Kapitel.

Ein gelehrter Italiener.

Dantes ſchloß dieſen neuen, ſo lange und ſo ungeduldig erwarteten Freund in ſeine Arme, und zog ihn nach ſeinem Fenſter, damit ihn das wenige Licht, welches in ſeinen Kerker drang, völlig beleuchtete.

Es war ein Mann von mittlerem Wuchſe, mit Haaren, mehr durch Leiden, als durch das Alter gebleicht, mit einem unter dichten, grau werdenden Brauen verborgenen, durchdringenden Auge und einem noch ſchwarzen Barte, welcher auf ſeine Bruſt herabfiel. Die Magerkeit ſeines durch tiefe Runzeln ausgehöhlten Geſichtes, die kühne Linie ſeiner charakteriſtiſchen Züge verkündigten einen Mann, der mehr gewohnt war, ſeine moraliſchen Fähigkeiten, als ſeine körperlichen Kräfte zu üben. Die Stirne des Unbekannten war mit Schweiß bedeckt.

Was ſeine Kleidung betrifft, ſo ließ ſich ihre urſprüngliche Form nicht unterſcheiden, denn ſie zerfiel in Lumpen.

Er ſchien wenigſtens fünf und ſechzig Jahre alt zu ſein, obgleich eine gewiſſe Stärke in ſeinen Bewegungen andeutete, er zähle vielleicht weniger Jahre als ſeine lange Gefangenſchaft ſeinem Aeußeren verliehen hatte.

Er nahm mit einem gewiſſen Vergnügen die enthu
ſiaſtiſchen Betheurungen des jungen Mannes auf. Sein
vereinſte Seele ſchien einen Augenblick bei der Berührun
mit dieſer glühenden Seele ſich zu erwärmen und z
ſchmelzen. Er dankte ihm für ſeine Herzlichkeit mit einem
gewiſſen Feuer, obgleich ſeine Enttäuſchung groß geweſe
war, als er einen zweiten Kerker da fand, wo er d
Freiheit zu finden gehofft hatte.

„Wir wollen zuerſt ſehen," ſprach er, „ob wir ei
Mittel haben, vor den Augen Ihrer Gefangenwärter d
Spuren meines Durchbruches verſchwinden zu machen
Unſere ganze zukünftige Ruhe hängt davon ab, daß nich
bekannt wird, was vorgefallen iſt."

Dann bückte er ſich nach der Oeffnung, nahm de
Stein, hob ihn trotz ſeines Gewichtes leicht auf un
ſchob ihn in das Loch.

„Dieſer Stein wurde auf eine ſehr nachläſſige Wei
ausgebrochen," ſprach er den Kopf ſchüttelnd; „Sie habe
alſo keine Werkzeuge?"

„Und Sie," fragte Edmond erſtaunt, „haben Sie?

„Ich habe mir einige gemacht: außer einer Fei
beſitze ich Alles, was man braucht, Meißel, Beißzang
Hebel."

„Oh, ich wäre ſehr neugierig, dieſe Erzeugni
Ihrer Geduld und Ihrer Geſchicklichkeit zu ſehen," ſpra
Dantes.

„Sehen Sie, hier iſt vor Allem ein Meißel."

Und er zeigte ihm eine ſtarke, ſcharfe Klinge, m
einem Hefte aus einem Stücke Buchenholz beſtehend.

„Aus was haben Sie dies gemacht?"

„Aus einem von den Fiſchbändern meines Bette
Mit dieſem Werkzeug habe ich mir den ganzen W
ausgehöhlt, der mich bis hierher führte, ungefähr fünf
Fuß."

„Fünfzig Fuß!" rief Dantes mit einer Art v
Schrecken.

„Sprechen Sie leiſer, junger Mann, ſprechen S

eifer; es geſchieht oft, daß man an den Thüren der Gefangenen horcht."

„Man weiß, daß ich allein bin."

„Gleichviel!"

„Und Sie ſagen, Sie haben fünfzig Fuß durchhöhlt, um hieher zu gelangen?"

„Ja, dies iſt ungefähr die Entfernung, welche mein Zimmer von dem Ihrigen trennt; nur habe ich in Ermangelung von geometriſchen Inſtrumenten meine krumme Linie ſchlecht berechnet; ſtatt vierzig Fuß Ellipſe fanden ich fünfzig. Ich hoffte, wie ich Ihnen geſagt habe, bis zur äußeren Mauer zu gelangen, dieſe Mauer zu durchhöhlen und mich in das Meer zu werfen. Ich habe längs der Flur hin, an welche Ihr Zimmer ſtößt, gearbeitet, hatt unter derſelben durchzudringen. Meine ganze Arbeit iſt verloren, denn dieſe Flur geht auf einen Hof, welcher voll von Wachen iſt."

„Das iſt wahr," ſprach Dantes, „aber die Flur läuft nur an einer Seite meines Zimmers hin, und mein Zimmer hat vier."

„Ja, richtig, aber hier iſt vor Allem eine, deren Mauer der Felſen bildet. Es bedürfte einer zehnjährigen Arbeit von zehn mit allen ihren Werkzeugen verſehenen Arbeitern, um den Felſen zu durchdringen. Die andere muß ſich an den Grund der Wohnung des Gouverneurs lehnen; wir würden in den Keller fallen, welcher offenbar mit dem Schlüſſel verſchloſſen wird, und man würde uns wieder gefangen nehmen. Die dritte Seite, warten Sie, wohin geht die dritte Seite?"

Dieſe Seite war diejenige, in der man das Luftloch angebracht hatte, durch welches das Tageslicht eindrang. Dieſes Luftloch, das ſich immer mehr verengte, bis zu der Stelle, wo es dem Tageslichte Einlaß gewährte, und wo ein Kind nicht hätte durchkommen können, war überdies mit drei Reihen von eiſernen Stangen verſehen, welche auch den argwöhniſch-

ſten Kerkermeiſter über die Furcht einer Entweich
ruhigen konnten.

Der Unbekannte aber zog, während er dieſ
machte, den Tiſch unter das Fenſter und ſagte zu

„Steigen Sie auf dieſen Tiſch.“

Dantes gehorchte, ſtieg auf den Tiſch, lehnte,
ſicht ſeines Gefährten errathend, ſeinen Rücken
Mauer und bot ihm ſeine zwei Hände,

Derjenige, welcher ſich den Namen ſeines
gegeben hatte und Dantes noch nicht unter ſeinem
Namen bekannt war, ſtieg nun behender, als ſel
vorherſehen ließ, und mit der Gewandheit der Ka
der Eidechſe zuerſt auf den Tiſch, dann auf die
von Dantes und von ſeinen Händen auf ſeine Sc
Halb gebückt, denn das Gewölbe des Kerkers hinde
ſich aufzurichten, ſtreckte er den Kopf hienach
die erſte Reihe der Stangen, und er konnte von da
ſchauen.

Einen Augenblick nachher zog er raſch d
zurück.

„Oh! oh!“ ſagte er, „ich hatte es vermuthe

Und er ließ ſich an dem Körper von Dantes
Tiſch herabgleiten und ſprang von da auf die Er

„Was hatten Sie vermuthet?“ fragte der
Mann ängſtlich, und ſprang ebenfalls herab.

Der alte Gefangene überlegte.

„Ja,“ ſagte er, „ſo iſt es. Die vierte Seit
Kerkers geht auf die äußere Gallerie, auf eine
Rundengang, über welchen die Patrouillen komm
wo vier Schildwachen ſtehen.“

„Sind Sie deſſen gewiß?“

„Ich habe den Tſchako des Soldaten und da
ſeiner Flinte geſehen, und zog mich nur aus Fur
könnte mich wahrnehmen, ſo ſchnell zurück.“

„Nun?“ ſagte Dantes.

„Sie ſehen, daß es unmöglich iſt, durch Ihr
ker zu entfliehen.“

„Hernach?“ fuhr der junge Mann in ſeinem fragenden Tone fort.

„Hernach,“ ſprach der alte Gefangene; „es geſchehe der Wille Gottes!“

Und ein Ausdruck tiefer Reſignation verbreitete ſich über die Geſichtszüge des Greiſes.

Dantes ſchaute dieſen Mann, welcher mit ſo viel Philoſophie auf eine ſeit langer Zeit genährte Hoffnung Verzicht leiſtete, mit einem mit Bewunderung gemiſchten Erſtaunen an.

„Wollen Sie mir nun ſagen, wer Sie ſind?“ fragte Dantes.

„Oh! mein Gott, ja, wenn es Sie noch intereſſiren kann, jetzt, da ich zu nichts mehr für Sie gut bin.“

„Sie können mir dazu gut ſein, daß Sie mich tröſten und aufrecht erhalten, denn Sie ſcheinen mir ein Starker unter den Starken zu ſein.“

Der Abbé lächelte traurig und ſprach:

„Ich bin der Abbé Faria, Gefangener ſeit 1811, wie Sie wiſſen, im Caſtell If, war jedoch drei Jahre lang in der Feſtung Feneſtrelle eingeſperrt. Im Jahre 1808 brachte man mich von Piemont nach Frankreich. Damals erfuhr ich, daß das Schickſal, welches ihm zu jener Zeit unterthan zu ſein ſchien, Napoleon einen Sohn gegeben hatte, und daß dieſer Sohn in der Wiege zum König von Rom ernannt worden war. Ich war weit entfernt, zu vermuthen, was Sie mir vorhin ſagten, nämlich, daß vier Jahre ſpäter der Koloß eingeſtürzt wäre. Wer regiert denn in Frankreich? Napoleon II.?“

„Nein, Ludwig XVIII.“

„Ludwig XVIII., der Bruder Ludwig XVI.! Die Beſchlüſſe des Himmels ſind ſeltſam und geheimnißvoll. Was war die Abſicht der Vorſehung, als ſie den Mann erniedrigte, den ſie erhoben hatte, und denjenigen erhob, den ſie erniedrigt hatte?“

Dantes folgte mit den Augen dieſem Manne, wel-

cher einen Moment sein eigenes Schicksal vergaß, um sich mit dem Geschicke der Welt zu beschäftigen,

„Ja," fuhr er fort, „es ist wie in England: nach Karl I. Cromwell, nach Cromwell Karl II. und vielleicht nach Jacob II. irgend ein Schwiegersohn, ein Verwandter, ein Prinz von Oranien, ein Stathouder, der sich zum König machen wird und dann neue Einräumungen für das Volk, dann eine Constitution, dann die Freiheit! Sie werden dies sehen, junger Mann," sprach er, wandte sich gegen Dantes und schaute ihn mit glänzenden, tiefen Augen an, wie sie die Propheten haben mußten. „Sie sind noch in einem Alter, um zu sehen, und werden es sehen."

„Ja, wenn ich von hier wegkomme."

„Ah! das ist richtig," sprach der Abbé Faria, „wir sind Gefangene; es gibt Momente, wo ich es vergesse, und wo ich mich in Freiheit glaube, weil meine Augen die Wände durchdringen, die mich umschließen."

„Aber warum sind Sie eingesperrt?"

„Ich? weil ich im Jahre 1807 von dem Plane träumte, den Napoleon im Jahre 1811 verwirklichen wollte, weil ich, wie Machiavell mitten unter diesen Fürstlein, welche aus Italien ein Nest tyrannischer, schwacher Königreiche machten, ein einziges und großes, compactes und festes Reich wollte, weil ich meinen Cesare Borgia in einem einfältigen gekrönten Haupte zu finden glaubte, das sich den Anschein gab, als verstünde es mich, um mich besser errathen zu können. Es war der Plan von Alexander VI. und von Clemens VII; er wird ewig scheitern, da sie diese Sache vergeblich unternommen haben und Napoleon dieselbe nicht zum Ende führen konnte; Italien ist offenbar verflucht."

Und der Greis neigte sein Haupt.

Dantes begriff nicht, wie ein Mensch sein Leben für solche Interessen wagen konnte. War ihm Napoleon bekannt, weil er ihn gesehen und mit ihm gesprochen

hatte, ſo wußte er dagegen allerdings nichts von Clemens VII. und Alexander VI.

„Sind Sie nicht," ſprach Dantes, der die Meinung ſeines Gefangenwärters, welche die allgemeine im Caſtell If war, zu theilen anfing, „ſind Sie nicht der Prieſter, den man für . . . krank hält?"

„Den man für verrückt hält, wollen Sie ſagen, nicht wahr?"

„Ich wagte es nicht," verſetzte Dantes lächelnd.

„Ja, ja," fuhr Faria mit einem bittern Lachen fort, „ja, ich gelte für einen Narren. Ich beluſtige ſeit geraumer Zeit die Gäſte dieſes Gefängniſſes, und würde die kleinen Kinder beluſtigen, wenn es Kinder an dieſem Wohnorte des troſtloſen Schmerzes gäbe."

Dantes blieb einen Augenblick unbeweglich und ſtumm vor Erſtaunen.

„Sie leiſten alſo Verzicht auf die Flucht?" fragte er.

„Ich ſehe, daß die Flucht unmöglich iſt. Das verſuchen, was nach Gottes Willen nicht geſchehen ſoll, hieße Gott verſuchen."

„Warum laſſen Sie ſich entmuthigen? Mit dem erſten Schlage ſiegen zu wollen, wäre zu viel von der Vorſehung verlangt. Können Sie nicht in einer andern Richtung wieder anfangen, was Sie in dieſer gethan haben?"

„Wiſſen Sie, was ich gethan habe, daß Sie von Wiederanfangen ſprechen? Wiſſen Sie, daß ich vier Jahre brauchte, um die Werkzeuge zu verfertigen, welche ich beſitze? Wiſſen Sie, daß ich ſeit zwei Jahren eine Erde auskratze und aushöhle, die ſo hart iſt wie Granit? Wiſſen Sie, daß ich Steine löſen mußte, welche ich früher nicht bewegen zu können glaubte, daß ganze Tage in dieſer Titanenarbeit vergingen, und daß ich zuweilen am Abend glücklich war, wenn ich einen Quadratzoll von dieſem alten Cement weggebrochen hatte, das ſo hart geworden war, wie der Stein ſelbſt? Wiſſen Sie, daß ich um alle dieſe Erde und alle dieſe

Steine unterzubringen, das Gewölbe einer Treppe durch
brechen mußte, unter welchem nach und nach alle die
Trümmer begraben wurden, ſo daß der früher lee
Raum gänzlich voll iſt, und daß ich nicht wüßte, wohi
ich nur noch eine Handvoll Staub legen ſollte? Wiſſ
Sie endlich, daß ich das Ziel aller meiner Arbeiten
berühren glaubte, daß ich gerade nur die Kraft in m
fühlte, dieſer Aufgabe zu entſprechen, und daß Go
dieſes Ziel nicht nur zurückrückt, ſondern es, ich we
nicht wohin verſetzte? Ah! ich wiederhole Ihnen, i
werde fortan nichts mehr verſuchen, um meine Freihe
zu erringen, da ſie nach dem Willen Gottes auf imm
verloren ſein ſoll."

Edmond ſenkte den Kopf, um nicht dieſem Man
zu geſtehen, daß die Freude, einen Gefährten zu habe
ihn verhinderte, Mitleid mit dem Schmerze zu fühle
den der Gefangene darüber empfand, daß er ſich nic
hatte flüchten können.

Der Abbé Faria ließ ſich auf das Bett von Edmon
nieder, Edmond aber blieb ſtehen.

Der junge Mann hatte nie an die Flucht gedach
Es gibt Dinge, welche ſo unmöglich erſcheinen, daß ma
nicht einmal den Gedanken hat, ſie zu verſuchen, un
daß man ſie inſtinktartig vermeidet. Fünfzig Fuß unt
der Erde graben, dieſer Operation eine Arbeit von dr
Jahren widmen, um, wenn ſie gelingt, an einen ſenkrec
nach dem Meere laufenden Abſturz zu gelangen: ſich fün
zig, ſechzig, hundert Fuß vielleicht hinabwerfen, um ſi
beim Fallen den Schädel auf irgend einem Felſen
zerſchmettern, wenn man nicht bereits von der Kugel d
Schildwache getödtet worden iſt; entgeht man allen dieſe
Gefahren, ſchwimmend eine Meile zurücklegen müſſe
das war zu viel, um nicht darauf Verzicht zu leiſte
und wir haben geſehen, daß Dantes ſeine Reſignatio
beinahe bis zum Tode trieb.

Jetzt aber, da der junge Mann einen Greis e
blickte, der ſich ſo mächtig an das Leben anklammer

nd ihm ein Beiſpiel verzweiflungsvoller Entſchlüſſe gab,
ng er an nachzudenken und ſeinen Muth zu meſſen.
in Anderer hatte verſucht, was zu thun ihm nicht ein-
al in den Sinn kam; ein Anderer, minder jung, min-
er ſtark, minder gewandt als er, hatte ſich durch Ge-
hicklichkeit und Geduld alle die Werkzeuge verſchafft,
eren er für ſeine ungl'aubliche Arbeit bedurfte, die nur
ine ſchlecht getroffene Maßregel ſcheitern machen konnte;
in Anderer hatte alles dies gethan, es war alſo Dantes
ichts unmöglich: Faria hatte fünfzig Fuß durchgraben,
r würde hundert durchgraben; Faria hatte in einem
lter von fünfzig Jahren drei Jahre zu ſeinem Werke
erwendet, er war nur halb ſo alt als Faria und würde
:chs dazu verwenden. Faria, ein Abbé, ein Gelehrter,
in Mann der Kirche, hatte ſich nicht vor dem Wagniß
efürchtet, ſchwimmend vom Caſtell If die Inſel Daume,
latonneau oder Lemaire zu erreichen; er, Edmond, der
Seemann, der kühne Taucher, der ſo oft einen Korallen-
weig auf dem Grunde des Meeres geſucht, ſollte zögern,
ine Meile ſchwimmend zurückzulegen? Wie viel bedurfte
an, um eine Meile weit zu ſchwimmen? eine Stunde.
Bar er nicht oft ganze Stunden im Meer geblieben,
hne am Ufer Fuß zu faſſen! Nein, nein, Dantes be-
urfte nur der Ermuthigung durch ein Beiſpiel. Alles,
as ein Anderer gethan hat, oder hätte thun können,
ird auch Dantes thun. . . .

Der junge Mann überlegte einen Augenblick.

„Ich habe gefunden, was Sie ſuchten," ſagte er zu
em Greiſe.

Faria bebte.

„Sie?" ſprach er, indem er den Kopf mit einer
Miene emporrichtete, welche andeutete, daß, wenn Dantes
ie Wahrheit ſprach, die Entmuthigung ſeines Gefahrten
icht von langer Dauer ſein ſollte; „laſſen Sie hören,
as haben Sie gefunden?"

„Die Flur, welche Sie durchgraben haben, um von

Ihnen aus hieher zu kommen, läuft in derſelben Richtung, wie die äußere Gallerie, nicht wahr?"

„Ja."

„Sie kann nur etwa fünfzehn Schritte davon entfernt ſein?"

„Höchſtens."

Nun, wir graben gegen die Mitte der Flur einen Weg, welcher gleichſam den Zweig eines Kreuzes bildet; diesmal nehmen Sie Ihre Maßregeln beſſer. Wir münden nach der äußern Gallerie aus. Wir tödten die Wache und entfliehen. Damit dieſer Plan gelinge, bedarf es nur des Muthes, und Muth haben Sie; es bedarf nur der Stärke, und daran fehlt es mir nicht. Ich ſpreche nicht von der Geduld, Sie haben Proben davon abgelegt, und ich werde die meinigen auch ablegen."

„Einen Augenblick," antwortete der Abbé, „Sie wußten nicht, mein lieber Gefährte, von welcher Art mein Muth iſt, und wie ich meine Kraft anzuwenden gedenke. Was die Geduld betrifft, ſo glaube ich allerdings geduldig genug geweſen zu ſein, indem ich jeden Morgen die Aufgabe der Nacht, und jede Nacht die Aufgabe des Tages wieder anfing. Aber hören Sie wohl, junger Mann, es kam mir vor, als diente ich Gott, indem ich eines von ſeinen Geſchöpfen befreite, das, inſofern es unſchuldig war, nicht hatte verdammt werden können."

„Nun?" fragte Dantes, „ſteht die Sache nicht auf demſelben Punkte, und haben Sie ſich als ſchuldig erkannt, ſeitdem Sie mich trafen?"

„Nein, aber ich will es nicht werden. Bis jetzt glaubte ich es nur mit den Dingen zu thun zu haben; bei dem, was Sie mir vorſchlagen, hätte ich es mit den Menſchen zu thun. Ich habe eine Mauer durchbohrt und eine Treppe zerſtört; aber ich werde nicht eine Bruſt durchbohren und ein Daſein zerſtören."

Dantes machte eine leichte Bewegung des Erſtaunens.

„Wie," ſagte er, „da Sie frei werden können, laſſen Sie ſich durch eine ſolche Bedenklichkeit zurückhalten?"

„Warum haben Sie nicht ſelbſt eines Abends Ihren Kerkermeiſter mit dem Fuße Ihres Tiſches todtgeſchlagen und dann ſeine Kleider angezogen, und ſind damit entflohen?" entgegnete Faria.

„Weil mir dieſer Gedanken nicht gekommen iſt," ſprach Dantes.

„Weil Sie einen ſo ſtarken inſtinktmäßigen Abſcheu vor einem ſolchen Verbrechen hatten, weil Sie einen ſolchen Abſcheu hatten, daß Sie nicht einmal daran dachten," verſetzte der Greis; „denn bei einfachen und erlaubten Dingen belehrt uns unſer natürliches Gelüſte, daß wir nicht von der Linie unſeres Rechtes abgehen. Der Tiger, der Blut in einem Naturtriebe vergießt, deſſen Beſtimmung dies gleichſam iſt, bedarf nur eines Umſtandes: ſein Geruchsſinn muß ihn belehren, daß er Beute in ſeinem Bereiche finden kann; ſogleich ſpringt er nach dieſer Beute, fällt über ſie her und zerfleiſcht ſie. Es iſt ſein Inſtinkt und er gehorcht demſelben Der Menſch hat im Gegentheil einen Widerwillen gegen das Blut. Es ſind nicht die geſellſchaftlichen Geſetze, welche dem Morde widerſtreben, es ſind die natürlichen Geſetze."

Dantes blieb ganz verblüfft, es war dies wirklich die Erklärung deſſen, was, ohne daß er das Bewußtſein davon hatte, in ſeinem Geiſte oder vielmehr in ſeinem Gemüthe vorgegangen war, denn es gibt Gedanken, welche vom Kopfe kommen und andere, welche vom Herzen kommen.

„Und dann," fuhr Faria fort, „ſeit den zwölf Jahren, welche ich im Gefängniſſe bin, habe ich in meinem Innern alle berühmten Entweichungen durchgangen; gewaltſame Entweichungen ſah ich aber nur ſelten gelingen. Die glücklichen Entweichungen, die mit einem gänzlichen Erfolge gekrönten Entweichungen ſind die ſorgfältig überdachten und langſam vorbereiteten. So entkam der Herzog von Beaufort aus dem Schloſſe Vincennes, der

Abbé Dubuquoi aus dem Fort l'Eveque und Latude a
der Baſtille. Es gibt noch andere, welche der Zuf
bieten kann, und dieſe ſind die beſten. Glauben Sie m
wir wollen auf eine Gelegenheit warten, und wenn ſ
eine ſolche Gelegenheit bietet, ſie benützen."

„Sie konnten warten," ſprach Dantes ſeufzend, „di
lange Arbeit gab Ihnen jeden Augenblick Beſchäftigu
und hatten Sie nicht Ihre Arbeit, um ſich zu zerſtreu
ſo hatten Sie Ihre Hoffnung zum Troſte."

„Ich beſchäftigte mich nicht allein mit dieſem," e
gegnete der Abbé.

„Was thaten Sie ſonſt?"

„Ich ſchrieb oder ſtudirte."

„Man gab Ihnen alſo Papier, Feder und Tinte.

„Nein," ſagte der Abbé, „aber ich mache mir."

„Sie machen ſich Papier, Federn und Tinte!" r
Dantes.

„Ja!"

Dantes ſchaute dieſen Mann mit Bewunderung a
nur hatte er Mühe, an das zu glauben, was er ihm ſag
Faria bemerkte ſeinen leichten Zweifel.

„Wenn Sie zu mir kommen," ſprach er, „werde
Ihnen ein vollſtändiges Werk zeigen, das Reſultat v
Gedanken, von Nachforſchungen, und Betrachtungen mei
ganzen Lebens, die ich im Schatten des Coliſſeum in Ro
am Fluße der Sanct-Marcus-Säule in Venedig, an
Ufern des Arno in Florenz angeſtellt habe, ohne daß
vermuthete, meine Kerkermeiſter würden mir einſt
Muße laſſen, meine Gedanken zwiſchen den vier Wan
des Caſtells If auszuführen. Es iſt eine Abhandlu
über die Möglichkeit einer allgemeinen M
narchie in Italien, und wird einen Band in Qu
geben."

„Und Sie haben dies bereits geſchrieben?"

„Auf zwei Hemden. Ich habe eine Vorbereit
erfunden, welche das Weißzeug glatt und eben macht
Pergament."

„Sie ſind alſo Chemiker?“

„Ein wenig. Ich habe Lavoiſier kennen gelernt und ſtand mit Cabanis in Verbindung.“

„Doch zu einem ſolchen Werke mußten Sie geſchichtliche Forſchungen machen. Sie beſaßen alſo Bücher?“

„In Rom hatte ich in meiner Bibliothek ungefähr fünftauſend Bände. Dadurch, daß ich dieſelben las und wieder las, entdeckte ich, daß man mit hundert und fünfzig gut ausgewählten Werken, wenn nicht den Geſammtinhalt aller menſchlichen Kenntniſſe, doch wenigſtens das beſitzt, was einem Menſchen zu wiſſen frommt. Ich habe drei Jahre dazu verwendet, um dieſe hundert und fünfzig Bände zu leſen und wieder zu leſen, und wußte ſie ſo beinahe auswendig, als man mich verhaftete. In meinem Gefängniß erinnerte ich mich derſelben mit einer leichten Anſtrengung des Gedächtniſſes. Ich könnte Ihnen Thucydides, Xenophon, Livius, Tacitus, Strabo, Jornandes, Dante, Montaigne, Shakespeare, Spinoza, Machiavell und Boſſuet auswendig herſagen. Ich nenne Ihnen hier nur die wichtigſten.“

„Sie verſtehen alſo mehrere Sprachen?“

„Ich ſpreche fünf lebende Sprachen: Deutſch, Franzöſiſch, Italieniſch, Engliſch und Spaniſch. Mit Hülfe des Altgriechiſchen verſtehe ich das Neugriechiſche; ich ſpreche es nur ſchlecht, ſtudire es aber in dieſem Augenblick.“

„Sie ſtudiren es?“ fragte Dantes.

„Ja, ich habe mir ein Vocabularium aus den Wörtern gemacht, die ich weiß, ich habe ſie geordnet, zuſammengeſetzt, gedreht und wieder umgedreht, ſo daß ſie mir genügen, um meine Gedanken auszudrücken. Ich weiß ungefähr tauſend Wörter; mehr brauche ich im Ganzen nicht, obgleich es, wie ich glaube, hunderttauſend in den Wörterbüchern gibt. Nur werde ich nicht beredt ſein; aber ich werde mich völlig verſtändlich zu machen wiſſen, und das iſt hinreichend.“

Immer mehr erſtaunt, fing Edmond an, die Fähigkeiten dieſes ſeltſamen Mannes beinahe für übernatürlich zu halten. Er wollte in irgend einem Punkte einen Mangel bei ihm finden, und fuhr fort:

„Aber wenn man Ihnen keine Federn gegeben hat, womit konnten Sie eine ſo umfangreiche Abhandlung ſchreiben?“

„Ich habe mir vortreffliche gemacht, man zöge ſie den gewöhnlichen Federn vor, wenn man den Stoff kennen würde. Sie beſtehen aus den Knorpeln der Köpfe der ungeheuren Merlane, die man uns an Faſttagen zu eſſen gibt. So ſehe ich immer mit Vergnügen den Mittwochen, den Freitagen und den Samſtagen entgegen, weil ſie mir die Hoffnung geben, meinen Federnvorrath zu vermehren, denn meine geſchichtlichen Arbeiten, ich muß es geſtehen, ſind meine ſüßeſte Beſchäftigung. Wenn ich in die Vergangenheit hinabſteige, vergeſſe ich die Gegenwart; ſchreite ich frei und unabhängig in der Geſchichte umher, ſo erinnere ich mich nicht mehr, daß ich ein Gefangener bin.“

„Aber die Tinte?“ ſprach Edmond, „womit haben Sie ſich Tinte gemacht?“

„Früher war ein Kamin in meinem Gefängniſſe,“ ſagte Faria, „dieſer Kamin wurde ohne Zweifel einige Zeit vor meiner Ankunft verſtopft, aber man hatte wohl viele Jahre lang Feuer darin gemacht, und ſo iſt das ganze Innere mit Ruß bedeckt. Ich löſe dieſen Ruß mit einer Portion Wein auf, den man mir jeden Sonntag gibt, und das liefert mir vortreffliche Tinte. Für beſondere Noten, welche die Augen auf ſich ziehen ſollen, ſteche ich mir die Finger auf und ſchreibe mit meinem Blut.“

„Und wann kann ich alles Dies ſehen?“ fragte Dantes.

„Wann Sie wollen,“ antwortete Faria.

„Oh, ſogleich!“ rief der junge Mann.

„Folgen Sie mir alſo,“ ſagte der Abbé und kehrte

. den unterirdiſchen Gang zurück, wo er verſchwand.)antes folgte ihm.

Siebenzehntes Kapitel.

Das Zimmer des Abbé.

Nachdem Dantes, ſich bückend, aber doch mit ziem- her Leichtigkeit, den unterirdiſchen Gang durchſchritten ıtte, gelangte er an das entgegengeſetzte Ende der Aus-)hlung, welche in das Zimmer des Abbé führte. Hier rengte ſich der Gang, und bot kaum Raum genug, daß ein lann kriechend hineinſchlüpfen konnte. Das Zimmer s Abbé war mit Platten belegt. Eine in dem dunkelſten Winkel liegende Platte aufhebend, hatte der Abbé die ühſame Arbeit begonnen, an deren Ende er mit Dantes ſammengetroffen war.

Sobald der junge Mann innen war und ſich wieder ıfgerichtet hatte, betrachtete er das geheimnißvolle Zim- er mit der größten Aufmerkſamkeit. Bei dem erſten licke bot ſich ihm nichts Beſonderes dar.

„Gut,“ ſprach der Abbé, „es iſt erſt ein Viertel auf n Uhr, und wir haben noch ein paar Stunden vor uns.“

Dantes ſchaute umher und ſuchte, auf welcher Uhr r Abbé die Stunde hatte ſo genau leſen können.

„Schauen Sie dieſen Strahl des Tages an, der ırch mein Fenſter dringt, und ſehen Sie an der Wand e Linien, die ich gezogen habe. Mittelſt dieſer Linien, elche mit der doppelten Bewegung der Erde und der llipſe, die ſie um die Sonne beſchreibt, combinirt

ſind, weiß ich die Stunde genauer, als wenn ich eine Uhr hätte, denn die Uhr geräth in Unordnung, während die Sonne um die Erde nie in Unordnung gerathen."

Dantes verſtand nichts von dieſer Erklärung. Wenn er die Sonne hinter den Bergen aufgehen und im mittelländiſchen Meere untergehen ſah, glaubte er immer, ſie gehe, und nicht die Erde; die doppelte Bewegung des Erdballs, den er bewohnte, ſchien ihm beinahe unmöglich. In jedem Worte des Abbé ſah er wiſſenſchaftliche Geheimniſſe, welche ſo wunderbar bei ihrem Ergründen waren, als die Gold- und Diamantbergwerke, die er auf einer Reiſe, welche er als Kind nach Huzarate und nach Golconda gemacht, beſucht hatte.

„Ich bitte," ſprach er zum Abbé, „es drängt mich, Ihre Schätze zu betrachten."

Der Abbé ging nach dem Kamine, und hob mit dem Meißel, den er beſtändig in der Hand hielt, den Stein aus, welcher einſt den Herd bildete und nun eine ziemlich tiefe Aushöhlung verbarg, in der alle Gegenſtände eingeſchloſſen waren, von denen er geſprochen hatte.

„Was wollen Sie zuerſt ſehen?" fragte er.

„Zeigen Sie mir Ihr großes Werk über das Königreich Italien."

Faria zog aus dem koſtbaren Schranke drei bis vier wie Papyrusblätter um einander gewundene Leinwandrollen hervor. Es waren ungefähr vier Zoll breite und achtzehn Zoll lange Bänder. Die numerirten Bänder waren mit einer Schrift bedeckt, welche Dantes zu leſen vermochte, denn ſie war in der Mutterſprache des Abbé geſchrieben, das heißt in der italieniſchen, einem Idiome, welches Dantes als Provençal vollkommen verſtand.

„Sehen Sie," ſagte er, „Alles iſt hier. Vor ungefähr acht Tagen habe ich das Wort Ende unten an das hundert und acht und ſechszigſte Band geſchrieben. Zwei von meinen Hemden und was ich an Taſchen-

tüchern beſaß, wurde dazu verwendet, und werde ich je wieder frei, und es findet ſich in ganz Italien ein Drucker der mein Werk zu veröffentlichen wagt, ſo iſt mein Ruf gemacht."

„Ja," antwortete Dantes, „ich ſehe es wohl. Und nun bitte ich Sie, zeigen Sie mir die Federn, mit welchen Sie dieſes Werk geſchrieben haben."

„Hier," ſprach Faria.

Und er zeigte dem jungen Manne ein kleines, ſechs Zoll langes Stäbchen, etwa ſo dick wie der Stiel eines Haarpinſels; am Ende deſſelben und um daſſelbe war mittelſt eines Fadens, noch mit Tinte befleckt, einer von den Knorpeln angebunden, von denen der Abbé geſprochen hatte. Es war ſchnabelförmig zugeſchnitten und wie eine gewöhnliche Feder geſchlitzt.

Dantes ſchaute ihn an und ſuchte mit den Augen nach dem Inſtrument, mit welchem der Abbé auf eine ſo pünktliche Weiſe den Knorpel geſchnitten haben könnte.

„Ah, ja, das Federmeſſer, nicht wahr? Das iſt mein Meiſterwerk. Ich habe es, ſo wie das Meſſer, welches Sie hier ſehen, aus einem alten eiſernen Leuchter gemacht."

Das Federmeſſer ſchnitt wie ein Raſirmeſſer; das Meſſer hatte den Vortheil, daß es zugleich als Meſſer und Dolch dienen konnte.

Dantes unterſuchte dieſe Gegenſtände mit derſelben Aufmerkſamkeit, mit der er in den Raritätenhandlungen in Marſeille die von Wilden verfertigten und von Schiffskapitänen aus der Südſee zurückgebrachten Werkzeuge unterſucht hatte.

„Was die Tinte betrifft," ſprach Faria, „ſo wiſſen Sie, wie ich dabei zu Werke gehe: ich mache ſie nach meinem Bedürfniß."

„Nun ſtaune ich nur über Eines," ſagte Dantes, „darüber, daß die Tage Ihnen für dieſe Arbeit genügten."

„Ich hatte die Nächte," antwortete Faria.

„Die Nächte! beſitzen Sie die Natur der Katzen und ſehen Sie bei der Nacht?“

„Nein, aber Gott hat dem Menſchen den Verſtand gegeben, um die Armuth ſeiner Sinne zu unterſtützen. Ich habe mir Licht verſchafft.“

„Wie dies?“

„Von dem Fleiſche, das man mir bringt, trenne ich das Fett, ich laſſe es ſchmelzen und ziehe eine Art von compactem Oel daraus? Sehen Sie hier meine Kerze.“

Und der Abbé zeigte Dantes eine Art von Lämpchen, denjenigen ähnlich, deren man ſich bei den öffentlichen Beleuchtungen bedient.

„Aber Feuer?“

„Hier ſind zwei Kieſelſteine und verbrannte Leinwand.“

„Aber Schwefelhölzchen?“

„Ich ſtellte mich, als ob ich an einer Hautkrankheit litte, und verlangte Schwefel, was man mir auch bewilligte.“

Dantes legte die Gegenſtände, welche er in der Hand hielt, auf den Tiſch und neigte das Haupt, ganz niedergebeugt unter der beharrlichen Stärke dieſes Geiſtes.

„Das iſt noch nicht Alles,“ fuhr Faria fort; „denn man darf nicht alle ſeine Schätze in einen Verſteck legen; verſchließen wir dieſes.“

Sie brachten die Platte wieder an ihre Stelle; der Abbé ſtreute etwas Staub darauf, fuhr mit ſeinem Fuße darüber, um jede Spur einer Unterbrechung der Staubdecke zu verwiſchen, ging auf ſein Bett zu und rückte es von der Stelle.

Hinter dem Kopfkiſſen, verborgen unter einem Stein, der daſſelbe beinahe vollkommen hermetiſch verſchloß, war ein Loch und unter dieſem Loch eine etwa fünf und zwanzig bis dreißig Fuß lange Strickleiter.

Dantes unterſuchte dieſelbe; ſie war von einer tadelloſen Feſtigkeit.

„Wer hat Ihnen die zu dieſem vortrefflichen Werke forderliche Schnur geliefert?“ fragte Dantes.

„Zuerſt einige Hemden, welche ich beſaß, dann eine Betttücher, die ich während einer dreijährigen Gefangenſchaft in Feneſtrelles ausfädelte. Als man mich ich dem Caſtell If brachte, fand ich Mittel, das ausfädelte Zeug mitzunehmen. Hier ſetzte ich meine Arit fort.“

„Aber bemerkte man nicht, daß Ihre Betttücher inen Saum mehr hatten?“

„Ich nähte ſie wieder zuſammen.“

„Womit?“

„Mit dieſer Nadel.“

Und der Abbé öffnete einen Fetzen von ſeinem Kleide nd zeigte Dantes eine ſpitzige, noch eingefädelte Gräte, e er bei ſich trug.

„Ja,“ fuhr Faria fort, „ich hatte Anfangs den Genken, dieſe Stangen loszumachen und durch dieſes Fenſter t entfliehen, das, wie Sie ſehen, etwas breiter iſt, als s Ihrige, und von mir im Augenblicke meiner Entcichung noch erweitert worden wäre. Aber ich bemerkte, ß dieſes Fenſter auf einen innern Hof geht, und leite auf mein Vorhaben als ein zu unſicheres Unterehmen Verzicht. Ich behielt indeſſen die Strickleiter für nen unvorhergeſehenen Umſtand, für eine von jenen ntweichungen, die der Zufall verſchafft und worüber ir bereits geſprochen haben.“

Während es ſchien, als unterſuchte Dantes die ſtrickleiter, dachte er an etwas ganz Anderes. Ein Genke durchzog ſeinen Geiſt: der, daß dieſer Mann, ſo eiſtreich, ſo tief, vielleicht in der Dunkelheit ſeines eigen Unglücks zu ſehen vermöchte, wo er ſelbſt nie etwas tte unterſcheiden können.

„Woran denken Sie?“ fragte der Abbé lächelnd. r hielt die Verſunkenheit von Dantes für eine auf den öchſten Grad geſteigerte Bewunderung.

„Ich denke vor Allem an Eines, an die ungeheure

Summe von Verſtand, welche Sie ausgeben mußten, um um zu dem Ziele zu gelangen, zu welchem Sie gelangt ſind. Was hätten Sie erſt gethan, wären Sie frei geweſen?"

„Nichts vielleicht: dieſe Ueberfülle meines Gehirns hätte ſich in Kleinlichkeiten verdunſtet. Es bedarf des Unglücks, um gewiſſe geheimnißvolle, in dem menſchlichen Verſtande verborgene Minen zu graben; es bedarf des Druckes, um das Pulver zum Ausbruch zu bringen. Die Gefangenſchaft hat in einem einzigen Punkte alle meine dahin und dorthin flatternden Thätigkeiten vereinigt; ſie ſind in einem engen Raume zuſammengeſtoßen, und Sie wiſſen, aus dem Zuſammenſtoßen der Wolken entſteht die Elektricität, aus der Elektricität der Blitz, und aus dem Blitze das Licht."

„Nein, ich weiß nichts," ſagte Dantes, niedergeſchlagen über ſeine Unwiſſenheit; „ein Theil der Worte, welche Sie ausſprachen, ſind Worte, die für mich des Sinnes entbehren; Sie ſind ſehr glücklich, daß Sie ſo viel Gelehrſamkeit beſitzen."

Der Abbé lachelte.

„Sie dachten an zwei Dinge, wie Sie mir vorhin ſagten."

„Ja."

„Und Sie machen mich nur mit dem erſten bekannt; was iſt das zweite?"

„Das zweite beſteht darin, daß Sie mir Ihr Leben erzählt haben und das meinige nicht kennen."

„Ihr Leben, junger Mann, iſt ſehr kurz, um Ereigniſſe von einiger Wichtigkeit in ſich zu ſchließen."

„Es ſchließt ein ungeheures Unglück in ſich," ſprach Dantes, „ein Unglück, das ich nicht verdient habe, und ich wünſchte wohl, um Gott nicht mehr zu läſtern, wie ich es zuweilen that, mich wegen meiner Leiden an die Menſchen halten zu können."

„Sie behaupten alſo, Sie ſeien unſchuldig an dem, was man Ihnen aufbürdet?"

„Völlig unschuldig, bei dem Haupte der zwei einzen Personen, die mir theuer sind, bei dem Haupte eines Vaters, bei dem Haupt von Mercedes.“

„Lassen Sie hören,“ sprach der Abbé, seinen Verck verschließend, und das Bett wieder an seine Stelle ckend, „erzählen Sie mir also ihre Geschichte.“

Dantes erzählte das, was er seine Geschichte nannte, as sich jedoch auf eine Reise nach Indien und auf ein ar Reisen nach der Levante beschränkte. Endlich gengte er zu seiner letzten Fahrt, zu dem Tode des Katän Leclère, zu dem von ihm dem Großmarschall überbenen Paquet, zu seiner Zusammenkunft mit dem Großarschall, zu dem Briefe, den ihm dieser unter der dresse eines Herrn Noirtier zugestellt hatte, zu seiner Anunft in Marseille, zu seiner Zusammenkunft mit seinem ater, zu seiner Liebschaft mit Mercedes, zu seinem Verbungsmahle, zu seiner Verhaftung, zu seinem Verhör, seiner vorläufigen Gefangenschaft im Justizpallaste, und ließlich zu seiner wirklichen Gefangenschaft im Castell . Sobald Dantes diesen Punkt erreicht hatte, wußte nichts mehr, nicht einmal mehr die Zeit, die er Gengener geblieben. Als die Erzählung zu Ende war, rsank der Abbé in Gedanken.

„Es gibt,“ sprach er nach einem Augenblick des tillschweigens, „es gibt ein Rechtsaxiom von großer iefe, welches auf das zurückkommt, was ich Ihnen vorn sagte: wenn der schlechte Gedanke nicht mit einer rkehrten Organisation entsteht, so widerstrebt die menschhe Natur dem Verbrechen. Die Civilisation hat uns dessen Bedürfnisse, Laster, scheinbare Triebe gegeben, die rch ihren Einfluß zuweilen unsere guten Instinkte ercken und uns zum Schlimmen führen. Daraus ist r Grundsatz hervorgegangen: willst Du den Schulgen entdecken, so suche zuerst Denjenigen, welchem das gangene Verbrechen nützlich sein kann. Wem konnte hr Verbrechen nützen?“

„Mein Gott! Niemand, ich war zu wenig.“

„Antworten Sie nicht ſo, denn Ihre Antwort ermangelt zugleich der Logik und der Philoſophie; Alles iſt beziehungsweiſe, mein lieber Freund, von dem König der ſeinem Nachfolger im Wege ſteht, bis zu dem unterſten Beamten, welcher dem Ueberzähligen als ein Hinderniß erſcheint. Stirbt dieſer Beamte, ſo erbt der Ueberzählige zwölfhundert Franken Gehalt; dieſe zwölfhundert Franken Gehalt ſind eine Civilliſte; ſie ſind ihm zum Leben eben ſo nothwendig, als einem König ſeine zwölf Millionen. Jeder Menſch von der niedrigſten bis zu der höchſten Stufe der geſellſchaftlichen Leiter gruppirt um ſich her eine kleine Welt von Intereſſen, welche ihre Wirbel und ihre hakenförmige Atome hat, wie die Welten von Descartes. Nur bekommen dieſe Welten immer mehr Umfang, je mehr ſie ſteigen. Es iſt eine verkehrte Schneckenlinie, welche ſich durch ein Gleichgewichtsſpiel auf der Spitze hält. Kehren wir jedoch zu Ihrer Welt zurück. Sie ſollten zum Kapitän des Pharaon ernannt werden?“

„Ja.“

„Sie ſollten ein hübſches junges Mädchen heirathen?“

„Ja.“

„Hatte Jemand ein Intereſſe dabei, daß Sie nicht Kapitän des Pharaon wurden? Hatte Jemand ein Intereſſe dabei, daß Sie Mercedes nicht heiratheten? Beantworten Sie mir vor Allem die erſte Frage; die Ordnung iſt der Schlüſſel aller Probleme. Hatte Jemand ein Intereſſe dabei, daß Sie nicht Kapitän des Pharaon wurden?“

„Nein; ich war an Bord ſehr beliebt. Hätten die Matroſen einen Kapitän wählen können, ſo würden ſie ſicherlich mich gewählt haben. Ein einziger Menſch hatte einen Grund, mir zu grollen; ich gerieth einige Zeit vorher mit ihm in einen Streit, und ſchlug ihm ein Duell vor, das er nicht annahm.“

„Dieſer Menſch, wie hieß er?“

„Danglars.“

„Was war er an Bord?“

„Rechnungsführer.“

„Hätten Sie ihn, wären Sie Kapitän geworden, an inem Poſten erhalten?“

„Nein, wenn es von mir abgehängt haben würde, nn ich glaubte einige Veruntreuungen in ſeinen Rechungen wahrzunehmen.“

„Gut. Wohnte Jemand Ihrer letzten Unterredung it dem Kapitän Leclére bei?“

„Nein, wir waren allein.“

„Konnte Jemand Ihre Unterredung hören?“

„Ja, denn die Thüre war offen und ſogar; . . . . arten Sie . . . . ja, Danglars ging gerade in dem ugenblick vorüber, wo mir der Kapitän Leclére das für n Großmarſchall beſtimmte Paquet übergab.“

„Gut,“ ſprach der Abbé, „wir ſind auf dem Wege. aben Sie Jemand mit an das Land genommen, als ie an der Inſel Elba anhielten?“

„Niemand.“

„Man hat Ihnen einen Brief übergeben?“

„Ja, der Großmarſchall.“

„Was haben Sie mit dieſem Brief gemacht?“

„Ich habe ihn in mein Portefeuille geſteckt.“

„Sie hatten alſo Ihr Portefeuille bei ſich? Wie nnte ein Portefeuille, das einen officiellen Brief aufhmen ſollte, in der Taſche eines Seemanns halten?“

„Sie haben Recht; es war an Bord.“

„Sie haben alſo den Brief erſt an Bord in das ortefeuille geſchloſſen?“

„Ja.“

„Was thaten Sie mit dem Briefe von Porto-Ferajo bis an Bord?“

„Ich hielt ihn in der Hand.“

„Als Sie den Pharaon wieder beſtiegen, konnte lglich Jedermann ſehen, daß Sie einen Brief trugen?“

„Ja.“

„Danglars wie die Andern?“

„Danglars wie die Andern.“

„Nun hören Sie wohl, drängen Sie alle Ihre Erinnerungen zuſammen: Wiſſen Sie noch, in welchen Ausdrücken die Denunciation abgefaßt war?“

„O ja; ich habe ſie dreimal durchleſen, und jedes Wort iſt mir im Gedächtniß geblieben.“

„Wiederholen Sie mir dieſelbe.“

Dantes ſammelte ſich einen Augenblick und ſprach:

„Ich wiederhole Ihnen die Anzeige wortgetreu.

„Der Herr Staatsanwalt wird von einem Freunde des Thrones und der Religion benachrichtigt, daß Edmond Dantes, Second des Schiffes der Pharaon, dieſen Morgen von Smyrna angelangt, nachdem er Neapel und Porto Ferrajo berührt hat, von Murat mit einem Briefe für den Uſurpator, und von dem Uſurpator mit einem Briefe für das bonapartiſtiſche Comité in Paris beauftragt worden iſt.

„Den Beweis von ſeinem Verbrechen wird man bekommen, wenn man ihn verhaftet; denn man findet dieſen Brief entweder bei ihm, oder bei ſeinem Vater oder in ſeiner Kajüte an Bord des Pharaon.“

Der Abbé zuckte die Achſeln.

„Das iſt klar, wie der Tag,“ ſprach er, „und Sie müſſen ein ſehr gutes und reines Herz beſitzen, daß Sie es nicht von Anfang an errathen haben.“

„Sie glauben?“ rief Dantes. „Ah, das wäre heillos!“

„Was war die gewöhnliche Handſchrift von Danglars?“

„Eine ſchöne Curſivſchrift.“

„Was war die Schrift des anonymen Briefes?“

„Eine umgekehrte Schrift.“

Der Abbé lächelte.

„Verſtellt, nicht wahr?“

„Sehr kühn, um verſtellt zu ſein.“

„Warten Sie," ſprach der Abbé.

Er nahm ſeine Feder oder vielmehr das, was er ſo annte, tauchte ſie in die Tinte und ſchrieb mit der linken ›and auf ein Stück zu dieſem Behufe zubereitete Lein›and zwei oder drei Zeilen von der Denunciation.

Dantes wich zurück und ſchaute den Abbé mit Schrecken an.

„O! es iſt erſtaunlich, „wie dieſe Schrift jener leicht!" rief er.

„Die Anzeige war mit der linken Hand geſchrieben. ch habe Eines beobachtet," fuhr der Abbé fort.

„Was?"

„Alle Schriften mit der rechten Hand gezogen, weichen on einander ab; alle mit der linken gleichen ſich."

„Sie haben Alles geſehen, Alles beobachtet."

„Fahren wir fort."

„O ja, ja!"

„Gehen wir zu der zweiten Frage über."

„Ich höre."

„Hatte Jemand ein Intereſſe dabei, daß Sie Mercès icht heiratheten?"

„Ja, ein junger Mann, der ſie liebte."

„Sein Name?"

„Fernand."

„Das iſt ein ſpaniſcher Name."

„Er war ein Catalonier."

„Glauben Sie, daß er fähig war, den Brief zu hreiben?"

„Nein, er hätte mir einen Meſſerſtich gegeben, und ichts ſonſt."

„Das liegt in der ſpaniſchen Natur: ein Mord, ja; ine Feigheit, nein."

„Ueberdies," fuhr Dantes fort, „kannte er die in der nzeige enthaltenen einzelnen Umſtände nicht."

„Sie haben ſie Niemand mitgetheilt?"

„Niemand."

„Nicht einmal Ihrer Geliebten?"

„Nicht einmal meiner Braut.“

„Es iſt Danglars.“

„Oh! nun bin ich davon überzeugt.“

„Warten Sie: kannte Danglars Fernand?“

„Nein, ... ja .... Ich erinnere mich ...“

„Was?“

„Zwei Tage vor meiner Hochzeit ſah ich ſie mit einander an einem Tiſche unter der Laube des Vaters Pamphile. Danglars war freundſchaftlich und ſpöttiſch, Fernand bleich und verſtört.“

„Sie waren allein?“

„Nein, es war ein dritter, mir wohl bekannter Menſch bei ihnen, der ſie ohne Zweifel zuſammen geführt hatte, ein Schneider, Namens Caderouſſe; aber dieſer war bereits betrunken. Doch halt ... halt .... warum erinnerte ich mich dieſes Umſtandes nicht! Auf dem Tiſche, wo ſie tranken, waren Papier, Tinte und Federn. (Dantes legte die Hand an die Stirne). Oh, dort, dort wird der Brief geſchrieben worden ſein! Oh, die Schändlichen!“

„Wollen Sie noch etwas Anderes wiſſen?“ fragte der Abbé lachend.

„Ja, ja, da Sie alles ergründen, in allen Dingen klar ſehen. Ich will wiſſen, warum ich nur einmal verhört worden bin? warum man mir keinen Richter gegeben hat, und wie man mich ohne Spruch verurtheilen konnte?“

„Oh! was das betrifft,“ erwiederte der Abbé, „das iſt ein wenig ſchwierig; die Juſtiz hat finſtere, geheimnißvolle Gänge, welche ſchwer zu durchdringen ſind. Was wir bis jetzt in Beziehung auf Ihre zwei Feinde gethan haben, war nur ein Kinderſpiel. Sie müſſen mir in dieſer Hinſicht genauere Andeutungen geben.“

„Ich bitte, fragen Sie mich; denn Sie ſehen in der That klarer in meinem Leben, als ich ſelbſt.“

„Wer hat Sie verhört? der Staatsanwalt, der Subſtitut, der Unterſuchungsrichter?“

„Der Subſtitut.“
„Jung oder alt?“
„Jung: ſieben und zwanzig oder acht und zwanzig
ire alt.“
„Gut! noch nicht verdorben, aber bereits ehrgeizig.
e benahm er ſich gegen Sie?“
„Mehr ſanft als ſtreng.“
„Haben Sie ihm Alles erzählt?“
„Alles.“
„Hat ſich ſein Benehmen im Verlaufe des Verhörs
indert?“
Einen Augenblick, als er den mich gefährdenden
ief geleſen hatte, ſchien er wie niedergeſchmettert durch
n Unglück.“
„Durch Ihr Unglück?“
„Ja.“
„Wiſſen Sie ganz gewiß, daß es Ihr Unglück war,
s er beklagte?“
„Er hat mir einen großen Beweis von Mitgefühl
eben“
„Welchen?“
„Er verbrannte das einzige Stück, das mich gefährden
nte.“
„Welches? die Denunciation?“
„Nein, den Brief.“
„Sie ſind deſſen gewiß?“
„Es geſchah in meiner Gegenwart.“
„Das iſt etwas Anderes; dieſer Menſch könnte ein
ärerer Verbrecher ſein, als Sie wohl glauben dürften.“
„Bei meiner Ehre, Sie machen mich beben,“ ſprach
ntes; „die Welt iſt alſo mit Tigern und Krokodillen
ölkert?“
„Ja, nur ſind die zweifüßigen Tiger und Krokodille
ihrlicher, als die andern.“
„Fahren Sie fort, fahren Sie fort.“
„Gern. Er hat den Brief verbrannt, ſagen Sie?“

„Ja, und er ſprach dabei zu mir: „„Sie ſehe iſt nur dieſer Beweis gegen Sie vorhanden, und ic nichte ihn ““

„Dieſes Benehmen iſt zu erhaben, um natürlich zu „Sie glauben?“

„Ich bin deſſen gewiß. An wen war der adreſſirt?“

„An Herrn Noirtier, Rue Coq-Héron, Nro Paris.“

„Können Sie annehmen, Ihr Subſtitut ha Intereſſe bei dem Verſchwinden dieſes Papieres ge

„Vielleicht, denn er ließ mich mehrere Ma meinem Intereſſe, wie er ſagte, geloben, mit N von dieſem Briefe zu ſprechen, ja, er ließ mich ſchwören, nie den auf die Adreſſe geſchriebenen auszuſprechen.“

„Noirtier?“ wiederholte der Abbé, „Noirtier kannte einen Noirtier an dem Hofe der ehemalige nigin von Etrurien, einen Noirtier, welcher währe Revolution Girondiſt geweſen war. Wie hieß ihr ſtitut?“

„Von Villefort.“

Der Abbé brach in ein Gelächter aus.

Dantes ſchaute ihn erſtaunt an.

„Was haben Sie?“ fragte er.

„Sehen Sie dieſen Strahl des Tageslichtes?“ der Abbé.

„Ja.“

„Alles iſt mir jetzt klarer, als dieſer durch leuchtende Strahl. Armes Kind, armer junger Und dieſer Beamte iſt gut gegen Sie geweſen?“

„Ja.“

„Dieſer würdige Subſtitut hat den Brief verb vernichtet?“

„Ja.“

„Dieſer ehrliche Lieferant des Henkers lie ſchwören, nie den Namen Noirtier auszuſprechen?

„Ja!“

„Dieſer Noirtier, armer Blinder, wiſſen Sie, wer eſer Noirtier war? Dieſer Noirtier war ſein Vater!“

Hätte der Blitz zu den Füßen von Dantes einge-ɔlagen und vor ihm einen Abgrund gegraben, in deſſen iefe ſich die Hölle öffnete, es hätte keine raſchere, keine ektriſchere, keine niederſchmetterndere Wirkung hervor-bracht, als dieſe unerwarteten Worte hervorbrachten. r ſtand auf und nahm ſeinen Kopf zwiſchen beide Hände, s wollte er ein Zerberſten verhindern.

„Sein Vater! ſein Vater!“ rief er.

„Ja, ſein Vater, der Noirtier von Villefort heißt,“ rſetzte der Abbé.

Eine Leuchte durchzuckte das Gehirn des Gefangenen; as ihm bis dahin dunkel geblieben war, wurde in einem ugenblick klar wie der Tag. Die Wendungen von Ville-rt während des Verhörs, der vernichtende Brief, die inahe flehende Stimme des Beamten, welcher, ſtatt zu ohen, zu bitten ſchien, Alles kam ihm in das Gedächt-ß. Er ſtieß einen Schrei aus, wankte einen Augenblick ie ein Betrunkener, und ſtürzte dann durch die Oeffnung, elche von der Zelle des Abbé in die ſeinige führte.

„Oh!“ ſagte er, „ich muß einen Augenblick allein in, um Alles zu überdenken.“

Und in ſeinen Kerker zurückkehrend, fiel er auf ſein ett, wo ihn der Schließer am Abend ſitzend, die Augen irr, das Geſicht zuſammengezogen, unbeweglich und umm wie eine Bildſäule fand.

Während dieſer Stunden des Nachſinnens, welche ie Sekunden verliefen, hatte er einen furchtbaren Ent-ɔluß gefaßt und einen ſchrecklichen Eid geleiſtet.

Eine Stimme entzog ihn dieſen Träumen: es war e des Abbé Faria, der, nachdem er ebenfalls den eſuch ſeines Gefangenwärters erhalten hatte, zu Dan-s kam, um ihn zum Abendbrod einzuladen. Seine igenſchaft als anerkannter Narr und beſonders als

beluſtigender Narr gab dem alten Gefangenen einige rechte, wie z. B., daß er ein wenig weißeres Brot Sonntags ein Fläſchchen Wein bekam. Es war gerade Sonntag, und der Abbé wollte ſeinen ſt Gefährten einladen, ſein Brod und ſeinen Wein zu th

Dantes folgte ihm. Alle Linien ſeines Geſ hatten ſich wieder gelegt und ihren gewöhnlichen wieder eingenommen, doch, wenn man ſo ſagen mit einer Starrheit und Feſtigkeit, wodurch ſich ei faßter Entſchluß ausprägt. Der Abbé ſchaute ihn merkſam an.

„Es thut mir leid, daß ich Sie in Ihren Rac ſchungen unterſtützt und Ihnen geſagt habe, wa ſagte," ſprach er.

„Warum dies?" fragte Dantes.

„Weil ich in Ihr Herz eine Leidenſchaft br welche noch nicht darin war: die der Rache."

Dantes verſetzte lächelnd:

„Sprechen wir von etwas Anderem."

Der Abbé ſchaute ihn einen Augenblick an ſchüttelte traurig den Kopf. Dann ſprach er, wie Dantes gebeten hatte, von andern Dingen.

Der alte Gefangene war ein Mann, deſſen U haltung, wie die der Menſchen, welche viel ge haben, zahlreiche Lehren und ein zuſammengedrä Intereſſe in ſich ſchloß; aber ſie war nicht ſ ſüchtig, und dieſer Unglückliche ſprach nie von ſ Leiden.

Dantes hörte jedes ſeiner Worte mit Bewunder die einen ſtanden im Zuſammenhange mit den Begr die er bereits beſaß, und mit den Kenntniſſen, n ſich auf ſeinen Stand als Seemann bezogen; di dern berührten unbekannte Dinge und zeigten, wie Nordſcheine, welche die Schiffer in den ſüdlichen Br erhellen, dem jungen Manne mit ihren phantaſti Lichtern beleuchtete neue Landſchaften und Horiz Dantes begriff das Glück, deſſen eine verſtändige

anisation theilhaftig werden müßte, wenn ſie dieſem er-
abenen Geiſte auf die moraliſchen, philoſophiſchen oder
eſellſchaftlichen Höhen folgte, auf denen er ſich zu erge-
en pflegte.

„Sie ſollten mich ein wenig vor dem lehren, was
ie wiſſen," ſagte Dantes, und wäre es nur, damit
ie ſich nicht mit mir langweilen. Es ſcheint mir jetzt,
ie müſſen die Einſamkeit einem Gefährten ohne Bil-
ung und ohne Bedeutung, wie ich bin, vorziehen. Wil-
gen Sie in das ein, was ich mir von Ihnen erbitte,
) mache ich mich anheiſchig, nicht mehr von der Flucht
u ſprechen."

Der Abbé erwiederte lächelnd:

„Ach, mein Kind! die menſchliche Wiſſenſchaft iſt
hr beſchränkt, und habe ich Sie die Mathematik, die
hyſik und die paar lebenden Sprachen gelehrt, die ich
reche, ſo wiſſen Sie Alles, was ich weiß. Um all die-
s Wiſſen von meinem Geiſte in den Ihrigen zu ergießen,
rde ich kaum zwei Jahre brauchen."

„Zwei Jahre!" ſprach Dantes, „Sie glauben, ich
nte alle dieſe Dinge in zwei Jahren lernen?"

„In ihrer Anwendung, nein, in ihren Grundſätzen,
lernen iſt nicht wiſſen. Es gibt Wiſſe[redacted]
te: das Gedächtniß macht die Einen, d[redacted]phie
Andern."

„Aber kann man die Philoſophie nicht lernen?"

„Die Philoſophie lernt ſich nicht, die Philoſophie
'e Vereinigung der Wiſſenſchaften, erworben von
Genie desjenigen, welcher ſie anwendet. Die
ſophie iſt die glänzende Wolke, auf welche Chriſtus
Fuß geſetzt hat, um ſich zum Himmel aufzu-
zen.

Laſſen Sie hören," ſprach Dantes, „was wollen
ch zuerſt lehren? Es drängt mich zu beginnen,
: einen Durſt nach Wiſſenſchaft."

lles," antwortete der Abbé.

: Gefangenen entwarfen wirklich noch an dem-

ſelben Abend einen Erziehungsplan, deſſen Ausfi
am andern Tage begann. Dantes beſaß ein wunde
Gedächtniß, eine außerordentliche Faſſungsgabe.
mathematiſche Anlage ſeines Geiſtes machte ihn
Alles durch Berechnung zu begreifen, während die
des Seemannes das verbeſſerte, was die auf die T
heit der Zahlen und die Genauigkeit der Linien zu
führte und beſchränkte Auseinanderſetzung zu Mat
haben konnte. Er verſtand überdies bereits das J
ſche und etwas Neugriechiſch, was er bei ſeinen
nach dem Orient gelernt hatte. Mit dieſen zwei
chen begriff er bald den Mechanismus aller andern
nach Verlauf von ſechs Monaten fing er an Sp
Engliſch und Deutſch zu ſprechen.

Mag die Zerſtreuung, die ihm das Studir
währte, einigermaßen die Freiheit erſetzt haben, ob
er ein Mann, der, wie wir oben erwähnten, für
ſeinem gegebenen Worte hielt, er ſprach, wie er
Abbé Faria zugeſagt, nicht mehr von der Flucht
die Tage vergingen ihm raſch und lehrreich. Nac
lauf eines Jahres war er ein anderer Menſch. W
Abbé Faria betrifft, ſo bemerkte Dantes, daß er
der Zerſtreuung, die ſeine Gegenwart in die Ge
ſchichte deſſelben gebracht hatte, täglich düſterer
Einfall, unabläßiger Gedanke ſchien ſeinen G
belagern. Er verſank in tiefe Träumereien, ſeuf
willkührlich, ſtand auf, kreuzte die Arme und ging
in ſeinem Zimmer umher.

Eines Tages blieb er mitten in einem von de
dertmal wiederholten Kreiſen ſtehen, welche er in
Kerker beſchrieb, und rief:

„Oh! wenn keine Wache da wäre!“

„Es wird keine Wache da ſein, ſobald Sie
wollen,“ ſprach Dantes, der ſeinen Gedanken dur
Gehäuſe ſeines Gehirnes wie durch einen Criſtall
war.

„Ich habe Ihnen bereits geſagt,“ verſetzte der Abbé, n Mord widerſtrebt mir.“

„Und dennoch wird dieſer Mord, wenn er begangen , durch den Inſtinkt unſerer Selbſterhaltung, durch n Gefühl perſönlicher Vertheidigung, vollbracht worden in.“

„Gleichviel, ich werde es nicht vermögen.“

„Sie denken noch daran?“

„Unabläßig, unabläßig,“ murmelte der Abbé.

„Und Sie haben ein Mittel erfunden, nicht wahr?“ rach Dantes lebhaft.

„Ja, wenn man auf die Gallerie eine blinde und ube Schildwache bringen könnte.“

„Sie wird blind, ſie wird taub ſein,“ antwortete der nge Mann mit einem Ausdrucke von Entſchloſſenheit, r den Abbé in Schrecken ſetzte.

„Nein, nein,“ rief er, „unmöglich.“

Dantes wollte ihn bei dieſem Gegenſtande feſthalten; er der Abbé ſchüttelte den Kopf und weigerte ſich, mehr antworten.

Drei Monate verliefen.

„Sind Sie ſtark?“ fragte eines Tages der Abbé antes.

Dantes nahm, ohne ein Wort zu erwi[illegible] den eißel, drehte ihn wie ein Hufeiſen und drehte [illegible] wieder rück.

„Würden Sie ſich anheiſchig machen, die Schildwache r im äußerſten Nothfalle zu tödten?“

„Ja, bei meiner Ehre.“

Dann könnten wir unſern Plan ausführen?“ ſprach r Abbé.

„Wie viel brauchen wir dazu?“

„Wenigſtens ein Jahr.“

„Doch wir könnten ſogleich an die Arbeit gehen?“

„Sogleich.“

„Oh, ſehen Sie, wir haben ein Jahr verloren!“ rief antes.

„Finden Sie, daß wir es verloren haben?“ ſprach der Abbé.

„Ich bitte um Vergebung,“ rief Edmond erröthend.

„Stille; der Menſch iſt immer nur ein Menſch, und Sie ſind einer von den Beſſeren, die ich kennen gelernt habe. Vernehmen Sie meinen Plan.“

Der Abbé zeigte nun Dantes eine Zeichnung, die er entworfen hatte, es war der Plan ſeines Zimmers, des Zimmers von Dantes und des Ganges, welcher beide mit einander verband. Mitten in dieſer Gallerie brachte er einen Schacht an, denjenigen ähnlich, welche man in den Bergwerken macht. Dieſer Schacht führte die zwei Gefangenen unter die Gallerie, wo die Schildwache auf und abging. Hier angelangt, machten ſie eine breite Aushöhlung und löſten eine von den Platten, welche den Boden der Gallerie bildeten. Im gegebenen Augenblick fiel die Platte unter dem Gewichte des Soldaten ein, und dieſer ſtürzte in die Höhlung. Dantes warf ſich in dem Momente auf ihn, wo er, von ſeinem Falle betäubt ſich nicht vertheidigen konnte, band, knebelte ihn, und Beide drangen durch eines von den Fenſtern dieſer Gallerie, ſtiegen mit Hülfe der Strickleiter an der äußeren Mauer hinab und flüchteten ſich.

Dantes ſchlug in die Hände, und ſeine Augen funkelten vor Freude; dieſer Plan war ſo einfach, daß er gelingen mußte.

Noch an demſelben Tage gingen die Gräber mit um ſo mehr Eifer an das Werk, als die Arbeit auf eine lange Ruhe folgte, und aller Wahrſcheinlichkeit nach nur die Fortſetzung eines innigen, geheimen Gedankens von jedem derſelben bildete.“

Nichts unterbrach ſie, als die Stunde, zu der ſich beide zurückziehen mußten, um jeder in ſeinem Kerker den Beſuch des Gefangenwärters zu empfangen. Sie hatten ſich übrigens daran gewöhnt, bei dem unmerklichſten Geräuſch von Tritten den Augenblick wahrzunehmen, wo dieſer Menſch herabkam, und nie war Einer

oder der Andere überraſcht worden. Die Erde, welche ſie aus der neuen Gallerie zogen, wurde in kleinen Theilchen und mit unerhörter Behutſamkeit durch das eine oder das andere von den Fenſtern des Kerkers von Dantes oder von Faria geworfen. Man machte dieſe Erde ſorgfältig zu Staub, und der Nachtwind trug ſie in die Ferne, ohne daß Spuren davon übrig blieben.

Mehr als ein Jahr verging bei dieſer Arbeit, welche, in Ermangelung aller anderen Werkzeuge, mit einem Meißel, mit einem Meſſer und mit einem hölzernen Hebel ausgeführt wurde, und unter dieſer Arbeit fuhr Faria fort, Dantes zu unterrichten, wobei er bald in der einen, bald in der andern Sprache ſich mit ihm unterhielt, und ihn die Geſchichte der Nationen und der großen Menſchen lehrte, welche von Zeit zu Zeit eine von den leuchtenden Spuren hinter ſich laſſen, die man den Ruhm nennt. Der Abbé, ein Mann der Welt, und zwar der großen Welt, beſaß überdies in ſeinen Manieren eine gewiſſe ſchwernüthige Majeſtät, aus welcher Dantes durch den anſchmiegſamen Geiſt, mit dem ihn die Natur begabt hatte, die ihm fehlende elegante Artigkeit und die ariſtokratiſchen Manieren zu ziehen wußte, welche dem Menſchen nur durch längeren Umgang mit den höheren Klaſſen oder in der Geſellſchaft erhabener Männer zur Gewohnheit werden.

Nach Verlauf von fünfzehn Monaten war das Loch vollendet, die Höhlung war unter der Gallerie gemacht. Man hörte bereits die Schildwache hin und her gehen, und die zwei Arbeiter, welche eine dunkle Nacht ohne Mond abwarten mußten, um ihre Flucht zu ſichern, befürchteten nur Eines: es könnte der Boden zu frühzeitig von ſelbſt unter den Füßen des Soldaten einſtürzen. Man begegnete dieſem Mißgeſchick dadurch, daß man einen kleinen Balken, den man in den Grundfeſten gefunden hatte, als Stütze aufſtellte.

Dantes war eben an der Arbeit, den Balken feſt zu ſtellen, als er hörte, wie ihn der Abbé Faria, der in

dem Zimmer des jungen Mannes geblieben war
ſich hier damit beſchäftigte, einen Pflock zuzuſp
welcher die Strickleiter halten ſollte, ihn mit ſchm
chem Tone rief. Dantes kehrte raſch zurück und ſal
Abbé, welcher bleich, Schweiß auf der Stirne un
Hände krampfhaft zuſammengezogen mitten im Zi
ſtand.

„Oh, mein Gott!“ rief Dantes, „was gibt es
was haben Sie?“

„Raſch, raſch!“ ſprach der Abbé, „hören Sie n
Dantes erblickte das leichenbleiche Geſicht von
ſeine mit einem bläulichen Kreiſe umzogenen Augen,
weißen Lippen, ſeine geſträubten Haare, und ließ
Schrecken den Meißel, welchen er in der Hand hielt
den Boden fallen

„Aber was gibt es denn?“ rief Edmond.

„Ich bin verloren,“ ſprach der Abbé, „ein furchtl
vielleicht tödtliches Uebel erfaßt mich. Der Anfall k
ich fühle es. Schon ein Mal wurde ich davon das
vor meiner Einkerkerung ergriffen. Für dieſes Uebel
es nur ein Mittel, ich will es Ihnen nennen. Eilen
zu mir, heben Sie den Fuß des Bettes auf; dieſer
iſt hohl, Sie finden darin ein Kriſtallfläſchchen, hall
einer rothen Flüſſigkeit gefüllt; bringen Sie es mir,
vielmehr nein, man könnte uns hier überraſchen; l
Sie mir in mein Zimmer zurückkehren, während ich
einige Kräfte beſitze. Wer weiß, was geſchieht un
lange der Anfall dauern wird?“

Dantes verlor den Kopf nicht, obgleich das Un
das ihn traf, ungeheuer war. Er ſtieg in den
hinab, ſchleppte ſeinen unglücklichen Gefährten nach
führte ihn mit unſäglicher Mühe bis an das entge
ſetzte Ende, und befand ſich in dem Zimmer des Abbé
er auf ſein Bett legte.

„Ich danke,“ ſprach der Abbé, an allen Gl
zitternd, als käme er aus einem Eiswaſſer. „Da

bel tritt ein, ich verfalle in die Starrſucht; vielleicht werde ich keine Bewegung machen, keine Klage ausſtoßen; vielleicht werde ich aber auch ſchäumen, ſchreien. Geben Sie ſich Mühe, daß man mein Geſchrei nicht hört: es iſt von Wichtigkeit, denn man könnte mir dann ein anderes Zimmer geben und uns für immer trennen. Wenn Sie mich unbeweglich, kalt und gleichſam todt ſehen, dann, aber auch dann erſt, hören Sie wohl, drücken Sie mir die Zähne mit dem Meſſer auseinander, ſtößen Sie mir acht bis zehn Tropfen von dieſem Tranke in meinen Mund, und vielleicht komme ich wieder zu mir."

„Vielleicht," rief Dantes ſchmerzlich.

„Zu Hülfe, zu Hülfe!" rief der Abbé, „ich . . . ich . . . ſter . . ."

Der Anfall kam ſo raſch und ſo heftig, daß der unglückliche Gefangene nicht einmal das begonnene Wort vollenden konnte. Eine Wolke zog ſchnell und düſter wie die Stürme des Meeres über ſeine Stirne hin. Die Kriſe erweiterte ſeine Augen, verdrehte ſeinen Mund, färbte ſeine Wangen purpurroth. Er arbeitete mit Händen und Füßen, ſchäumte, brüllte; aber Dantes erſtickte, wie er es ihm ſelbſt empfohlen hatte, ſein Geſchrei unter ſeiner Decke. Dies dauerte zwei Stunden. Dann aber fiel er, träger als eine todte Maſſe, kälter als der Marmor, mehr gebrochen, als ein mit den Füßen getretenes Rohr, zurück, erſtarrte in einer letzten Convulſion und wurde leichenbleich.

Edmond wartete, bis dieſer ſcheinbare Tod den Körper erfaßt, und bis zum Herzen vereiſt hatte. Dann nahm er das Meſſer, drang mit ſeiner Klinge zwiſchen die Zähne, löſte mit unſäglicher Mühe die zuſammengepreßten Kinnbacken, zählte, einen nach dem andern, zehn Tropfen von dem röthlichen Safte, und wartete.

Es verlief eine Stunde, ohne daß der Greis die geringſte Bewegung machte. Dantes befürchtete, zu lange

gewartet zu haben, und betrachtete ihn, beide Hände in ſeinen Haaren. Endlich erſchien eine leichte Färbung auf ſeinen Wangen; beſtändig offen und matt geblieben, nahmen ſeine Augen ihren Blick wieder an; ein leichter Seufzer entflieg ſeinem Munde und er machte eine Bewegung.

„Gerettet! gerettet!“ rief Dantes.

Der Kranke konnte noch nicht ſprechen, aber er ſtreckte mit ſichtbarer Angſt die Hand nach der Thüre aus. Dantes horchte und vernahm die Tritte des Gefangenwärters; es war nahe an ſieben Uhr, und Dantes hatte nicht Muße gehabt, die Zeit zu meſſen.

Der junge Mann ſprang gegen die Oeffnung, drang in dieſelbe, legte die Platte wieder über ſeinen Kopf und kehrte in ſein Zimmer zurück.

Einen Augenblick nachher öffnete ſich ſeine Thüre, und der Kerkermeiſter fand den Gefangenen wie gewöhnlich auf ſeinem Bette ſitzend.

Kaum hatte er ihm den Rücken gewendet, kaum hatte ſich das Geräuſch der Tritte in der Flur verloren, als, Dantes von Ungeduld verzehrt, ohne an das Eſſen zu denken den Weg wieder einſchlug, den er kurz zuvor gemacht hatte, und, die Platte mit ſeinem Kopfe aufhebend, in das Zimmer des Abbé zurückkehrte.

Dieſer war wieder zum Bewußtſein gekommen; aber er lag immer noch träge und kraftlos auf ſeinem Bette ausgeſtreckt.

„Ich dachte, ich würde Sie nicht wiederſehen,“ ſagte er zu Dantes.

„Warum dies?“ fragte der junge Mann; „glaubten Sie ſterben zu müſſen?“

„Nein; aber Alles iſt zu Ihrer Flucht bereit, und ich glaubte, Sie würden fliehen.“

Die Röthe der Entrüſtung färbte die Wangen von Dantes.

„Ohne Sie!“ rief er, „wähnten Sie mich wirklich deſſen fähig?“

„Jetzt ſehe ich, daß ich mich getäuſcht habe,“ ſprach er Kranke. „Ah! ich bin ſehr ſchwach, ſehr entkräftet.“

„Muth! Ihre Kräfte werden wiederkehren,“ ſagte Dantes, ſetzte ſich neben ſein Bett und nahm ihn bei den Händen.

Der Abbé ſchüttelte den Kopf und erwiederte:

„Das letzte Mal dauerte der Anfall eine halbe Stunde, wonach ich Hunger hatte und allein aufſtand; heute kann ich weder mein Bein, noch meinen rechten Arm rühren; mein Kopf iſt eingenommen, was eine Erweichung des Gehirns andeutet. Das dritte Mal werde ich völlig gelähmt bleiben oder auf der Stelle ſterben.“

„Nein, nein, beruhigen Sie ſich, Sie werden nicht ſterben; der dritte Anfall, wenn er Sie wirklich faßt, wird Sie frei finden, wir werden Sie retten, wie dieſes Mal und beſſer als dieſesmal, denn es ſteht uns dann jede erforderliche Hülfe zu Gebot.“

„Mein Freund,“ ſprach der Greis, „täuſchen Sie ſich nicht, die Kriſe, welche ſo eben vorübergegangen iſt, hat mich zu einer lebenslänglichen Gefangenſchaft verurtheilt: um zu fliehen, muß man gehen können.“

„Nun, wir warten acht Tage, einen Monat, zwei Monate, wenn es ſein muß; mittlerweile bekommen Sie Ihre Kräfte wieder. Alles iſt zu unſerer Flucht vorbereitet, und wir können nach unſerem Belieben die Stunde und den Augenblick dazu wählen. Am Tage, wo Sie ſich kräftig genug fühlen, um zu ſchwimmen, bringen wir unſern Plan in Ausführung.“

„Ich werde nicht mehr ſchwimmen,“ erwiederte Faria, dieſer Arm iſt gelähmt, nicht für einen Tag, ſondern für immer. Heben Sie ihn ſelbſt auf und ſehen Sie, wie ſchwer er iſt.“

Der junge Mann hob ihn auf, und er fiel unempfindlich wieder zurück. Er ſtieß einen Seufzer aus.

„Sie ſind nun überzeugt, nicht wahr, Edmond?“ ſprach der Abbé; „glauben Sie mir, ich weiß, was ich ſage; ſeit dem erſten Anfall, den ich von dieſem Uebel

hatte, dachte ich unabläßig darüber nach. Ich erwartete es, denn es iſt eine Familienerbſchaft; mein Vater ſtarb an der dritten Kriſe, mein Großvater ebenfalls. Der Arzt, der mir dieſen Trank bereitete und der kein Anderer iſt, als der berühmte Cabanis, weisſagte mir daſſelbe Schickſal."

„Der Arzt täuſcht ſich," rief Dantes; „Ihre Lähmung aber hindert mich nicht, ich nehme Sie auf meine Schultern und ſchwimme ſo mit Ihnen."

„Kind," entgegnete der Abbé, „Sie ſind ein Seemann, Sie ſind ein Schwimmer und müſſen folglich wiſſen, daß ein Menſch mit einer ſolchen Laſt nicht fünfzig Klafter im Meere machen würde. Laſſen Sie ſich nicht länger durch Chimären täuſchen, von denen Ihr vortreffliches Herz nicht einmal bethört wird. Ich werde hier bleiben, bis die Stunde meiner Befreiung ſchlägt, welche jetzt nur die des Todes ſein kann. Was Sie betrifft, . . . fliehen Sie! Sie ſind jung, ſtark und gewandt; kümmern Sie ſich nicht um mich; ich gebe Ihnen Ihr Wort zurück."

„Gut," ſprach Dantes, „gut, ſo bleibe ich auch hier."

Dann ſtand er auf, ſtreckte feierlich eine Hand gegen den Greis aus und rief:

„Bei dem Blute Chriſti ſchwöre ich, daß ich Sie nur bei Ihrem Tode verlaſſe!"

Faria ſchaute den ſo edeln, ſo einfachen, ſo erhabenen jungen Mann an, und las in ſeinen von dem Ausdrucke der reinſten Ergebenheit belebten Zügen die Aufrichtigkeit ſeiner Zuneigung und die Redlichkeit ſeines Schwures.

„Wohl," ſprach der Kranke, „ich nehme es an und danke."

Hierauf Edmond die Hand reichend, fuhr er fort:

„Sie werden vielleicht für dieſe uneigennützige Ergebenheit belohnt; da ich aber nicht gehen kann und Sie nicht gehen wollen, ſo müſſen wir nothwendig den

unterirdiſchen Gang verſtopfen, den wir unter der Gallerie gemacht haben; der Soldat kann das Schallen der unterhöhlten Stelle wahrnehmen, einen Aufſeher darauf aufmerkſam machen, und dann würden wir entdeckt und getrennt Vollbringen Sie dieſes Geſchäft, wobei ich Sie leider nicht mehr unterſtützen kann; verwenden Sie die ganze Nacht dazu, wenn es ſein muß, und kommen Sie erſt morgen nach dem Beſuche des Gefangenwärters zurück; ich habe Ihnen wohl etwas Wichtiges zu ſagen . . .“

Dantes nahm den Abbé bei der Hand; dieſer beruhigte ihn durch ein Lächeln, und er entfernte ſich mit dem Gehorſam und der Achtung, die er für ſeinen alten Freund hegte.

Achtzehntes Kapitel.

Der Schatz.

Als Dantes am andern Morgen in das Zimmer ſeines Mitgefangenen zurückkehrte, fand er Faria mit ruhigem Antlitz unter dem Strahle ſitzend, welcher durch das enge Fenſter ſeiner Zelle glitt. Er hielt offen in ſeiner linken Hand, der einzigen, deren Gebrauch ihm, wie man ſich erinnert, geblieben war, ein Stück Papier, das, gewöhnlich in einen Band zuſammengerollt, die Form eines gegen die Ausbreitung widerſpänſtigen Cylinders angenommen hatte. Er zeigte, ohne etwas zu ſagen, das Papier Dantes.

„Was iſt das?“ fragte dieſer.

„Sehen Sie es wohl an," erwiederte der Abbé lächelnd.

„Ich ſchaue mit allen meinen Augen, und ſehe nichts, als ein halbverbranntes Papier, auf welches gothiſche Charaktere mit einer ſeltſamen Tinte gezeichnet ſind."

„Dieſes Papier, mein Freund," ſprach Faria, „iſt, ich kann Ihnen nun Alles ſagen, da ich Sie geprüft habe, iſt mein Schatz, von dem von heute an die Hälfte Ihnen gehört."

Kalter Schweiß lief über die Stirne von Dantes. Bis auf dieſen Tag, und während welches Zeitraumes! hatte er es vermieden, mit Faria über dieſen Schatz zu ſprechen, aus welchem die Wahnſinns-Beſchuldigung hervorgegangen war, die auf dem armen Abbé laſtete. Mit ſeinem inſtinktartigen Zartgefühle zog es Edmond immer vor, dieſe ſchmerzlich fibrirende Saite nicht zu berühren; Faria ſchwieg ebenfalls, und er hielt das Stillſchweigen des Greiſes für eine Rückkehr zur Vernunft. Heute aber ſchienen die paar Worte, welche Faria nach einer ſo peinvollen Kriſe entſchlüpften, einen ſchweren Rückfall geiſtiger Verrückung anzukündigen.

„Ihr Schatz?" ſtammelte Dantes.

Faria lächelte.

„Ja," ſagte er; „Sie ſind in jeder Hinſicht ein edles Herz, Edmond, und ich entnehme Ihrer Bläſſe und Ihrem Schauer, was in dieſem Augenblick in Ihnen vorgeht. Nein, ſeien Sie ruhig, ich bin kein Narr, dieſer Schatz beſteht, Dantes, und wenn es mir nicht gegeben geweſen iſt, ihn zu beſitzen, ſo werden Sie ihn wenigſtens beſitzen. Niemand wollte mich hören, Niemand wollte mir glauben, weil man mich für verrückt hielt; aber Sie, der Sie wiſſen, daß ich es nicht bin, hören Sie mich, und Sie werden mir hernach glauben, wenn Sie wollen."

„Ach!" murmelte Edmond, „er leidet alſo an einem Rückfall; dieſes Unglück fehlte mir noch."

Dann ſprach er laut zu Faria:

„Mein Freund, Ihr Anfall hat Sie vielleicht er-
übet; wollen Sie nicht ein wenig ausruhen? Morgen,
enn Sie es wünſchen, höre ich Ihre Geſchichte, heute
)er will ich Sie nur pflegen; überdies.“ fuhr er lächelnd
rt, „hat ein Schatz ſo große Eile für uns?“

„Große Eile, Edmond,“ antwortete der Greis;
wer weiß, ob nicht vielleicht morgen, übermorgen der
:itte Anfall kommt? Bedenken Sie, daß dann Alles
)rbei wäre. Ja, es iſt wahr, oft habe ich mit einem
ttern Vergnügen an dieſe Reichthümer gedacht, welche
1s Glück von zehn Familien gründen würden, wäh-
:nd ſie für die Menſchen, die mich verfolgen, verloren
nd; dieſer Gedanke diente mir als Rache, und ich ge-
oß ihn langſam in der Nacht meines Kerkers und in
:r Verzweiflung meiner Gefangenſchaft; nun aber, da
h der Welt aus Liebe für Sie verziehen habe, nun
1 ich Sie jung und voll Hoffnung ſehe, nun da ich
:denke, welches Glück für Sie aus einer ſolchen Ent-
üllung hervorgehen kann, bebe ich vor jeder Zögerung
nd habe bange, ſo vielen vergrabenen Reichthümern
icht einen ſo würdigen Eigenthümer, wie Sie dies ſind,
1 ſichern.“

Edmond wandte ſeufzend ſeinen Kopf ab.

„Sie verharren in Ihrer Ungläubigkeit, Edmond,“
ihr Faria fort; „meine Stimme hat Sie nicht überzeugt.
ich ſehe, daß Sie der Beweiſe bedürfen. Nun wohl,
:ſen Sie dieſes Papier, das ich nie einem Menſchen ge-
:igt habe.“

„Morgen, mein Freund,“ ſprach Edmond, dem es
)iderſtrebte, ſich dem Wahne des Greiſes hinzugeben;
ich glaubte, wir wären übereingekommen, hievon erſt
1orgen zu ſprechen.“

„Wir werden erſt morgen davon ſprechen, doch leſen
Sie dieſes Papier heute.“

„Wir wollen ihn nicht reizen,“ dachte Edmond.

Und er nahm das Papier, von dem die Hälfte,

welche ohne Zweifel durch irgend einen Unfall verzehrt worden war, fehlte, und las . . .

„Nun!“ ſagte Faria, als der junge Mann zu Ende geleſen hatte.

„Ich ſehe da nur verſtümmelte Zeilen, Worte ohne Folge,“ erwiederte Dantes; „die Charaktere ſind durch die Wirkung des Feuers unterbrochen und bleiben unverſtändlich.“

„Für Sie, mein Freund, der Sie zum erſten Male leſen, aber nicht für mich, der ich viele Nächte hindurch darüber erbleicht bin, der ich jeden Satz wieder aufgebaut, jeden Gedanken vervollſtändigt habe.“

„Und Sie glauben den aufgehobenen Sinn wiedergefunden zu haben?“

„Ich bin deſſen gewiß; Sie ſollen ſelbſt urtheilen; vernehmen Sie aber zuerſt die Geſchichte dieſes Papiers.“

„Stille!“ rief Dantes; „Tritte!... man naht ... ich gehe . . . Gott befohlen!“

Glücklich, der Geſchichte und der Erläuterung zu entgehen, welche ihm unfehlbar das Unglück ſeines Freundes beſtätigt haben würden, ſchlüpfte Dantes in den engen Gang, während Faria, durch den Schrecken einer gewiſſen Thätigkeit zurückgegeben, mit dem Fuße die Platte zurückſtieß, die er mit einer Matte bedeckte, um vor den Augen die Trennung des Zuſammenhangs zu verbergen, welche verſchwinden zu machen er nicht mehr Zeit gehabt hatte.

Es war der Gouvernenr, der durch den Kerkermeiſter von dem Unfalle Farias unterrichtet, zu dieſem kam, um ſich ſelbſt von der Bedeutung deſſelben zu verſichern. Faria empfing ihn ſitzend, vermied jede verrätheriſche Geberde, und ſo gelang es ihm, vor dem Gouverneur die Lähmung zu verbergen, welche bereits die Hälfte ſeiner Perſon tödtlich getroffen hatte. Er befürchtete hauptſächlich, von Mitleid für ihn ergriffen, könnte ihn der Gouverneur in ein geſunderes Gefängniß bringen laſſen und dadurch von ſeinem jungen Gefährten

ennen; aber es war dem glücklicher Weise nicht so, und er Gouverneur entfernte sich, überzeugt, sein armer Narr, ir den er im Grunde seines Herzens eine gewisse Theilahme hegte, wäre nur von einer leichten Unpäßlichkeit eimgesucht.

Mittlerweile suchte Edmond, auf seinem Bette sitzend nd den Kopf in seinen Händen, seine Gedanken zu sameln; Alles war in Faria, seitdem er ihn kannte, so verünftig, so groß und so logisch, daß er diese erhabene Beisheit in allen Punkten in Verbindung mit der Unverunft in einem einzigen nicht begreifen konnte: war es faria, der sich über seinen Schatz täuschte? Dantes blieb en ganzen Tag in seinem Kerker, ohne daß er zu seinem freunde zurückzukehren wagte. Er wollte so den Augenlick verschieben, wo er Gewißheit erlangen würde, der bbé wäre ein Narr; diese Ueberzeugung müßte schreckich für ihn sein. Doch gegen Abend, nach der Stunde es gewöhnlichen Besuches, unternahm es Faria, da er en jungen Mann nicht zurückkehren sah, den Raum zuückzulegen, der ihn von demselben trennte. Edmond hauerte, als er hörte, welche schmerzliche Anstrengungen er Greis machte, um sich fortzuschleppen: sein Bein war ahm, und er konnte sich nicht mehr mit seinem Arme elfen. Edmond war genöthigt, ihn an sich zu ziehen, enn er hätte nie aus der schmalen Oeffnung herauskomen können, welche in die Stube von Dantes ging.

„Ich verfolge Sie mit unbarmherziger Erbitterung," agte er mit einem von Wohlwollen strahlenden Lächeln; Sie glaubten, meiner Freigebigkeit entgehen zu können, ber dem wird nicht so sein. Hören Sie also."

Edmond sah, daß er nicht ausweichen konnte; er ließ en Greis auf sein Bett sitzen und setzte sich zu ihm auf inen Schämel.

„Sie wissen," sprach der Abbé, „daß ich der Seretär, der Vertraute, der Freund des Grafen Spada, es letzten von den Fürsten dieses Namens war. Ich

verdanke diesem guten Herrn jegliches Glück, das ich in diesem Leben genossen habe. Er war nicht reich, obgleich man die Reichthümer seiner Familie als Sprüchwort gebrauchte, und ich oft sagen hörte: Reich wie ein Spada. Aber er lebte und starb, wie die öffentliche Meinung, auf diesem Rufe des Ueberflusses. Sein Pallast wurde mir zum Paradies. Ich unterrichtete seine Neffen, welche starben, und als er allein auf der Welt war, gab ich ihm dadurch, daß ich ihm ganz und gar seinem Willen lebte, zurück, was er seit zehn Jahren für mich gethan hatte.

Das Haus des Grafen hatte bald keine Geheimnisse mehr für mich; oft sah ich den Gebieter emsig in alten Büchern nachschlagen und den Staub von Familienhandschriften durchwühlen. Als ich ihm eines Tags die unnützen Nachtwachen und eine gewisse Niedergeschlagenheit vorwarf, welche auf dieselben folgte, schaute er mich bitter lächelnd an und öffnete mir ein Buch, die Geschichte der Stadt Rom enthaltend. Hier in dem zwanzigsten Kapitel des Lebens von Papst Alexander VI. standen folgende Zeilen, die ich nie habe vergessen können.

„„Die großen Kriege der Romagna waren beendigt; Cesare Borgia, der seine Eroberung beschlossen hatte, brauchte Geld, um ganz Italien zu erkaufen; der Papst hatte ebenfalls Geld nöthig, um mit dem König von Frankreich, Ludwig XII., der trotz seiner letzten Unfälle immer noch mächtig war, zu Ende zu kommen. Es handelte sich also darum, eine gute Speculation zu machen, was in dem armen, erschöpften Italien eine schwierige Sache war.

„„Seine Heiligkeit beschloß, zwei Cardinäle zu ernennen.

„„Wählte der heilige Vater zwei vornehme und besonders zwei reiche Personen von Rom, so ging Folgendes aus seiner Speculation für ihn hervor: zuerst hatte er die großen Stellen und herrlichen Aemter zu verkaufen, in deren Besitz diese zwei zukünftigen Car-

näle waren; ſodann konnte er auf einen ſehr glänzenden reis für den Verkauf der zwei Hüte rechnen.

„„Es blieb noch ein dritter Theil der Speculation, elcher bald zum Vorſchein kommen wird. Der Papſt nd Ceſare Borgia fanden vor Allem die zwei zukünftigen ardinäle; es waren dies Giovanni Roſpiglioſi, der für ch allein vier von den höchſten Würden des heiligen tuhles inne hatte, und Ceſare Spada, einer der edelſten nd reichſten Römer. Beide fühlten den Werth einer lchen Gunſt von Seiten des Papſtes; ſie waren ehreizig. Waren dieſe Männer gefunden, ſo fand Ceſare ald auch Käufer für ihre Stellen.

„„Daraus ging hervor, daß Roſpiglioſi und Spada ür ihre Cardinalshüte und acht Andere dafür bezahlten, aß ſie wurden, was die zwei Cardinäle neuerer Schöpfung orher geweſen waren. Es floßen acht mal hunderttauſend haler in die Kaſſen der Speculanten.

„„Es iſt nun Zeit, zu dem letzten Theile der Speulation überzugehen. Nachdem der Papſt Roſpiglioſi nd Spada mit Schmeicheleien überhäuft, nachdem er nen die Inſignien der Cardinalswürde übertragen atte, lud er, überzeugt, daß ſie, um die nicht eingeildete Schuld ihrer Dankbarkeit abzutragen, zum Beuf ihrer Feſtſtellung in Rom ihr Vermögen hatten alifiren müſſen, lud er ſagen wir, in Gemeinſchaft mit eſare Borgia dieſe zwei Cardinäle zum Mittagsmahle n. Es war dies der Gegenſtand eines Streites zwihen dem heiligen Vater und ſeinem Sohne. Ceſare chte, man könnte eines von den Mitteln gebrauchen, elches er ſtets für ſeine innigſten Freunde bereit hielt: ämlich einmal den berüchtigten Schlüſſel, mit welchem an gewiſſe Leute einen gewiſſen Schrank zu öffnen bat. ieſer Schlüſſel hatte eine kleine eiſerne Spitze, — eine achläſſigkeit des Arbeiters. Wandte man Gewalt an, m den Schrank zu öffnen, deſſen Schloß ſchwierig war, ſtach man ſich mit dieſer Spitze und ſtarb am andern age. Sodann war noch der Ring mit dem Löwenkopfe

vorhanden, den Cesare an den Finger steckte, wenn er g
wisse Händedrucke gab. Der Löwe biß in die Oberha
dieser begünstigten Hände, und der Biß hatte nach vi
und zwanzig Stunden den Tod zur Folge. Cesare schl
nun seinem Vater vor, die zwei Cardinäle entweder d
Schrank öffnen zu lassen oder jedem von ihnen ein
herzlichen Händedruck zu geben. Aber Alexander VI. e
wiederte ihm:

„„Es soll uns nicht auf ein Mittagsmahl ankomm
wenn es sich um die vortrefflichen Cardinäle Spada u
Rospiglioſi handelt. Es sagt mir irgend Etwas, daß w
das Geld dafür wiedererlangen werden. Ueberdies verge
Ihr, Cesare, daß sich eine Unverdaulichkeit sogleich erklär
während ein Stich oder ein Biß erſt nach einem od
zwei Tagen ihre Folge haben.““

„„Cesare fügte sich diesen Gründen, und die Ca
dinäle wurden zum Mittagsmahle eingeladen. Ma
bereitete die Tafel in einer Villa, welche der Pap
unfern von Rom beſaß: ein reizender Ort, den die Ca
dinäle dem Rufe nach kannten. Ganz betäubt von sein
neuen Würde machte Rospiglioſi seinen Magen u
sein besseres Geſicht zurecht; Spada aber, ein klug
Mann, der einzig und allein seinen Neffen, einen junge
Kapitän von den schönſten Hoffnungen liebte, nah
Papier, eine Feder, und machte sein Teſtament. Er li
sodann seinem Neffen sagen, er möge ihn in der Gegen
der Villa erwarten; aber es scheint, der Diener fand ih
nicht.

„„Spada kannte die Sitte der Einladungen. Se
dem das unendlich civiliſirende Chriſtenthum seine For
ſchritte nach Rom gebracht hatte, war es nicht me
ein Centurio, welcher im Namen des Tyrannen erſchi
und zu der betreffenden Perſon ſprach: „Cäſar will, da
du ſtirbſt; ſondern es kam ein Legat a latere mit lächeln
dem Munde und ſagte im Auftrage des Papſtes: „Sei
Heiligkeit wünſcht, daß Ihr mit ihr ſpeiſet.“ Spad
ging gegen zwei Uhr nach der Villa ab. Der Pap

wartete ihn. Das erſte Geſicht, welches ihm in die ugen fiel, war das ſeines herrlich geſchmückten Neffen, ı den Ceſare Borgia alle mögliche Artigkeiten ver- jwendete. Spada erbleichte, und Ceſare, der einen lick voll Ironie auf ihn abſchoß, ließ merken, daß er lles vorhergeſehen hatte, und daß die Falle gut ge- htet war.

„„Man ſpeiſte. Spada konnte nur ſeinen Neffen agen: „Haſt Du meine Botſchaft erhalten?“ Der effe verneinte und begriff vollkommen das Gewicht die- : Frage. Es war zu ſpät, denn er hatte bereits ein las vortrefflichen, beſonders von dem Mundſchenk des apſtes für ihn aufgeſtellten Wein getrunken. Spada h in demſelben Augenblick eine andere Flaſche kommen, n der man ihm gaſtfreundlich anbot. Eine Stunde ıchher erklärte ein Arzt, es ſeien Beide durch giftige chwämme vergiftet worden. Spada ſtarb auf der chwelle der Villa, der Neffe verſchied an ſeiner Thüre, dem er ſeiner Frau ein Zeichen machte, das dieſe nicht rſtand.

„„Sogleich fielen Ceſare und der Pabſt, unter m Vorwande, die Papiere unterſuchen zu müſſen, über : Erbſchaft her. Aber dieſe Erbſchaft beſtand in einem tücke Papier, auf welches Spada geſchrieben hatte: Ich vermache meinem Neffen meine Kiſten, meine Bü- er, worunter mein Brevier mit goldenen Ecken, mit m Wunſche, daß er mich im Andenken behalten möge.“ ie Erben ſuchten überall, bewunderten das Brevier, :trümmerten die Geräthſchaften, und ſtaunten, daß pada, der reiche Mann, in Wirklichkeit der Elendeſte r Oheime war; nirgends ein Schatz, wenn nicht in r Bibliothek oder in den Laboratorien enthaltene chätze der Wiſſenſchaft. Das war Alles: Ceſare und n Vater ſuchten, wühlten, ſpähten; man fand nichts er nur wenig: für tauſend Thaler Goldſchmiedsarbei- ı und für ungefähr eben ſo viel gemünztes Silber; ch der Neffe hatte Zeit gehabt, zurückkehrend zu ſeiner

Frau zu ſagen: „Suche unter den Papieren m
es iſt ein wirkliches Teſtament vorhanden.“

„„Man ſuchte vielleicht noch emſiger,
habenen Erben gethan hatten, aber es w
Es waren noch zwei Palläſte und eine Vill
Palatino vorhanden; zu jener Zeit hatten jed
weglichen Güter einen geringen Werth; die
und die Villa blieben der Familie als der
Papſtes und ſeines Sohnes unwürdig. Mon
verliefen; Alexander VI. ſtarb vergiftet, man
welchen Mißgriff: zugleich mit ihm vergift
Ceſare nur die Haut, wie eine Schlange, u
neue Hülle an, worauf das Gift Flecken, d
welche man auf einem Tigerfelle ſieht, zurü
gezwungen, Rom zu meiden, ließ er ſich in
lichen Scharmützel und beinahe von der G
geſſen tödten.

„„Nach dem Tode des Papſtes, nach der
ſeines Sohnes, erwartete man allgemein,
würde wieder in dem fürſtlichen Glanze erſ
ſie zur Zeit des Cardinals gehabt hatte; a
nicht ſo: die Spada blieben in einem
Wohlſtande, ein ewiges Geheimniß ruht
finſteren Angelegenheit, und es ging das C
ſare, ein beſſerer Politiker, als ſein Vater
Papſt das Vermögen der beiden Cardinä
ich ſage der beiden, weil der Cardinal Ro
keine Vorſichtsmaßregel getroffen hatte, völl
wurde.““

„Bis jetzt,“ unterbrach ſich Faria lä
wahr, bis jetzt ſcheint Ihnen dieſes ſehr un

„Oh! mein Freund,“ ſprach Dantes,
im Gegentheil vor, als läſe ich eine Chronik
Fahren Sie fort, ich bitte Sie.“

„Ich fahre fort:

„„Die Familie gewöhnte ſich an dieſe
Die Jahre verliefen. Unter den Abkömml

die Einen Soldaten, die Andern Diplomaten; Dieſe Geiſtliche, Jene Banquiers; die Einen bereicherten ſich, die Andern richteten ſich vollends zu Grunde. Ich komme zu den Letzten der Familie, zu demjenigen, deſſen Secretär ich war, zu dem Grafen Spada. Oft hörte ich ihn ſich über das Mißverhältniß ſeines Ranges nnd ſeines Vermögens beklagen, und rieth ihm deshalb, das Wenige, was ihm blieb, in Leibrenten anzulegen; er folgte dieſem Rathe und verdoppelte dadurch ſeine Einkünfte. Das berühmte Brevier war in der Familie geblieben, und der Graf Spada beſaß daſſelbe: man hatte es vom Vater auf den Sohn erhalten; denn die ſeltſame Clauſel des einzigen Teſtaments, welches man vorfand, hatte eine wahre Reliquie daraus gemacht, welche mit abergläubiſcher Verehrung in der Familie aufbewahrt wurde. Es war ein mit den ſchönſten gothiſchen Figuren ausgemaltes Buch und ſo ſchwer an Gold, daß es an großen Feſttagen ſtets ein Diener vor dem Cardinale hertrug.

„Bei dem Anblick von Papieren aller Art, von Titeln, Verträgen, Pergamenten, die man in den Familien-Archiven aufbewahrte, und welche insgeſammt von dem vergifteten Cardinal herrührten, machte ich es mir, wie zwanzig Diener, zwanzig Intendanten, zwanzig Secretäre, welche mir vorangegangen waren, ebenfalls zur Aufgabe, dieſe furchtbaren Stöße zu durchforſchen. Trotz meiner emſigen und gewiſſenhaften Nachſuchungen fand ich durchaus nichts. Ich hatte indeſſen eine genaue und beinahe ephemeriſche Geſchichte der Familie Borgia nicht nur geleſen, ſondern ſogar ſelbſt geſchrieben, einzig und allein in der Abſicht, mich zu überzeugen, ob ein Vermögenszuwachs dieſen Fürſten bei dem Tode des Cardinals Ceſare Spada zugekommen ſei, bemerkte aber nur eine Vermehrung durch die Güter des Cardinals Roſpigliosi, ſeines Unglücksgefährten. Ich war alſo beinahe ſicher, daß die Erbſchaft weder den Borgia, noch der Familie Nutzen gebracht hatte,

ſondern herrenlos geblieben war, wie jene Schätze der arabiſchen Mährchen, welche unter der Bewachung eines Geiſtes im Schooße der Erde ruhen. Ich wühlte, ich zählte, ich überrechnete tauſend und aber tauſend mal die Einnahmen und Ausgaben der Familie ſeit dreihundert Jahren; Alles war vergeblich; ich verharrte in meiner Unwiſſenheit und der Graf in ſeiner Armuth.

„Mein Patron ſtarb. Er hatte von ſeiner Leibrente ſeine Familienpapiere, ſeine aus fünftauſend Bänden beſtehende Bibliothek und ſein berühmtes Brevier ausgenommen; er vermachte mir dies Alles nebſt tauſend römiſchen Thalern, die er in baarem Gelde beſaß, unter der Bedingung, daß ich alljährig Meſſen leſen ließe und einen Stammbaum, ſo wie eine Geſchichte ſeines Hauſes entwerfen würde; was ich auch pünktlich vollzog . . . .

„Beruhigen Sie ſich, mein lieber Edmond, wir ſind dem Ende nahe . . . .

„Im Jahre 1807, einen Monat vor meiner Verhaftung, und vierzehn Tage nach dem Tode des Grafen von Spada, am 25. December (Sie werden ſogleich begreifen, warum mir das Datum dieſes merkwürdigen Tages im Gedächtniß geblieben iſt), las ich zum tauſendſten Male dieſe Papiere, welche ich zuſammenordnete, denn da der Pallaſt nunmehr einem Fremden gehörte, war ich im Begriff, von Rom zu ſcheiden, um mich in Florenz niederzulaſſen, wohin ich ein Dutzend tauſend Bücher, die ich beſaß, meine Bibliothek und mein berühmtes Brevier mitnehmen wollte, als ich ermüdet durch dieſes anhaltende Studiren, mißſtimmt durch ein unverdauliches Mittagsbrod meinen Kopf in meine beiden Hände fallen ließ und entſchlummerte; es war drei Uhr Nachmittags. Ich erwachte, als die Uhr ſechs Uhr ſchlug: ſobald ich den Kopf emporhob, ſah ich, daß ich mich in der tiefſten Finſterniß befand. Ich klingelte, damit man mir Licht brächte, Niemand kam. Nun beſchloß ich, mich ſelbſt zu bedienen, nahm mit einer Hand

ie Kerze, welche bereit ſtand, und ſuchte mit der andern,
n Ermanglung von Schwefelhölzchen, ein Papier, das
ch mit einem Reſte im Herde glimmenden Feuers anzu-
ünden gedachte; aber aus Furcht, in der Dunkelheit
in koſtbares Papier ſtatt eines unnützen zu nehmen,
ögerte ich, als es mir einfiel, daß ich in dem berühm-
en Brevier, das auf einem Tiſche neben mir lag, ein
ltes oben vergelbtes Papier geſehen hatte, welches ohne
weifel als Zeichen gebraucht und Jahrhunderte hin-
urch aus Ehrfurcht vor den Erben an ſeinem Platze
rhalten worden war. Ich ſuchte taſtend dieſes unnütze
Papier, fand daſſelbe, wickelte es zuſammen, ſtreckte es
ach der Flamme aus und zündete es an; doch unter
einen Fingern ſah ich, je mehr das Feuer zunahm, wie
urch einen Zauber gelbliche Charaktere aus dem weißen
Papier hervorkommen und auf dem Blatte erſcheinen.
Da erfaßte mich der Schrecken; ich drückte in meinen
Händen das Papier zuſammen, erſtickte das Feuer, und
ündete ſodann die Kerze unmittelbar am Herde an;
it einer nicht zu ſchildernden Bewegung öffnete ich das
erknitterte Schreiben und erkannte, daß mit einer ge-
eimnißvollen, ſympathetiſchen Tinte die Buchſtaben,
elche erſt bei der Berührung der lebendigen Wärme
um Vorſchein kamen, gezeichnet worden waren; etwas
ber ein Drittel dieſes Papieres hatte die Flamme ver-
ehrt. Es iſt das Papier, welches Sie dieſen Morgen
eleſen haben, Dantes; leſen Sie es noch einmal, und
h werde ihnen dann die unterbrochenen Sätze vervoll-
ändigen."

Und triumphirend bot Faria das Papier Dantes, der
iesmal gierig die mit einer röthlichen, roſtähnlichen Tinte
eſchriebenen Worte las:

„Heute den 25. April 1498 zum
lleranber VI. und befürchtend, nicht zu
ieß, wolle ſie von mir erben und be
nd Bentivoglio, welche an Gift
einem Univerſalerben, daß ich vergr

mit mir beſucht hat, nämlich in
Inſel Monte Chriſto, Alles was ich
Diamanten, Juwelen beſ
dieſes Schatzes, der ſich auf zwei Mil
allein bekannt iſt und daß er ihn ſind
zwanzigſten Stein vom Krek öſt.
Zwei Oeffnungen ſind in dieſen Grott
Der Schatz liegt in der entfernt
und dieſen Schatz vermache ich ihm und trete
einzigen Erben

25 Apr. 1498.

Ceſ...

„Nun leſen Sie das andere Papier," ſprach der Abbé und reichte Dantes ein zweites Blatt mit Bruchſtücken von Zeilen.

„Und nun halten Sie die zwei Bruchſtücke an einander und urtheilen Sie ſelbſt," fügte er bei, als er ſah daß Dantes zu der letzten Zeile gelangt war:

Dantes gehorchte; an einander gehalten, gaben die beiden Bruchſtücke Folgendes:

„Heute den 25. April 1498 zum ... Mittageſſen eingeladen von Seiner Heiligkeit Alexander VI. und befürchtend, nicht zu ... frieden damit, daß ſie mich meinen Hut bezahlen ließ, wolle ſie von mir erben und be ... reite mir das Schickſal der Cardinäle Caprara und Bentivoglio, welche an Gift ... ſtarben, erkläre ich meinem Neffen Guido Spada, meinem Univerſallegatar, daß ich vergr ... aben habe, an einem Orte, den er kennt, weil er ihn mit mir beſucht hat, nämlich in ... den Grotten der kleinen Inſel Monte Chriſto, Alles, was ich ... an Goldſtangen, gemünztem Golde, Edelſteinen, Diamanten, Juwelen beſ ... aß, daß das Vorhandenſein dieſes Schatzes, der ſich auf zwei Mil ... lionen röm. Thaler beläuft mir allein bekannt iſt, und daß er ihn ſind ... en wird, wenn er den zwanzigſten Stein vom Krek öſt ... lich angefangen weggehoben hat. Zwei Oeffnungen ſind in dieſen Grotten ... angebracht worden. Der Schatz

liegt in der entfernt... ersten Ecke der zweiten; und diesen Schatz vermache ich ihm und setze ... ich ihm in das volle Eigenthum ab, als meinen einzigen Erben.

25. Apr. 1498.

Cesare Spada.

„Nun! begreifen Sie endlich?“ fragte Faria.

„Das war die Erklärung des Cardinal Spada und das Testament, welches man so lange suchte,“ sprach Edmond, immer noch ungläubig.

„Ja, tausend Mal ja.“

„Wer hat es so wiederhergestellt?“

„Ich, der ich mit Hülfe des übriggebliebenen Bruchstückes den Rest errieth, indem ich die Länge der Zeilen nach der des Papieres maß, und in den verborgenen Sinn mittelst des sichtbaren Sinnes eindrang, wie man sich in einem unterirdischen Gange einen Rest von Licht, welcher von oben kommt, führen läßt.“

„Und was thaten Sie, als Sie diese Ueberzeugung erlangt zu haben glaubten?“

„Ich wollte abreisen, und reiste auch sogleich ab, wobei ich den Anfang meiner großen Arbeit über die Einheit eines Königreiches Italien mit mir nahm; aber die kaiserliche Polizei, welche damals, im Widerspruche mit dem, was Napoleon gewollt hat, seitdem ihm ein Sohn geboren worden ist, die Theilung der Provinzen wollte, hatte seit langer Zeit die Augen auf mich gerichtet; meine eilige Abreise, deren Ursache sie entfernt nicht ahnte, erregte Verdacht bei ihr, und ich wurde in dem Augenblicke, wo ich mich in Piombino einschiffte, verhaftet. Nun, mein Freund,“ fuhr Faria fort, indem er Dantes mit einem beinahe väterlichen Ausdrucke anschaute, „nun wissen Sie so viel als ich. Wenn wir uns je mit einander flüchten, so gehört die Hälfte meines Schatzes Ihnen; sterbe ich hier und Sie fliehen allein, so gehört er Ihnen ganz.“

„Aber,“ fragte Dantes zögernd, „ist in der Welt

nicht irgend Jemand, der mehr rechtlichen Anſpruch auf dieſen Schatz hätte, als wir?"

„Nein, nein, beruhigen Sie ſich, die Familie iſt völlig ausgeſtorben. Der letzte Graf von Spada hat mich überdies zu ſeinem Erben eingeſetzt; indem er mir dieſes ſymboliſche Brevier vermachte, vermachte er mir auch, was es enthielt. Nein, nein, ſeien Sie unbeſorgt, wenn wir von dieſem Vermögen Beſitz ergreifen, können wir es ohne Gewiſſensbiſſe genießen."

„Und Sie ſagen, dieſer Schatz belaufe ſich ...?"

„Auf zwei Millionen römiſche Thaler, ungefähr dreizehn Millionen unſeres Geldes."

„Unmöglich!" rief Dantes erſchrocken über dieſe ungeheure Summe.

„Unmöglich! Und warum?" verſetzte der Greis. „Die Familie Spada war eine der älteſten und mächtigſten Familien des fünfzehnten Jahrhunderts. Ueberdies ſind in Zeiten, wo es gänzlich an Speculation und Gewerbfleiß gebricht, ſolche Anhäufungen von Gold und Juwelen nicht ſelten; noch heutigen Tages gibt es römiſche Familien, welche Hungers ſterben, und gegen eine Million in Diamanten und Edelſteinen beſitzen, die ſich durch Majorat vererbt haben und von ihnen nicht veräußert werden dürfen."

Edmond glaubte zu träumen; er ſchwebte zwiſchen der Ungläubigkeit und der Freude.

„Ich habe die Sache nur ſo lange vor Ihnen geheim gehalten," fuhr Faria fort, „einmal um Sie zu prüfen, und dann um Sie zu überraſchen. Wären wir vor meinem Starrſuchtanfall geflohen, ſo hätte ich Sie nach Monte Chriſto geführt; nun aber," fügte er mit einem Seufzer bei, „werden Sie mich führen. Wie, Dantes, Sie danken mir nicht?"

„Dieſer Schatz gehört Ihnen, mein Freund," ſprach Dantes; „er gehört Ihnen allein, und ich habe kein Recht darauf; ich bin kein Verwandter von Ihnen."

„Sie ſind mein Sohn, Dantes," rief der Greis.

„Sie ſind das Kind meiner Gefangenſchaft. Mein ſtand verurtheilte mich zum Cölibat; Gott hat Sie geſchickt, um zugleich den Mann, der nicht Vater, den Gefangenen, der nicht frei ſein konnte, zu tröſten.“

Und Faria ſtreckte den Arm, der ihm blieb, ge Dantes aus, und dieſer fiel ihm weinend um den Hal

---

Neunzehntes Kapitel.

Der dritte Anfall.

Nun, da dieſer Schatz, welcher der Gegenſtand ſo langen Nachſinnens des Abbé geweſen war, das zukünftige Glück desjenigen ſichern konnte, welchen er wirklich wie ſeinen Sohn liebte, hatte er in ſeinen Augen einen doppelten Werth; jeden Tag verweilte er bei dem Betrage dieſes Schatzes und ſetzte Dantes auseinander, was ein Menſch in unſeren Zeiten mit einem Vermögen von dreizehn bis vierzehn Millionen ſeinen Freunden Gutes thun önnte; dann verfinſterte ſich das Antlitz von Dantes, enn ſein Racheſchwur trat vor ſein Inneres, und er beachte, wie viel Schlimmes in unſeren Zeiten ein Menſch it einem Vermögen von dreizehn bis vierzehn Millionen inen Feinden zuzufügen vermochte.

Der Abbé kannte die Inſel Monte Chriſto nicht, er Dantes kannte ſie, er war oft an dieſer Inſel vorrgekommen, welche fünf und zwanzig Meilen von Piaa zwiſchen Corſica und der Inſel Elba liegt, und nal hatte er daſelbſt auch angehalten. Dieſe Inſel

war, iſt immer geweſen, und iſt noch völlig öde; es iſt ein Felſen von beinahe coniſcher Form, der, wie es ſcheint, durch irgend einen vulkaniſchen Ausbruch aus der Tiefe des Abgrundes auf die Oberfläche des Meeres emporgetrieben wurde. Dantes entwarf Faria einen Plan der Inſel, und Faria gab Dantes Rathſchläge über die Mittel, welche anzuwenden wären, um den Schatz wiederzufinden.

Aber Dantes war entfernt nicht ſo enthuſiaſtiſch und vertrauensvoll wie der Greis; allerdings hatte er ſich nun überzeugt, daß Faria kein Verrückter war, und die Art, wie er die Entdeckung gemacht, der zu Folge man ihn für einen Wahnwitzigen gehalten hatte, vermehrte noch ſeine Bewunderung für ihn; er konnte jedoch nicht glauben, daß das vergrabene Gut, angenommen, es habe beſtanden, noch beſtehe, und wenn er den Schatz auch nicht als chimäriſch betrachtete, ſo betrachtete er ihn doch als abweſend. Doch als wollte das Geſchick die Gefangenen ihrer letzten Hoffnung berauben und ihnen begreiflich machen, ſie waren zu einer ewigen Gefangenſchaft verurtheilt, traf ſie ein neues Unglück: die Gallerie am Rande des Meeres, welche ſeit langer Zeit einzuſtürzen drohte, war wieder aufgebaut worden; man hatte die Schichten wiederhergeſtellt und mit ungeheuren Felsblöcken das von Dantes bereits halb gefüllte Loch verſtopft; ohne dieſe Vorſichtsmaßregel von Dantes, welche dem jungen Manne, wie man ſich erinnert, von dem Abbé gerathen wurde, wäre ihr Unglück noch viel größer geweſen, denn man hätte ihren Entweichungsverſuch entdeckt und ſie unzweifelbar getrennt. Eine neue Thüre, ſtärker, unerbittlicher als die anderen, hatte ſich alſo vor ihnen geſchloſſen.

„Sie ſehen," ſagte Dantes mit ſanfter Traurigkeit zu Faria, „Sie ſehen, daß mir Gott ſogar das Verdienſt deſſen, was Sie meine Ergebenheit für Sie nennen, nehmen will. Ich habe Ihnen verſprochen, ewig bei Ihnen zu bleiben, und es ſteht mir nun nicht mehr

n Verſprechen zu halten; ich werde den Schatz
venig haben, als Sie, und wir ſollen weder der
ch der Andere von hier wegkommen. Uebrigens
ihrer Schatz, Freund, derjenige, welcher mich
i düſteren Mauern dieſes Gefängniſſes erwartete,
Gegenwart, iſt unſer Zuſammenſein fünf bis
unden täglich, trotz unſerer Kerkermeiſter. Es
Verſtandesſtrahlen, die Sie in mein Gehirn er-
s ſind die Sprachen, die Sie in mein Gedächt-
anzt haben und die nun mit allen ihren philolo-
Verzweigungen emporttreiben. Die verſchiedenen
aſten, die Sie mir durch die tiefen Kenntniſſe,
Sie davon beſitzen, und durch die Schärfe d
ze, auf welche Sie dieſelben zurückführten, ſo
chten, ſie ſind mein Schatz, Freund, darin haben
reich und glücklich gemacht. Glauben Sie mir
len Sie ſich, dies iſt für mich mehr werth,
nen Goldes und Kiſten voll Diamanten, und
auch nicht problematiſch wie jene Wolken, die
Morgen über dem Meere ſchweben ſieht, die
feſtes Land hält, während ſie ſich verdunſten,
gen und verſchwinden, wenn man ihnen näher
Sie ſo lange als möglich bei mir haben, Ihre
Stimme hören, meinen Geiſt ſchmücken, mein Ge-
hlen, meine ganze Organiſation zu großen und
en Dingen fähig machen, wenn ich je frei werde,
t ausführen, daß die Verzweiflung, der ich mich
wollte, als ich Sie kennen lernte, keinen Platz
det, das iſt mein Vermögen; und es iſt nicht
), ich habe es Ihnen wirklich zu verdanken, und
len der Erde, und wären es lauter Ceſare Borgia,
:n es mir nicht zu entreißen."

darauf folgenden Tage waren auch für die
glücklichen, wenn nicht gerade glückliche Tage,
igſtens Tage, welche ſchnell vergingen. Faria,
lange Zeit das tiefſte Stillſchweigen über den

Schatz beobachtet hatte, kam jetzt bei jeder Gelegenheit darauf zu sprechen. Er blieb, wie er es vorhergesehen, am rechten Arme und am linken Beine gelähmt, und verlor beinahe jede Hoffnung, jemals wieder davon Gebrauch machen zu können; aber er träumte beständig für seinen jungen Gefährten entweder eine Befreiung oder eine Entweichung, und er ergötzte sich dann daran für ihn. Aus Furcht, die Schrift könnte eines Tages verloren gehen, nöthigte er Dantes, sie auswendig zu lernen, und Dantes konnte sie auch von dem ersten bis zum letzten Worte auswendig. Dann zerstörte er den zweiten Theil, fest überzeugt, daß man den ersten finden und sich desselben bemächtigen könnte, ohne den wahren Sinn zu errathen. Zuweilen gingen ganze Stunden damit hin, daß Faria Dantes Lehren gab, welche ihm am Tage seiner Freiheit ersprießlich sein müßten. Von dem Tage, von der Stunde, von dem Augenblicke seiner Befreiung an sollte er nur noch einen einzigen Gedanken haben, den, Monte Christo durch irgend ein Mittel zu erreichen, dort unter einem Vorwande, der keinen Verdacht erregen würde, zu bleiben, und einmal daselbst, einmal allein, die wunderbaren Grotten wiederzufinden suchen und den bezeichneten Ort zu durchforschen; der bezeichnete Ort war, wie man sich erinnert, der entfernteste Winkel der zweiten Oeffnung.

Mittlerweile vergingen die Stunden, wenn nicht rasch, doch wenigstens erträglich; ohne den Gebrauch seiner Hand und seines Beines wiedergefunden zu haben, hatte Faria doch die ganze Schärfe seines Geistes wiedererlangt, und allmälig, außer den von uns erwähnten moralischen Kenntnissen, seinem jungen Gefährten das geduldige und erhabene Gewerbe des Gefangenen beigebracht, der aus nichts etwas zu machen weiß. Faria suchte sich zu beschäftigen, aus Furcht sich altern zu sehen, Dantes aus Furcht, sich seiner beinahe erloschenen Vergangenheit zu erinnern, welche in der Tiefe seines Gedächtnisses schwebte, wie ein fernes in der

ıcht ſich verlierendes Bild; Alles ging ſomit wie bei jenen
iſtenzen, woran das Unglück nichts verändert hat und
lche maſchinenmäßig und ruhig unter dem Auge der
ɔrſehung verlaufen. Doch unter dieſer ruhigen Ober-
che gab es in dem Herzen des jungen Mannes und in
n des Greiſes vielleicht viele zurückgehaltene Ergüſſe,
le zurückgedämmte Seufzer, welche zu Tage ausgingen,
nn Faria allein war und Edmond ſich in ſeine Zelle
ɔrückgezogen hatte.

In einer Nacht erwachte Edmond plötzlich und glaubte
) rufen gehört zu haben. Er öffnete die Augen und
hte die dichte Finſterniß zu durchdringen. Sein Name
ɛr vielmehr eine klagende Stimme, welche ſeinen Namen
artikuliren ſich bemühte, gelangte bis zu ihm. Er er-
b ſich in ſeinem Bette und horchte, Angſtſchweiß auf
: Stirne. Es unterlag keinem Zweifel mehr, die Klage
n aus dem Kerker ſeines Gefährten.

„Großer Gott!“ murmelte Dantes, „ſollte es . . ?“

Und er verrückte ſein Bett, zog den Stein heraus,
te in den Gang und gelangte zu dem entgegengeſetzten
ıde; die Platte war aufgehoben. Bei dem Schimmer
: ungeſtalten, flackernden Lampe, von der wir früher
ſprochen haben, ſah Edmond den Greis bleich, noch ſtehend
d ſich an dem Holze ſeines Bettes anklammernd. Seine
ıge waren verſtört durch die Dantes bereits bekannten
ymptome, welche ihn ſo ſehr erſchreckt hatten, als er ſie
m erſten Male wahrnahm.

„Nun, mein Freund,“ ſagte Faria gelaſſen, „nicht
ıhr, Sie begreifen, und ich brauche Ihnen nichts zu
ɛlären?“

Edmond ſtieß einen ſchmerzlichen Schrei aus, ſtürzte
llig den Kopf verlierend nach der Thüre und rief:

„Zu Hülfe! zu Hülfe!“

Faria hatte noch die Kraft, ihn am Arme zurückzu-
lten.

„Stille!“ ſagte er, „oder Sie ſind verloren. Wir

wollen nur an Sie denken, mein Freund, um Ihre Ge-
fangenſchaft erträglich oder Ihre Flucht möglich zu machen
Sie brauchten Jahre, um alles das allein wiederherzu-
ſtellen, was ich hier gemacht habe, und was auf der
Stelle zerſtört würde, wenn unſere Wächter von unſerem
Einverſtändniß Kenntniß bekämen. Seien Sie übrigens
unbeſorgt, mein Freund, das Gefängniß, welches ich ver-
laſſe, wird nicht lange leer bleiben; ein anderer Unglück-
licher wird meinen Platz einnehmen. Dieſem Anderen
werden Sie wie ein rettender Engel erſcheinen. Vielleicht
iſt er jung, ſtark und geduldig wie Sie, und kann Sie
in Ihrer Flucht unterſtützen, während ich ſie verhinderte.
Sie werden nicht mehr einen halben Leichnam an ſich
gefeſſelt haben, um alle Ihre Bewegungen zu lähmen.
Gott thut offenbar endlich etwas für Sie; er gibt Ihnen
mehr, als er Ihnen nimmt, und es iſt Zeit, daß ich
ſterbe."

Edmond vermochte nur die Hände zu falten und aus-
zurufen:

„Oh! mein Freund, mein Freund, ſchweigen Sie!"

Dann ſeine durch dieſen unvorhergeſehenen Schlag einen
Augenblick erſchütterten Kräfte, und ſeinen durch die Worte
des Greiſes geſunkenen Muth wieder zuſammenraffend
ſprach er:

„Oh! ich habe Sie bereits ein Mal gerettet und
werde Sie gewiß zum zweiten Male retten."

Und er hob den Fuß des Bettes auf und zog die
von dem rothen Saft noch halb volle Flaſche hervor.

„Sehen Sie," ſagte er, „es iſt noch von dem retten-
den Tranke übrig. Geſchwinde, ſagen Sie mir, was habe
ich zu thun? Bedarf es neuer Inſtructionen? Sprechen
Sie, mein Freund, ich höre."

„Es iſt keine Hoffnung mehr vorhanden," erwie-
derte Faria den Kopf ſchüttelnd, „doch gleichviel, Gott
will, daß der Menſch, den er geſchaffen hat und in
deſſen Herz er die Liebe zum Leben ſo tiefe Wurzeln
ſchlagen ließ, Alles thue, was er vermag, um dieſes

weilen ſo peinliche, ſtets aber ſo theure Daſein zu er-
alten."

„Oh! ja, ja!" rief Dantes, und ich werde Sie
tten."

„Wohl! verſuchen Sie es, die Kälte übermannt mich,
h fühle, wie das Blut meinem Gehirn zuſtrömt, das
rchtbare Zittern, das meine Zähne klappern macht und
eine Knochen zu trennen ſcheint, beginnt an meinem
örper zu rütteln; in fünf Minuten wird das Uebel aus-
echen, in einer Viertelſtunde iſt nur noch eine Leiche von
ir übrig."

„Oh!" rief Dantes, das Herz von Schmerzen zer-
ſſen.

„Sie machen es wie das erſte Mal, nur warten Sie
cht ſo lange. Alle Federn des Lebens ſind zu dieſer
ſtunde ſehr abgenutzt und der Tod," fuhr er auf ſeine
elähmten Glieder deutend fort, „wird nur noch die Hälfte
s Geſchäftes zu verrichten haben. Sehen Sie, wenn
ie mir zwölf Tropfen ſtatt zehn eingeflößt, daß ich nicht
: mir komme, ſo flößen Sie mir den Reſt ein. Nun
agen Sie mich auf mein Bett, denn ich kann nicht mehr
hen."

Edmond nahm den Greis in ſeine Arme und legte
n auf ſein Bett.

„Mein Freund," ſprach Faria, „einziger Troſt meines
enden Lebens, Sie, den mir der Himmel ein wenig ſpät
gegeben, aber dennoch gegeben, als ein unſchätzbares Ge-
ſchenk, wofür ich ihm danke, in dem Augenblick, wo wir
ns für immer trennen, wünſche ich Ihnen alles Glück,
e ganze Wohlfahrt, die Sie verdienen. Mein Sohn,
) ſegne Sie."

Der junge Mann warf ſich auf die Kniee und ſtützte
n Kopf an das Bett des Greiſes.

„Hören Sie wohl, was ich Ihnen in dieſem Augen-
licke ſage. Der Schatz der Spada iſt vorhanden; Gott
ſtattet, daß es für mich weder Entfernung noch Hin-
rniß mehr gibt. Ich ſehe ihn im Hintergrunde der

zweiten Greiſe, meine Augen durchdringen die Tiefen der Erde und ſind geblendet von ſo vielen Reichthümern ... Wenn Ihnen die Flucht gelingt, ſo erinnern Sie ſich, daß der arme Abbé, den die ganze Welt für verrückt hielt, es nicht war. Eilen Sie nach Monte Chriſto, benützen Sie unſer Vermögen, benützen Sie es, Sie haben genug gelitten."

Eine heftige Erſchütterung unterbrach den Greis. Dantes richtete den Kopf auf und ſah, wie ſeine Augen ſich roth unterliefen; es war, als ſtiege eine Blutwoge aus ſeiner Bruſt nach ſeiner Stirne auf.

„Gott befohlen!" murmelte der Greis, indem er krampfhaft nach der Hand des jungen Mannes griff; „Gott befohlen!"

„Oh! noch nicht, noch nicht," rief dieſer. „O mein Gott; verlaß uns nicht! ſteh' ihm bei ... Zu Hülfe! zu Hülfe! ..."

„Stille! ſtille!" murmelte der Sterbende, „damit man uns nicht trennt, wenn Sie mich retten."

„Sie haben Recht! Oh ja, ſeien Sie ruhig, ich werde Sie retten. Uebrigens ſcheinen Sie mir, obgleich Sie ſehr leiden, doch weniger zu leiden, als das erſte Mal."

„Oh! täuſchen Sie ſich nicht, ich leide weniger, weil weniger Kraft zum Leiden in mir iſt. In Ihrem Alter hat man Vertrauen zum Leben, es iſt das Vorrecht der Jugend, zu glauben und zu hoffen; aber die Greiſe ſehen den Tod klarer vor Augen. Oh! er kommt, er iſt da... es iſt vorbei ... mein Geſicht verliert ſich ... mein Geiſt entflieht ... Ihre Hand, Herr Dantes ... Gott befohlen! ..."

Und mit einer letzten Anſtrengung, wobei er alle ſeine Kräfte zuſammenraffte, ſich erhebend, ſprach er:

„Monte Chriſto! vergeſſen Sie Monte Chriſto nicht!"

Und er fiel auf ſein Bett zurück.

Die Kriſe war furchtbar: gekrümmte Glieder, aufgeſchwollene Augendeckel, ein blutiger Schaum, ein Kör-

r ohne Bewegung, dies war es, was auf dem Schmer-
nslager ſtatt des verſtändigen Weſens blieb, das ſich
nen Augenblick vorher niedergelegt hatte. Dantes
ahm die Lampe, ſtellte ſie oben an das Bett auf einen
rſpringenden Stein, von wo aus der zitternde Schein
it einem ſeltſamen, phantaſtiſchen Reflexe das entſtellte
eſicht und den trägen, ſteifen Körper beleuchtete. Hier
wartete er unerſchütterlich den Moment, um das ret-
nde Mittel einzuflößen. Als er glaubte, es wäre Zeit,
ückte er die Zähne auseinander, welche weniger Wider-
and boten, als das erſte Mal, zählte einen nach dem
ndern zwölf Tropfen, und wartete; die Phiole enthielt
ngefähr noch das Doppelte von dem, was er eingeflößt
atte. Er wartete zehn Minuten, eine Viertelſtunde,
ne halbe Stunde, nichts rührte ſich. Zitternd, die
aare ſtarr, die Stirne von kaltem Schweiß übergoſſen,
ählte er die Sekunden an den Schlägen ſeines Herzens.

Er dachte nun, der Augenblick wäre gekommen, um
n letzten Verſuch zu machen, näherte die Phiole den
äulichen Lippen von Faria und flößte ihm, ohne daß er
m die Kinnladen, welche offen geblieben waren, ausei-
ander zu drücken brauchte, den ganzen Trank ein. Das
Mittel brachte eine galvaniſche Wirkung hervor, ein hef-
ges Zittern ſchüttelte die Glieder des Greiſes, ſeine
ugen öffneten ſich furchtbar anzuſchauen, er ſtieß einen
Seufzer aus, der einem Schrei glich; dann kehrte dieſer
anze bebende Körper allmälig in ſeine Unbeweglichkeit
rück; die Augen allein blieben offen.

Eine halbe Stunde, eine Stunde, anderthalb Stun-
n vergingen. Während dieſer bangen anderthalb Stun-
n fühlte Edmond, über ſeinen Freund gebeugt, die
and auf ſein Herz gelegt, wie nach und nach dieſer
örper erkaltete und das immer dumpfere und tiefere
chlagen dieſes Herzens erloſch. Endlich lebte nichts
ehr, das letzte Beben des Herzens hörte auf, das Ge-
cht wurde bleifarbig, die Augen blieben offen, aber
r Blick verglaſte.

Es war ſechs Uhr Morgens, der Tag fing an zu ſcheinen, und ſein matter Strahl machte, in den Kerker eindringend, das ſterbende Licht der Lampe erbleichen. Seltſame Reflexe zogen über das Antlitz des Leichnams hin und gaben ihm von Zeit zu Zeit einen Anſchein von Leben. So lange dieſer Streit zwiſchen Tag und Nacht währte, konnte Dantes noch zweifeln; aber ſobald der Tag geſiegt hatte, begriff er, daß er mit einer Leiche allein war. Da bemächtigte ſich ſeiner ein heftiger, unüberwindlicher Schrecken; er wagte es nicht mehr, dieſe Hand zu drücken, welche vom Bette herabhing; er wagte es nicht, ſeine Augen auf dieſe ſtarren, weißen Augen zu heften, die er vergebens zu ſchließen ſuchte, denn ſie öffneten ſich immer wieder. Er löſchte die Lampe aus, verbarg ſie ſorgfältig, und entfloh, indem er die Platte ſo gut als möglich wieder über ſeinem Haupte einzufügen ſuchte. Es war übrigens Zeit, der Kerkermeiſter ſollte kommen. Diesmal fing er ſeinen Beſuch bei Dantes an; als er deſſen Kerker verließ, wollte er ſich in den von Faria begeben, dem er Frühſtück und Wäſche brachte. Nichts deutete bei dieſem Menſchen an, daß er von dem, was vorgefallen war, Kenntniß hatte. Er entfernte ſich.

Dantes erfaßte nun eine unſägliche Ungeduld, zu erfahren, was in dem Kerker ſeines Freundes vorgehen würde; er kehrte deßhalb in den Gang zurück, und kam zu rechter Zeit, um die Stimme des Schließers zu hören, welcher nach Hülfe rief. Bald traten die andern Schließer ein; dann vernahm man den ſchweren, den Soldaten auch außer dem Dienſte eigenthümlichen Tritt. Hinter den Soldaten kam der Gouverneur. Edmond hört das Geräuſch des Bettes, worauf man den Leichnam hin und her bewegte; er hörte, wie der Gouverneur Befehl gab, ihm Waſſer in das Geſicht zu ſpritzen, und als er ſah, daß der Gefangene bei der Benetzung nicht zu ſich kam, den Arzt holen ließ. Der Gouverneur entfernte ſich, und einige Worte des Mitleids drangen vermiſcht mit ſpöttiſchem Lachen zu dem Ohre von Dantes.

„Vorwärts," ſagte der Eine, „der Narr hat ſich zu einen Schätzen begeben: glückliche Reiſe!"

„Mit allen ſeinen Millionen wird er nicht ſo viel haben, daß er ein Leintuch bezahlen kann," ſprach der Andere.

„Oh!" verſetzte ein Dritter, „die Leintücher von Caſtell If koſten nicht ſehr viel."

„Vielleicht wird man einigen Aufwand für ihn machen," ſagte derjenige, welcher zuerſt geſprochen hatte.

„Es mag ihm die Ehre des Sackes zu Theil werden."

Edmond horchte und verlor kein Wort, verſtand aber nicht viel von allem dem. Bald erloſchen die Stimmen und es kam ihm vor, als ob die Leute die Zelle verließen. Er wagte es jedoch nicht, hinein zu gehen, denn man konnte einen Schließer zu Bewachung des Todten zurückgelaſſen haben. Er blieb daher ſtumm, unbeweglich und hielt ſeinen Athem an ſich. Nach Verlauf einer Stunde belebte ſich die Stille durch ein Geräuſch, das bald zunahm. Es war der Gouverneur, welcher, gefolgt von dem Arzte und mehreren Officieren, zurückkehrte.

Es wurde wieder einen Augenblick ſtill; der Arzt näherte ſich offenbar dem Bette und unterſuchte den Leichnam. Bald begannen die Fragen. Der Arzt analyſirte das Uebel, welchem der Kranke unterlegen war, und erklärte ihn für todt. Fragen und Antworten wurden mit einer Gleichgültigkeit gemacht, welche Dantes empörte es ſchien ihm, als müßte die ganze Welt für den armen Abbé einen Theil der Zuneigung fühlen, die er für ihn hegte.

„Es ärgert mich, was Sie mir da ankündigen," ſprach der Gouverneur, in Erwiederung der von dem Arzte kundgegebenen Gewißheit über den Tod des Greiſes; „es war ein ſanfter, harmloſer, mit ſeiner Narrheit beluſtigender und beſonders leicht zu bewachender Gefangener."

„Oh!" verſetzte der Schließer, „oh! man hätte ihn gar nicht bewachen dürfen. Ich ſtehe dafür, der wäre

fünfzig Jahre hier geblieben, ohne einen Entweichungsversuch zu machen."

„Meiner Anſicht nach," ſprach der Gouverneur, „wäre es indeſſen nothwendig, trotz Ihrer Ueberzeugung, — nicht als ob ich an Ihrer Wiſſenſchaft zweifelte, ſondern meiner eigenen Verantwortlichkeit wegen — uns zu verſichern, daß der Gefangene wirklich todt iſt."

Es herrſchte einen Augenblick vollkommenes Stillſchweigen; immer horchend dachte Dantes, der Arzt unterſuche und betaſte nun zum zweiten Male den Leichnam.

„Sie können unbeſorgt ſein," ſagte der Arzt ſodann, „er iſt todt, dafür ſtehe ich Ihnen."

„Sie wiſſen, mein Herr," verſetzte beharrlich der Gouverneur, „Sie wiſſen, daß wir uns bei ſolchen Fällen mit der einfachen Prüfung nicht begnügen; wollen Sie daher, trotz alles Anſcheins, die Sache nach den vom Geſetze vorgeſchriebenen Förmlichkeiten behandeln."

„Man laſſe Eiſen glühend machen," ſprach der Arzt; „doch in der That, dieſe Vorſichtsmaßregel iſt überflüſſig."

Der Befehl, Eiſen glühend zu machen, erregte Schauder in Dantes. Man hörte eilige Tritte, das Aechzen der Thüre, ein Hin- und Hergehen im Innern, und nach einigen Augenblicken trat ein Schließer ein und ſagte:

„Hier iſt die Gluth mit einem Eiſen."

Es wurde abermals ſtille, dann vernahm man das Kniſtern des brennenden Fleiſches, deſſen dichter, widriger Geruch die Mauer durchdrang, hinter welcher Dantes voll Schrecken horchte. Bei dieſem Geruche von verkohltem Menſchenfleiſch, ſchoß der Schweiß aus der Stirne des jungen Mannes, und er glaubte, ohnmächtig zu werden.

„Sie ſehen mein Herr, daß er todt iſt," ſprach der Arzt; „dieſer Brand auf der Ferſe entſcheidet: der arme Narr iſt von ſeinem Wahne geheilt und von ſeiner Gefangenſchaft befreit."

„Nannte er ſich nicht Faria?“ fragte einer von den Officieren, welche den Gouverneur begleiteten.

„Ja, mein Herr, und dies war, wie er behauptete, ſein alter Name; er war übrigens ſehr gelehrt und ganz vernünftig in allen Punkten, welche nicht ſeinen Schatz berührten: doch in dieſer Hinſicht ließ ſich nichts mit ihm machen.“

„Es iſt dies ein Leiden, welches wir Monomanie nennen,“ ſagte der Arzt.

„Sie haben ſich nie über ihn zu beklagen gehabt,“ fragte der Gouverneur den Schließer, welcher dem Abbé die Lebensmittel zu bringen beauftragt geweſen war.

„Nie, Herr Gouverneur,“ antwortete dieſer, „nie, gar nie; er unterhielt mich im Gegentheil früher ungemein, indem er mir Geſchichten erzählte; als meine Frau eines Tages krank war, gab er mir ſogar ein Recept, das ſie heilte.“

„Ah! ah!“ rief der Arzt, „ich wußte nicht, daß ich es mit einem Kollegen zu thun hatte; ich hoffe, Herr Gouverneur,“ fügte er lachend bei, „Sie werden ihn dem gemäß behandeln.“

„Ja, ja, ſeien Sie unbeſorgt; er ſoll anſtändig in dem neueſten Sack, den man finden kann, begraben werden; ſind Sie damit zufrieden?“

„Haben wir dieſe letzte Förmlichkeit in Ihrer Gegenwart zu erfüllen, Herr Gouverneur?“ fragte der Schließer.

„Allerdings; aber man beeile ſich nicht; ich kann nicht den ganzen Tag in dieſer Stube bleiben.“

Neues Kommen und Gehen ließ ſich vernehmen; einen Augenblick nachher drang ein Geräuſch wie von Leinwand, welche an einander gerieben wird, an das Ohr von Dantes, das Bett krachte auf ſeinen Federn, ein ſchwerer Tritt, wie der eines Mannes, welcher eine Laſt aufhebt, drückte auf die Platte, dann krachte das Bett abermals unter der Laſt, die man ihm zurückgab.

„Dieſen Abend,“ ſagte der Gouverneur.

„Wird eine Meſſe ſtattfinden?“ fragte einer von Officieren.

„Unmöglich,“ antwortete der Gouverneur. „Der Kaplan des Schloſſes hat mich geſtern um einen Urla gebeten, um auf acht Tage nach Thiers zu reiſen. habe mich für meine Gefangenen während dieſer ganz Zeit verantwortlich gemacht; der arme Abbé hätte nicht ſo ſehr beeilen dürfen, und er würde ſein Requi bekommen haben.“

Bah! bah!“ ſagte der Arzt, mit den Leuten ſei Gewerbes eigenthümlichen Gottloſigkeit, „er iſt ein Gl licher, der Herr wird auf den Stand Rückſicht neh und der Hölle nicht das boshafte Vergnügen machen, einen Prieſter zuzuſchicken.“

Ein ſchallendes Gelächter erfolgte auf dieſen ſchl ten Scherz. Mittlerweile wurden die Vorbereitun zum Begräbniß fortgeſetzt.

„Dieſen Abend,“ ſagte der Gouverneur, als a damit zu Ende war.

„Um welche Stunde,“ fragte der Kerkermeiſter.

„Gegen zehn oder eilf Uhr.“

„Soll man bei dem Todten wachen?“

„Warum? Man ſchließt den Kerker, als ob er le mehr nicht.“

Hierauf entfernten ſich die Tritte, die Stimmen u den ſchwächer, das Geräuſch der Thüre mit ihrem menden Schloſſe und ihren ächzenden Riegeln ließ vernehmen. Ein Stillſchweigen, düſterer als das Einſamkeit, ergriff Alles, ſelbſt die vereiſte Seele jungen Mannes. Dann hob er ſachte die Platte ſeinem Kopfe auf und warf einen forſchenden Blic die Zelle; die Zelle war leer. Dantes trat aus Gallerie.

Zwanzigſtes Kapitel.

Der Friedhof von Caſtell Jf.

Auf dem Bette ſah man, ſeiner Länge nach gelegt und ſchwach durch einen nebeligen Tag beleuchtet, der durch das Fenſter drang, einen Sack von grober Leinwand, unter deſſen Falten ſich verworren eine lange, ſteife Geſtalt hervorhob; es war das letzte Leintuch von Faria, dieſes Leintuch, welches nach den Worten der Schließer ſo wenig koſtete. Somit war Alles vorbei; es beſtand bereits eine materielle Trennung zwiſchen Dantes und ſeinem alten Freunde; er konnte dieſe Augen nicht mehr ſehen, welche offen geblieben waren, als wollten ſie über den Tod hinaus ſchauen; er konnte dieſe fleißige Hand nicht mehr drücken, welche für ihn den Schleier verborgener Dinge gelüftet hatte. Faria, der nützliche, der gute Gefährte, an den er ſich mit ſo viel Kraft gewöhnt hatte, war nur noch in ſeiner Erinnerung vorhanden. Da ſetzte er ſich oben an ſein Bett und verſank in düſtere, bittere Schwermuth.

Allein! er war wieder allein geworden! er war in das Stillſchweigen zurückgefallen und fand ſich abermals dem Nichts gegenüber. Allein, nicht einmal mehr der Anblick, nicht einmal mehr die Stimme des einzigen menſchlichen Weſens, durch das er noch mit der Erde zuſammenhing! War es nicht beſſer, auf die Gefahr, durch das finſtere Thor der Leiden wandern zu müſſen, hinzugehen und Gott über das Räthſel des Lebens zu befragen? Durch ſeinen Freund verjagt, durch deſſen Gegenwart entfernt, erhob ſich wieder der Gedanke des Selbſtmordes wie ein Geſpenſt vor der Leiche von Faria.

„Wenn ich ſterben könnte,“ ſagte er, „ſo ginge ich, wohin er geht, und würde ihn ſicherlich finden. Aber

wie ſterben? Das iſt ſehr leicht," fuhr er lachend fort. „Ich bleibe hier, werfe mich auf den Erſten, welcher eintritt, erdroſſele ihn, und man guillotinirt mich."

Aber da bei den großen Schmerzen, wie bei den großen Stürmen der Abgrund ſich zwiſchen den zwei Wellengipfeln findet, ſo wich Dantes bei dem Gedanken an dieſen entehrenden Tod zurück, und ging plötzlich von ſeiner Verzweiflung zu einem glühenden Durſte nach Leben und Freiheit über.

„Sterben! o nein! es lohnt ſich nicht der Mühe, ſo viel gelebt, ſo viel gelitten zu haben, um jetzt zu ſterben. Sterben! das war gut, als ich den Entſchluß dazu faßte, früher, vor Jahren; doch nun hieße es wahrlich mein elendes Geſchick nur zu ſehr unterſtützen. Nein, ich will leben; nein, ich will bis zum Ende kämpfen; nein, ich will das Glück, das man mir geſtohlen hat, wiedererringen. Ich vergaß, daß ich, ehe ich ſterbe, meine Henker zu beſtrafen, und, wer weiß? vielleicht auch einige Freunde zu belohnen habe; aber nun vergißt man mich hier, und ich werde meinen Kerker nur wie Faria verlaſſen."

Bei dieſem Worte blieb Dantes unbeweglich, die Augen ſtarr, wie ein Menſch, der von einem Gedanken erfaßt wird, den aber dieſer Gedanke erſchreckt. Plötzlich ſtand er auf, fuhr mit der Hand nach der Stirne, als ob er den Schwindel hätte, ging einige Male in der Zelle auf und ab, nnd blieb dann wieder vor dem Bette ſtehen.

„Oh! oh!" murmelte er, „wer ſchickt mir dieſen Gedanken? Biſt Du es, mein Gott? Da nur die Todten von hinnen ziehen, ſo wollen wir die Stelle der Todten einnehmen."

Und als wollte er ſeinem Geiſte keine Zeit laſſen, dieſen verzweifelten Gedanken zu zerſtören, neigte er ſich über den häßlichen Sack, öffnete ihn mit dem Meſſer, das Faria gemacht hatte, zog den Leichnam heraus, trug ihn in ſeine Zelle, legte ihn auf ſein Bett,

umwickelte seinen Kopf mit dem linnenen Fetzen, dessen er sich gewöhnlich bediente, bedeckte ihn mit seiner Decke, küßte zum letzten Male diese eisige Stirne, versuchte es, die widerspänstigen Augen zu schließen, welche, durch die Abwesenheit des Geistes furchtbar anzuschauen, fortwährend offen blieben, drehte den Kopf gegen die Wand, damit der Schließer, wenn er das Abendbrod brächte, glaubte, er wäre schlafen gegangen, wie er es oft gethan hatte, kehrte in die Gallerie zurück, zog das Bett an die Wand, ging in das andere Zimmer, holte aus dem Schranke Nadel und Faden, warf seine Lumpen ab, damit man unter der Leinwand das nackte Fleisch fühlen würde, schlüpfte in den ausgeleerten Sack, holte die Lage, welche der Leichnam gehabt hatte, und schloß die Naht wieder von innen. Man hätte sein Herz schlagen hören können, wenn man unglücklicher Weise in diesem Augenblick eingetreten wäre.

Dantes würde vielleicht bis nach dem Abendbesuche gewartet haben, aber er hatte bange, der Gouverneur dürfte bis dahin seinen Entschluß ändern, und man würde den Leichnam wegnehmen. Dann war seine letzte Hoffnung verloren. In jedem Fall war sein Plan nun festgestellt. Er gedachte folgender Maßen zu Werke zu gehen:

Erkannten die Todtengräber unter Weges, daß sie einen Lebendigen statt eines Todten trugen, so ließ ihnen Dantes keine Zeit sich zu besinnen; mit einem kräftigen Messerschnitte öffnete er den Sack von oben bis unten, benützte ihren Schrecken und entfloh; wollten sie ihn festnehmen, so wehrte er sich mit seinem Messer. Brachten sie ihn bis auf den Friedhof und legten sie ihn in ein Grab, so ließ er sich mit Erde bedecken; sobald hernach die Todtengräber den Rücken gewendet hatten, machte er sich Raum durch die weiche Erde und entfloh. Er hoffte, das Gewicht der Erde würde nicht zu groß sein, daß er es aufheben könnte. Täuschte er sich, war die Erde im Gegentheil zu schwer, so starb er erstickt, und desto besser: Alles war vorbei.

Dantes hatte seit dem vorhergehenden Tage nichts gegessen; am Morgen hatte er nicht an den Hunger gedacht, und er dachte noch nicht daran. Seine Lage war zu unsicher, um ihm Zeit zu gönnen, den Geist auf irgend einem andern Gedanken haften zu lassen. Die erste Gefahr, welche Dantes lief, war, daß der Schließer, wenn er um sieben Uhr sein Abendbrod brachte, die Verwechselung wahrnahm. Zum Glücke hatte Dantes aus menschenfeindlicher Laune oder aus Müdigkeit, den Schließer sehr oft im Bette liegend empfangen, und dann setzte dieser Mensch gewöhnlich sein Brod und seine Suppe auf den Tisch und entfernte sich, ohne mit ihm zu sprechen. Aber diesmal konnte der Schließer von seiner gewöhnlichen Stummheit abgehen, mit Dantes sprechen, und wenn er sah, daß dieser ihm nicht antwortete, sich dem Bette nähern und Alles entdecken.

Als sieben Uhr Abends herannahte, fing die Angst von Dantes wirklich an. An das Herz gedrückt, suchte die eine Hand dessen Schläge zurückzudrängen, während die andere den Schweiß seiner Stirne abwischte, der an den Schläfen herabrieselte; zuweilen durchlief ein Schauer seinen ganzen Körper und preßte ihm das Herz wie in einem eisigen Schraubstocke zusammen. Dann glaubte er, er würde sterben. Die Stunden verliefen, ohne eine Bewegung im Castell herbeizuführen und Dantes begriff, daß er dieser ersten Gefahr entgangen war. Das galt als ein gutes Vorzeichen. Zu der von dem Gouverneur bestimmten Stunde ließen sich endlich Tritte auf der Treppe hören. Edmond sah ein, daß der Augenblick gekommen war, raffte seinen ganzen Muth zusammen, und hielt den Athem an sich .... glücklich, wenn er zu gleicher Zeit und wie diesen die hastigen Pulsschläge seiner Arterien hätte zurück halten können.

Man blieb an der Thüre stehen; der Tritt war doppelt, Dantes errieth, daß es die zwei Todtengräber

waren, welche ihn holen ſollten. Dieſe Muthmaßung verwandelte ſich in Gewißheit, als er das Geräuſch hörte, das ſie beim Niederſtellen der Tragbahre machten. Die Thüre öffnete ſich, ein verſchleiertes Licht drang zu den Augen von Dantes; durch die Leinwand, die ihn bedeckte, ſah er, wie ſich zwei Schatten ſeinem Bette näherten. Ein dritter blieb, eine Stocklaterne in der Hand haltend, an der Thüre. Jeder von den beiden Männern, welche ſich dem Bette genähert hatten, faßte den Sack an einem von ſeinen Enden.

„Der iſt noch ſchwer für einen ſo magern Greis,“ ſagte einer von ihnen, indem er ihn beim Kopfe aufhob.

„Man ſagt, ein jedes Jahr füge ein halbes Pfund dem Gewichte der Knochen bei,“ ſprach der Andere, und faßte ihn bei den Füßen.

„Haſt Du Deinen Knoten gemacht?“ fragte der Erſte.

„Es wäre ſehr dumm, wenn wir uns eine unnütze Laſt aufladen würden,“ erwiederte der Zweite, „ich werde ihn unten machen.“

„Du haſt Recht, vorwärts!“

„Warum einen Knoten?“ fragte ſich Dantes.

Man legte den vermeintlichen Todten vom Bette auf die Tragbahre; Edmond machte ſich ſteif, um die Rolle des Hingeſchiedenen beſſer zu ſpielen, und beleuchtet von dem Manne mit der Stocklaterne, welcher voraus ging, marſchirte der Zug die Treppe hinab. Plötzlich überſtrömte Edmond die friſche, ſcharfe Nachtluft. Dantes erkannte den Miſtral *). Es war eine raſche Empfindung, zugleich voll Wonne und Angſt. Die Träger machten ungefähr zwanzig Schritte, dann blieben ſie ſtille ſtehen und ſetzten die Tragbahre auf die Erde. Einer von den Trägern entfernte ſich und Dantes hörte ſeine Schuhe auf den Platten dröhnen.

---

*) Miſtral oder Maeſtral, Nordweſtwind im mittelländiſchen Meere. D. Ueberſ.

„Wo bin ich denn?“ fragte er ſich.

„Weißt Du, daß er gar nicht leicht iſt?“ ſagte derjenige, welcher bei Dantes geblieben war, und ſetzte ſich auf den Rand der Tragbahre.

Der erſte Gedanke von Dantes war, ſich zu entfernen; zum Glück hielt er an ſich.

„Leuchte mir doch, Thier,“ ſprach derjenige von den zwei Trägern, welcher weggegangen war, „oder ich finde nimmermehr, was ich ſuche.“

Der Mann mit der Stocklaterne gehorchte dieſem Befehle, obgleich er, wie man geſehen, in wenig höflichen Worten gegeben wurde.

„Was ſucht er denn?“ fragte ſich Dantes, „vermuthlich einen Spaten.“

Ein Ausruf der Zufriedenheit deutete an, daß der Todtengräber gefunden hatte, was er ſuchte.

„Endlich,“ ſagte der Andere, „das koſtete Mühe.“

„Ja, aber er wird beim Warten nichts verloren haben.“

Bei dieſen Worten näherte er ſich Edmond, der einen ſchweren ſchallenden Körper neben ſich niederlegen hörte; zu gleicher Zeit umgab ein Strick mit einem ſchmerzhaften Drucke ſeine Füße.“

„Nun, iſt der Knoten gemacht?“ fragte derjenige von den Todtengräbern, welcher unthätig geblieben war.

„Und zwar gut gemacht,“ erwiederte der Andere, „dafür ſtehe ich Dir.“

„Alſo vorwärts!“

„Und die Tragbahre wurde wieder aufgehoben und fortgeſchleppt.

Man machte ungefähr fünfzig Schritte, blieb abermals ſtehen, um eine Thüre zu öffnen, und ſetzte ſich dann wieder in Marſch; das Toſen der Wellen, welche ſich an den Felſen brachen, worauf das Caſtell gebaut iſt, gelangte immer deutlicher zu dem Ohre von Dantes, je mehr man vorrückte.

„Schlimmes Wetter!“ ſagte einer von den Trägern, es wird dieſe Nacht nicht gut in der See ſein.“

„Ja, der Abbé läuft große Gefahr, naß zu wer-en,“ ſprach der Andere.

Und ſie brachen in ein ſchallendes Gelächter aus.

Dantes verſtand den Scherz nicht, aber ſeine Haare räubten ſich nichtsdeſtoweniger auf ſeinem Haupte.

„Gut! wir ſind an Ort und Stelle,“ ſagte der Erſte.

„Weiter, weiter,“ rief der Andere; „Du weißt wohl, aß der Letzte auf dem Wege geblieben und an den Fel-n zerſchellt iſt, und daß uns der Gouverneur am andern Tage geſagt hat, wir wären Taugenichtſe.“

Man machte, beſtändig ſteigend, noch fünf bis ſechs Schritte, dann fühlte Dantes, daß man ihn beim Kopfe nd bei den Füßen nahm und ſchaukelte.

„Eins!“ ſprachen die Todtengräber, „zwei! drei!“

Zu gleicher Zeit fühlte ſich Dantes wirklich in einen ngeheuren leeren Raum geſchleudert; er durchſchnitt die uft wie ein verwundeter Vogel und fiel fortwährend mit nem Schrecken, der ihm das Herz vereiſte. Obgleich urch ein Ding hinabgezogen, das ſeinen raſchen Fall och beſchleunigte, kam es ihm doch vor, als währte ſein Sturz ein Jahrhundert. Endlich ſchoß er mit einem rchtbaren Getöſe wie ein Pfeil in das kalte Waſſer, das m einen, in demſelben Augenblick durch das Eintauchen nterdrückten, Schrei auspreßte.

Dantes war in das Meer geſchleudert worden, in ffen Tiefe ihn eine an ſeine Füße gebundene Kugel von chs und dreißig Pfund hinabzog. Das Meer iſt der riedhof vom Caſtell If.

Einundzwanzigſtes Kapitel.

Die Inſel Tiboulen.

Betäubt, beinahe erſtickt, hatte Dantes noch die Geiſtesgegenwart, ſeinen Athem zurückzuhalten, und da ſeine rechte Hand, für alle Fälle bereit, ſein Meſſer geöffnet hielt, ſo ſchlitzte er raſch den Sack auf und ſtreckte zuerſt den Arm und dann den Kopf heraus; nun aber fühlte er ſich, trotz ſeiner Bewegungen, um die Kugel aufzuheben, fortwährend hinabgezogen; da bückte er ſich, ſuchte den Strick, welcher ſeine Beine zuſammenhielt, und durchſchnitt dieſen mit einer äußerſten Anſtrengung gerade in dem Augenblick ab, wo er erſticken ſollte. Hierauf ſtieg er mittelſt eines kräftigen Fußſtoßes frei auf die Oberfläche des Meeres, während die Kugel in unbekannte Tiefen das grobe Gewebe hinabzog, welches ihm zum Leichentuche hatte dienen ſollen. Dantes nahm ſich nur Zeit, um Athem zu holen, und tauchte zum zweiten Male unter, denn es mußte ſeine erſte Vorſichtsmaßregel ſein, die Blicke zu vermeiden.

Als er zum zweiten Male erſchien, war er bereits wenigſtens fünfzig Schritte vom Orte ſeines Sturzes entfernt; er ſah über ſeinem Haupte einen ſchwarzen ſtürmiſchen Himmel, an deſſen Oberfläche der Wind eilige Wolken hinpeitſchte, während zuweilen ein Azurwinkel entblößt wurde, auf welchem ein Stern hervortrat. Vor ihm dehnte ſich die düſtere, wogende Fläche aus, deren Wogen wie beim Herannahen eines Sturmes zu brudeln anfingen, während hinter ihm, ſchwärzer als das Meer, ſchwärzer als der Himmel, einem drohenden Geſpenſte ähnlich, der Granitrieſe ſich erhob, deſſen Spitze wie ein Arm anzuſchauen war, der ſich ausſtreckte, um ſeine Beute wieder zu faſſen. Auf dem höchſten

Felsen erblickte er eine Stocklaterne, welche zwei Schatten beleuchtete. Es kam ihm vor, als neigten sich diese zwei Schatten unruhig zum Meere herab. Die seltsamen Todtengräber mußten wirklich den Schrei gehört haben, den er den Raum durchschneidend ausstieß. Dantes tauchte abermals unter und machte eine ziemlich lange Fahrt unter dem Wasser. Dieses Manoeuvre war ihm einst eigenthümlich und versammelte gewöhnlich in der Bucht des Pharo zahlreiche Bewunderer um ihn, welche ihn sehr oft für den geschicktesten Schwimmer von Marseille erklärten.

Als er wieder auf die Oberfläche des Wassers kam, war die Stocklaterne verschwunden. Er mußte sich orientiren. Von allen Inseln, welche das Schloß If umgeben, sind Ratenneau und Pomègue die nächsten; aber Ratonneau und Pomègue sind bewohnt; ebenso ist es mit der kleinen Insel Daume. Die sicherste Insel war also Tiboulen oder Lemaire. Die Inseln Tiboulen oder Lemaire sind eine starke Stunde von Castell If entfernt. Dantes beschloß nichtsdestoweniger eine von diesen beiden Inseln zu erreichen. Aber wie sie mitten in der Nacht finden, welche sich immermehr um ihn her verdichtete? In diesem Augenblick sah er wie einen Stern den Leuchtthurm von Planir. Wenn er sich gerade gegen diesen Leuchtthurm wandte, ließ er die Insel Tiboulen etwas links; er mußte also die Insel auf seinem Wege finden, wenn er etwas links schwamm. Doch es war, wie gesagt, wenigstens eine starke Stunde von dem Castell If nach dieser Insel.

Im Gefängnisse wiederholte Faria oft dem jungen Manne, wenn er ihn niedergeschlagen und träge sah: „Dantes, geben Sie sich nicht dieser Verweichlichung hin, Sie werden ertrinken, wenn Sie die Flucht versuchen und Ihre Kräfte sind nicht erhalten worden.“ Unter der schweren, bitteren Welle tönte dieses Wort an das Ohr von Dantes, er beeilte sich aufzusteigen und die Wellen zu durchschneiden, um zu sehen, ob er wirklich seine

Kräfte nicht verloren hätte: mit Freuden ſah er, daß ihm ſeine gezwungene Unthätigkeit nichts von ſeiner Macht und Behendigkeit genommen, und er fühlte, daß er noch Herr des Elementes war, an dem er ſich ſchon als ein kleines Kind ergötzt hatte. Die Furcht, dieſe raſche Verfolgerin, verdoppelte überdies die Kräfte von Dantes. Auf die Höhe der Wellen geneigt, horchte er, ob kein Geräuſch zu ihm drang. So oft er ſich auf die Spitze einer Woge erhob, umfaßte ſein raſcher Blick den ſichtbaren Horizont und ſuchte in die dicke Finſterniß zu tauchen. Jede Welle, welche etwas höher war, als die andern, ſchien ihm eine zu ſeiner Verfolgung ausgeſchickte Barke zu ſein; dann verdoppelte er ſeine Anſtrengungen, die ihn allerdings entfernten, aber durch Wiederholung raſch ſeine Kräfte aufzehrten.

Er ſchwamm jedoch, und bereits war das furchtbare Schloß etwas in dem nächtlichen Dunſte verſchmolzen. Er konnte es nicht mehr unterſcheiden, fühlte es aber immer noch. Es verging eine Stunde, während welcher Dantes begeiſtert durch das Gefühl der Freiheit, das ſich ſeiner ganzen Perſon bemächtigt hatte, die Wellen in der Richtung, die er gewählt, zu durchſchneiden fortfuhr.

„Nun ſchwimme ich bald eine Stunde,“ ſagte er zu ſich ſelbſt; „doch da mir der Wind entgegen bläſt, mußte ich eine Viertelſtunde von meiner Geſchwindigkeit verlieren. Ich kann indeſſen, wenn ich mich nicht in der Richtung getäuſcht habe, jetzt nicht mehr fern von der Inſel Tiboulen ſein. Wenn ich mich aber getäuſcht hätte!“

Ein Schauer durchlief den Körper des Schwimmers. Er ſuchte ſich einen Augenblick auf den Rücken zu legen, um auszuruhen; aber das Meer wurde immer heftiger, und er fühlte, daß dieſes Erleichterungsmittel, auf welches er gerechnet hatte, unmöglich war.

„Nun wohl!“ ſagte er: „ich werde bis zum Ende fortfahren, bis meine Arme nachlaſſen, bis meine Beine

erſtarren, bis Krämpfe ſich meines Körpers bemächtigen, und dann ſinke ich auf den Grund."

Und er ſchwamm wieder mit der Kraft und dem Antriebe der Verzweiflung. Plötzlich kam es ihm vor, als ob der bereits dunkele Himmel ſich noch mehr verdüſterte, und als ob eine dichte, ſchwere, gedrängte Wolke ſich auf ihn herabſenkte. Zu gleicher Zeit fühlte er einen heftigen Schmerz am Knie. Die Einbildung mit ihrer unberechenbaren Geſchwindigkeit ſagte ihm nun, es wäre der Schlag einer Kugel, und er würde ſogleich den Knall eines Flintenſchuſſes hören, aber der Knall ertönte nicht; Dantes ſtreckte die Hand aus und fühlte einen Widerſtand. Er zog ſein anderes Bein an ſich und berührte die Erde. Nun ſah er, was der Gegenſtand war, den er für eine Wolke gehalten hatte. Zwanzig Schritte von ihm erhob ſich eine Felſenmaſſe von ſo bizarren Formen, daß man ſie hätte für einen mitten in ſeinem glühendſten Brande verſteinerten Herd halten können. Es war die Inſel Tiboulen.

Dantes erhob ſich, machte ein paar Schritte vorwärts, und ſtreckte ſich aus, Gott auf den Granitſpitzen dankend, welche ihm zu dieſer Stunde weicher ſchienen, als ihm je das weichſte Bett vorgekommen war. Dann entſchlummerte er, trotz des Windes, trotz des Sturmes, trotz des Regens, welcher zu fallen anfing, völlig gerädert durch die Anſtrengung, zu jenem köſtlichen Schlummer des Menſchen, dem der Körper erſtarrt, deſſen Seele aber mit dem Bewußtſein eines unerwarteten Glückes fortglüht. Nach einer Stunde erwachte Edmond wieder unter dem ungeheuren Krachen eines Donners; der Sturm war im Raume entfeſſelt und peitſchte die Luft mit ſeinem geräuſchvollen Flügelſchlage. Von Zeit zu Zeit fuhr ein Blitz wie eine Feuerſchlange vom Himmel herab und beleuchtete die Wellen und die Wolken, welche vor einander herrollten, wie die Wogen eines unermeßlichen Chaos.

Dantes hatte ſich mit ſeinem Seemannsblicke nicht

getäuſcht: er hatte an der erſten von den zwei Inſeln gelandet, welche wirklich Tiboulen iſt, er wußte, daß ſie kahl und öde war und nicht den geringſten Zufluchtsort bot. Wenn ſich aber der Sturm gelegt hätte, würde er ſich wieder in die See werfen und nach der, zwar ebenfalls unfruchtbaren, aber viel größeren und folglich gaſtlicheren Inſel Lemaire ſchwimmen. Ein überhängender Felſen bot Dantes einen augenblicklichen Schutz; er flüchtete ſich darunter, und beinahe gleichzeitig brach der Sturm in ſeiner ganzen Wuth los. Edmond fühlte, wie der Fels zitterte, der ihn beſchürmte; an der Baſe der rieſigen Pyramide ſich brechend, ſprangen die Wellen bis zu ihm zurück. Obgleich in Sicherheit, wurde er unter dieſem furchtbaren Toſen, unter dieſen blendenden Blitzen von einer Art von Schwindel ergriffen; es kam ihm vor, als bebte die Inſel unter ihm und würde jeden Augenblick, wie ein vor Anker liegendes Schiff, ſein Kabeltau zerreißen und ihn in den ungeheuren Strudel fortziehen. Nun erinnerte er ſich, daß er ſeit vier und zwanzig Stunden nichts gegeſſen, er hatte Hunger, er hatte Durſt. Dantes ſtreckte die Hände und den Kopf aus, und trank das Waſſer des Sturmes aus der Höhlung des Felſen.

Als er ſich erhob, beleuchtete ein Blitz, der den Himmel bis zu dem Fuße des blendenden Thrones von Gott zu öffnen ſchien, den weiten Raum. Bei dem Schimmer dieſes Blitzes ſah Dantes, zwiſchen der Inſel Lemaire und dem Cap Croiſelle, eine Viertelſtunde von ſich entfernt, wie ein von der Höhe einer Welle in den Abgrund geleitetes Geſpenſt, ein kleines Fiſcherfahrzeug erſcheinen, das zugleich vom Sturme und der Woge fortgetragen wurde. Eine Sekunde nachher erſchien das Geſpenſt, mit furchtbarer Geſchwindigkeit ſich nähernd, auf dem Gipfel einer zweiten Welle. Dantes wollte ſchreien, er ſuchte einen Fetzen Leinwand, den er in der Luft flattern laſſen könnte, um ihnen anzudeuten, daß ſie ihrem Verderben entgegen gingen, aber ſie ſahen es wohl

ſelbſt. Bei dem Schimmer eines andern Blitzes gewahrte der junge Mann vier an den Maſten und Stangen angeklammerte Männer; ein fünfter hielt ſich an der Stange des zerbrochenen Steuerruders. Dieſe Männer, welche er ſah, ſahen ihn wohl ebenfalls, denn verzweiflungsvolles Geſchrei, von den pfeifenden Windſtößen fortgetragen, drang an ſein Ohr. Ueber dem wie ein Rohr gekrümmmten Maſte flatterte ein Segel in Fetzen. Plötzlich brachen die Bande, welche es noch zurück hielten, und es verſchwand, fortgeriſſen in den dunkeln Tiefen des Himmels, wie jene großen weißen Vögel, die ſich auf den ſchwarzen Wolken hervorheben.

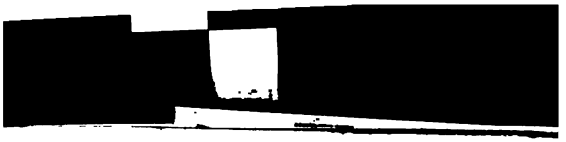
Zu gleicher Zeit vernahm man ein furchtbares Krachen, Todtesgeſchrei gelangte zu Dantes. Wie ein Sphinx an ſeinen Felſen geklammert, von wo er hinausſchaute in die Sturmfluth, zeigte ihm der Blitz das zerſchellte kleine Fahrzeug, und unter den Trümmern Köpfe mit verzweifeltem Geſicht und Arme zum Himmel emporgeſtreckt. Dann verſank Alles in Nacht; das furchtbare Schauſpiel hatte die Dauer des Blitzes gehabt.

Dantes ſtürzte nach dem ſchlüpfrigen Abhang des Felſen, auf die Gefahr, ſelbſt in die See zu rollen. Er ſchaute, er horchte, aber er hörte und ſah nichts mehr: kein Geſchrei, keine Anſtrengung eines Menſchen mehr, der Sturm allein, dieſe große Sache Gottes, fuhr fort mit den Winden zu brüllen und mit den Wellen zu ſchäumen. Nach und nach legte ſich der Wind, der Himmel wälzte gegen Weſten große graue, durch den Sturm gleichſam entfärbte Wolken; das Azur erſchien wieder mit Sternen, welche heller funkelten als je; bald zeigte gegen Oſten ein langer röthlicher Streifen am Horizont ſchwarzblaue Wellenlinien, die Wogen ſprangen, ein raſcher Schimmer lief über ihre Höhe hin und verwandelte ihre ſchäumenden Gipfel in eine Goldmähne. Es war der Tag.

Dantes blieb unbeweglich und ſtumm vor dieſem großen Schauſpiel, als erblickte er es zum erſten Male

er hatte es in der That ſeit der Zeit, die er im Caſtell If war, vergeſſen. Sich nach der Feſtung umwendend, befragte er mit einem Kreisblicke zugleich das Land und das Meer. Das düſtere Gebäude trat aus dem Schooße der Wellen mit der eindrucksvollen Majeſtät der unbeweglichen Dinge hervor, welche zugleich zu bewachen und zu befehlen ſcheinen. Es mochte ungefähr fünf Uhr ſein; das Meer beruhigte ſich immer mehr. „In zwei bis drei Stunden," ſagte Edmond zu ſich ſelbſt, „wird der Schließer in mein Zimmer kommen, den Leichnam meines armen Freundes finden, ihn erkennen, mich vergebens ſuchen und Lärm machen. Dann wird man das Loch, die Gallerie finden; man wird die Menſchen befragen, welche mich in das Meer geſchleudert und den Schrei, den ich ausſtieß, hören mußten. Sobald die Barken mit bewaffneten Soldaten gefüllt ſind, werden ſie dem unglücklichen Flüchtling nachſetzen, da man wohl weiß, daß er nicht fern ſein kann. Die Kanone wird die ganze Küſte benachrichtigen, daß ſie einem Menſchen, den man umherirrend, nackt und ausgehungert finden werde, keine Zufluchtsſtätte geben ſoll. Die Spione und Alguazils werden in Kenntniß geſetzt und durchſtreifen die Küſte, während der Gouverneur der Inſel If das Meer durchſtreift. Umſtellt auf dem Waſſer, abgeſchnitten auf dem Lande, was ſoll dann aus mir werden? Ich hungere, ich friere, ich habe Alles bis auf das rettende Meſſer, das mir im Schwimmen hinderlich war, weggeworfen; ich bin der Gnade des nächſten Bauern preisgegeben, der gern durch meine Auslieferung zwanzig Franken verdienen möchte; ich habe weder mehr Kraft, noch einen Gedanken, noch Entſchloſſenheit. Oh! mein Gott! mein Gott! ſiehe, ob ich genug gelitten habe, und ob Du für mich mehr thun kannſt, als ich ſelbſt für mich zu thun vermag."

In dem Augenblick, wo Edmond in einer Art von Delirium, veranlaßt durch die Erſchöpfung ſeiner Kräfte und die Leere ſeines Gehirns, angſtvoll dem Schloſſe



ɔf zugewendet, dieſes glühende Gebet ſprach, ſah er an
er Spitze der Inſel Pomègue, ſein lateiniſches Segel
om Horizont abhebend, und wie eine Meve, welche die
Wellen ſtreifend einherfliegt, ein kleines Fahrzeug erſcheinen,
n welchem nur das Auge eines Seemanns eine genueſiſche
Tartane auf der noch dunkeln Linie des Meeres zu erken-
ien vermochte. Sie kam aus dem Hafen von Marſeille
nd gewann die Höhe, indem ſie den funkelnden Schaum
or dem ſcharfen Vordertheil hertrieb, das ihren runden
Seiten eine leichtere Bahn öffnete.

„Oh!“ rief Edmond, „wenn ich bedenke, daß ich in
iner halben Stunde dieſes Schiff erreicht hätte, befürchtete
ch nicht, befragt, für einen Flüchtling erkannt und nach
Marſeille zurückgeführt zu werden! Was ſoll ich thun?
as ſoll ich ſagen? welche Fabel ſoll ich erfinden, von
er ſie bethört werden dürften? Dieſe Leute ſind insge-
ammt Schleichhändler, Halbpiraten. Unter dem Vorwande
er Küſtenfahrerei treiben ſie Seeräuberei; ſie werden mich
ieber verkaufen, als eine unfruchtbare, wenn auch gute
Handlung ausführen. Wir wollen warten ... Doch das
Warten iſt etwas Unmögliches; ich ſterbe vor Hunger, in
in paar Stunden wird das Wenige, was mir von Kraft
ibrig geblieben iſt, vollends verſchwunden ſein; überdies
aht die Stunde des Beſuches, man hat noch nicht Lärm
emacht, vielleicht wird man nichts vermuthen, ich kann
ich für einen von den Matroſen des kleinen Schiffes
usgeben, das in dieſer Nacht geſcheitert iſt; dieſer Fabel
ird es nicht an Wahrſcheinlichkeit gebrechen, Keiner wird
urückkehren, um mir zu widerſprechen, denn das Meer
at ſie insgeſammt verſchlungen.“

Während Dantes dieſe Worte ſprach, wandte er
ie Augen nach der Stelle, wo das kleine Schiff zer-
hellt war, und bebte. An dem Rande eines Felſen
ar die phrygiſche Mütze von einem der ſchiffbrüchigen
Matroſen hängen geblieben, und nahe dabei ſchwammen
nige Trümmer vom Kiel, träge Balken, die das Meer

an die Baſe der Inſel warf, an welche ſie wie ohnmächtige Widder ſtießen.

Der Entſchuß von Dantes war auf der Stelle gefaßt, er warf ſich in die See, ſchwamm nach der Mütze, bedeckte ſich den Kopf damit, ergriff einen von den Balken, und wandte ſich, um in die Linie zu gelangen, welche das Schiff verfolgen mußte.

„Nun bin ich gerettet," murmelte er.

Und dieſe Ueberzeugung verlieh ihm wieder ſeine Kräfte. Bald erblickte er die Tartane, welche, da ſie widrigen Wind hatte, zwiſchen dem Schloſſe If und dem Thurme von Planir lavirte. Dantes befürchtete einen Augenblick, das kleine Schiff könnte ſtatt ſich an der Küſte zu halten, in die offene See gehen, wie es daſſelbe zum Beiſpiel gethan hätte, wenn Corſica oder Sardinien ſeine Beſtimmung geweſen wäre; aber an der Art und Weiſe, wie es manoeuvrirte, erkannte der Schwimmer, daß es, nach der Gewohnheit der Schiffe, welche nach Italien gehen, zwiſchen der Inſel Jaros und der Inſel Calaſeraigne durchzufahren wünſchte.

Indeſſen näherten ſich das Schiff und der Schwimmer einander unmerklich; bei einem ſeiner Schläge kam ſogar das kleine Fahrzeug auf eine Viertelſtunde zu Dantes. Da erhob er ſich auf den Wellen und bewegte ſeine Mütze als Nothzeichen, aber Niemand bemerkte ihn auf dem Schiffe, welches ſchwankte und einen neuen Schlag begann. Dantes gedachte zu rufen, er maß jedoch mit dem Auge die Entfernung und ſah ein, daß ſeine Stimme, zum Voraus weggetragen und bedeckt von dem Seewind und dem Geräuſche der Wellen, nicht bis zu dem Schiffe gelangen würde. Er wünſchte ſich nun Glück, daß er ſo vorſichtig geweſen, ſich auf einem Balken auszuſtrecken. Geſchwächt, wie er war, hätte er ſich vielleicht nicht auf dem Meere halten können, bis er die Tartane erreicht haben würde, und fuhr die Tartane vorüber, ohne ihn zu ſehen, was im Reiche der Möglichkeit lag, ſo wäre er nicht im Stande gewe-

ſen, die Küſte wieder zu erreichen. Obgleich des Weges beinahe gewiß, den das Schiff verfolgte, begleitete es Dantes doch mit ſeinen Augen in einer gewiſſen Angſt bis zu der Minute, wo es umlegte, und zu ihm zurückkam; dann ſchwamm er ihm entgegen; aber ehe ſie zuſammentrafen, fing das Schiff an umzudrehen. Sogleich erhob ſich Dantes mit einer äußerſten Anſtrengung, daß er beinahe auf dem Waſſer ſtand, bewegte ſeine Mütze in der Luft und gab einen von jenen kläglichen Schreien von ſich, wie die Seeleute in der Noth ausſtoßen, und die eines Meergeiſtes Klage zu ſein ſcheinen.

Dießmal hörte und ſah man ihn. Die Tartane unterbrach ihr Manoeuvre und drehte ihr Vordertheil nach ſeiner Seite; zu gleicher Zeit bemerkte er, daß man eine Schaluppe in das Meer zu ſetzen ſich anſchickte. Einen Augenblick nachher wandte ſich die Schaluppe, mit zwei Matroſen bemannt und das Meer mit ſeinem doppelten Ruder peitſchend gegen ihn. Dantes ließ nun den Balken los, deſſen er nicht mehr zu bedürfen glaubte, und ſchwamm kräftig, um denjenigen, welche ihm entgegenkamen, den halben Weg zu erſparen. Der Schwimmer hatte indeſſen auf beinahe mangelnde Kräfte gerechnet; er fühlte nun, von welchem Nutzen ihm das Stück Holz geweſen wäre, das bereits träge hundert Schritte von ihm ſchwamm. Seine Augen fingen an ſteif zu werden, ſeine Beine hatten ihre Biegſamkeit verloren, ſeine Bewegungen wurden hart und geſtoßen, ſeine Bruſt keuchte.

Er ſtieß einen zweiten Schrei aus, die Ruderer verdoppelten ihre Thätigkeit, und einer von ihnen rief ihm italieniſch: „Muth!“ zu. Das Wort drang in dem Augenblick zu ihm, wo eine Woge, die er zu überwältigen nicht mehr Kraft hatte, über ſeinem Kopfe hinging und ihn mit Schaum bedeckte.

Er erſchien wieder, das Meer mit den ungleichen verzweifelten Bewegungen eines Ertrinkenden bearbei-

tend, ſtieß einen dritten Schrei aus und fühlte,
unterſank, als hätte er noch die tödtliche Kugel am
Das Waſſer ging über ſeinen Kopf, und durch das
ſer ſah er den bleifarbigen Himmel mit ſch
Flecken. Eine gewaltige Anſtrengung brachte ih
die Oberfläche zurück. Es kam ihm vor, als ob
ihn bei den Haaren faßte, dann ſah er nichts mehr,
er nichts mehr; er war ohnmächtig. Als er die
wieder öffnete, befand er ſich auf dem Verdeck der
tane, die ihren Weg fortſetzte; er ſchaute vor
welche Richtung ſie verfolgte; man entfernte ſich
mehr von dem Schloſſe If.

Dantes war ſo erſchöpft, daß der Ausruf der
den er von ſich gab, für einen Schmerzensſeufzer g
wurde. Er lag, wie geſagt, auf dem Verdeck; ein
troſe rieb ihm die Glieder mit einer wollenen Dec
Anderer, den er als denjenigen erkannte, welch
Muth zugerufen hatte, ſchob ihm die Mündung
Kürbisflaſche durch die Lippen; ein Dritter, ein
Seemann, der zugleich der Lootſe und der Patron
ſchaute ihn mit dem ſelbſtſüchtigen Mitleid an, d
Allgemeinen die Menſchen für ein Unglück fühlen
chem ſie am Tage zuvor entgangen ſind, und das
nächſten Tage treffen kann. Einige Tropfen
welche die Kürbisflaſche enthielt, belebten den geſchw
Magen des jungen Mannes, während die Reib
die der vor ihm knieende Matroſe mit der Wo
ſeinem Körper fortſetzte, ſeinen Gliedern wieder Gef
digkeit verliehen."

„Wer ſeid Ihr?" fragte in ſchlechtem Fran
der Patron.

„Ich bin ein malteſiſcher Matroſe," ant
Dantes in ſchlechtem Italieniſch; „wir kommen vo
rakus und hatten Wein und Panoline geladen.
Sturm von dieſer Nacht überfiel uns bei Cap Mo
und wir ſcheiterten an den Felſen, die Ihr dort
„Woher kommt Ihr?"

„Von jenen Felſen, an denen ich mich glücklicher Weiſe anklammern konnte, während ſich unſer armer Kapitän den Kopf daran zerſchellte. Unſere anderen drei Gefährten ertranken, und ich bin, glaube ich, allein am Leben geblieben; ich erblickte Euer Schiff, befürchtete zu lange auf der einſamen, öden Inſel warten zu müſſen, und wagte mich auf ein Trumm unſeres Fahrzeuges, um zu Euch zu gelangen. Ich danke, daß Ihr mir das Leben gerettet habt; ich war verloren, als mich einer von Euren Matroſen bei den Haaren faßte."

„Das war ich," ſagte ein Matroſe mit treuherzigem, von einem langen ſchwarzen Barte umgebenen Geſichte, „und es war Zeit, denn Ihr ſanket unter."

„Ja," ſprach Dantes, ihm die Hand reichend, „ja, mein Freund, ja, und ich danke Euch zum zweiten Male."

„Meiner Treue!" ſagte der Matroſe, „ich zögerte beinahe; mit Eurem ſechs Zoll langen Barte und Euren Fuß langen Haaren habt Ihr eher das Ausſehen eines Räubers, als das eines ehrlichen Mannes."

Dantes erinnerte ſich in der That, daß er ſich ſeit ſeinem Aufenthalt im Schloſſe If weder die Haare geſchnitten noch raſirt hatte.

„Ja," ſagte er, „ich habe in einem Augenblick der Gefahr der heiligen Jungfrau ein Gelübde gethan, mir zehn Jahre lang weder die Haare noch den Bart abzuſchneiden. Heute läuft mein Gelübde ab, und ich wäre beinahe am Jahrestage ertrunken."

„Was ſollen wir nun mit Euch machen?" fragte der Patron.

„Ach! was Ihr wollt. Die Felucke, zu der ich gehörte, iſt verloren, der Kapitän iſt todt. Ich bin demſelben Schickſale entgangen, aber wie Ihr ſeht, völlig nackt. Zum Glück darf ich mich als einen ziemlich guten Matroſen betrachten. Setzt mich in dem nächſten dem beſten Hafen, wo Ihr Euch vor Anker legt,

aus, und ich werde auf einem Handelsſchiffe Beſchäftigung finden.“

„Ihr kennt das mittelländiſche Meer?“

„Ich fahre darauf ſeit meiner Kindheit.“

„Ihr wißt, wo gute Ankerplätze zu finden ſind?“

„Es gibt wenige Häfen, ſelbſt unter den ſchwierigſten, wo ich nicht mit geſchloſſenen Augen aus und einzufahren vermöchte.“

„Sagt, Patron,“ fragte der Matroſe, welcher Dantes Muth zugerufen hatte, „warum ſoll der Kamerad nicht bei uns bleiben, wenn er die Wahrheit ſpricht?“

„Ja, wenn er die Wahrheit ſpricht,“ erwiederte der Patron mit einer Miene des Zweifels; „aber in dem Zuſtande, in welchem ſich der arme Teufel befindet, verſpricht man viel, und hält dann eben gerade, was man kann.“

„Ich werde mehr halten, als ich verſprochen habe,“ verſetzte Dantes.

„Oh! oh!“ rief der Patron lachend, „wir werden ſehen.“

„Wann Ihr wollt,“ ſagte Dantes aufſtehend. „Wohin fahrt Ihr?“

„Nach Livorno.“

„Warum preßt Ihr nicht, ſtatt Schläge zu thun, wobei Ihr eine koſtbare Zeit verliert, ganz einfach den Wind ſo feſt als möglich.“

„Weil wir gerade auf die Inſel Rion zulaufen würden.“

„Ihr kommt auf mehr als zwanzig Faden daran vorbei.“

„So nehmt das Steuerruder,“ ſagte der Patron, „und wir werden Euer Wiſſen beurtheilen.“

Der junge Mann ſetzte ſich an das Steuerruder, überzeugte ſich durch einen leichten Druck, daß das Schiff gehorſam war, und rief, als er ſah, daß es, ohne von erſter Feinheit zu ſein, ſich nicht weigerte:

„An die Braſſen und Boleinen.“

Die vier Matroſen, welche die Mannſchaft bildeten, eſen an ihre Poſten, während ihnen der Patron zuhaute.

„Holt an!“ fuhr Dantes fort.

Die Matroſen gehorchten ziemlich pünktlich.

„Und nun bindet an; gut.“

Dieſer Befehl wurde wie die zwei erſten ausgeführt, nd ſtatt mit Schlägen fortzulaufen, rückte das kleine Schiff gegen die Inſel Rion vor, an welcher es, wie dies Dantes vorhergeſagt hatte, vorüber kam, indem es dieſelbe auf zwanzig Faden vom Steuerbord ließ.

„Bravo!“ rief der Kapitän.

„Bravo!“ wiederholten die Matroſen.

Und Alle ſchauten verwundert dieſen Mann an, deſſen Blick wieder einen Geiſt, deſſen Körper wieder eine Kraft gefunden hatte, wie man es entfernt nicht bei ihm vermuthete.

„Ihr ſeht,“ ſagte Dantes, den Helmſtock verlaſſend, Ihr ſeht, daß ich Euch auf der Fahrt wenigſtens zu etwas nütze ſein könnte; wollt Ihr mich in Livorno nicht behalten, nun, ſo laßt Ihr mich dort, und von meinen erſten Monaten Sold entſchädige ich Euch für meine Koſt bis dahin und für die Kleider, die Ihr mir leihen werdet.“

„Gut! gut!“ verſetzte der Patron. „Die Sache läßt ſich machen, wenn Ihr billig ſein werdet.“

„Ein Mann iſt ſo viel werth, als der andere,“ ſprach Dantes, „was Ihr den Kameraden gebt, gebt Ihr mir auch, und es iſt abgemacht.“

„Das iſt nicht richtig,“ rief der Matroſe, welcher Dantes aus dem Meere gezogen hatte, „denn Ihr verſteht mehr als wir.“

„Was den Teufel geht das Dich an, Jacopo,“ ſagte der Patron; „es ſteht Jedem frei, ſich für die Summe zu verdingen, die ihm beliebt.“

„Allerdings,“ verſetzte Jacopo, „es war auch nur eine Bemerkung von mir.“

„Du würdeſt beſſer daran thun, dieſem braven Jun-

gen, der ganz nackt iſt, eine Hoſe und ein Wamms zu leihen, vorausgeſetzt, Du haſt ſo viel Vorrath."

„Nein," ſagte Jacopo, „aber ich habe ein Hemd und eine Hoſe."

„Mehr brauche ich nicht," rief Dantes; „ich danke, mein Freund."

Jacopo ſchlüpfte durch die Luke hinab und kam in einem Augenblick mit den zwei Kleidungsſtücken zurück, welche Dantes mit unbeſchreiblicher Freude anzog.

„Braucht Ihr noch etwas Anderes?" fragte der Patron.

„Ein Stück Brod und noch einen Schluck von dem vortrefflichen Rhum, den ich gekoſtet, denn ich habe ſehr lange nichts mehr zu mir genommen."

In der That ungefähr vierzig Stunden.

Man brachte Dantes ein Stück Brod und Jacopo reichte ihm die Flaſche.

„Den Helmſtock an Backbord," rief der Patron ſich gegen den Rudergänger umwendend.

Dantes warf einen Blick nach derſelben Seite, während er die Flaſche nach ſeinem Munde führte, aber die Flaſche blieb auf halbem Wege.

„Halt," fragte der Patron, „was geht im Caſtell If vor?"

Eine kleine weiße Wolke, welche die Aufmerkſamkeit von Dantes erregt hatte, war wirklich die Zinnen der ſüdlichen Baſtei von Caſtell If bekränzend erſchienen. Eine Secunde nachher erſtarb der Lärmen eines entfernten Knalles an Bord der Tartane. Die Matroſen ſchauten einander an.

„Was ſoll das bedeuten?" fragte der Patron.

„Es wird ein Gefangener in dieſer Nacht entwichen ſein, und man feuert die Lärmkanone ab," ſagte Dantes.

Der Patron warf einen Blick auf den jungen Mann, der, während er dieſe Worte ſprach, die Kürbisflaſche an den Mund geſetzt hatte; aber er ſah ihn den Trank, den ſie enthielt, mit ſolcher Ruhe ſchlürfen, daß, wenn

r einen Verdacht hatte, dieſer nur ſeinen Geiſt durchzog nd ſogleich wieder erloſch.

„Euer Rhum iſt teufelmäßig ſtark,“ ſagte Dantes, it dem Hemdärmel ſeine von Schweiß trieſende Stirne btrocknend.

„Iſt er es,“ murmelte der Kapitän ihn anſchauend, deſto beſſer, ich habe in jedem Fall einen tüchtigen Mann ekommen.“

Unter dem Vorwande von Müdigkeit bat Dantes, ch an das Steuerruder ſetzen zu dürfen. Sehr erfreut, iner Funktionen überhoben zu ſein, fragte der Ruderänger den Patron mit dem Auge, und dieſer bedeutete hm durch ein Zeichen, er könnte den Helmſtock ſeinem euen Gefährten übergeben. In dieſer Stellung konnte Dantes ſeine Augen auf Marſeille gerichtet halten.

„Den wievielſten des Monats haben wir?“ fragte Dantes Jacopo, der ſich das Caſtell If aus dem Geſichte erlierend zu ihm geſetzt hatte.

„Den 28ſten Februar,“ antwortete dieſer.

„Von welchem Jahre?“ fragte abermals Dantes.

„Wie! von welchem Jahre? Ihr fragt, von welchem Jahre?“

„Ja,“ verſetzte der junge Mann.

„Ihr habt das Jahr vergeſſen, in welchem wir uns efinden?“

„Was wollt Ihr,“ ſagte Dantes lachend, „ich habe ieſe Nacht eine ſolche Angſt ausgeſtanden, daß ich darüber einahe den Geiſt verlor, und mein Gedächtniß iſt noch öllig geſtört; ich frage Euch alſo den 28ſten von welchem Jahre haben wir?“

„Vom Jahre 1829,“ ſagte Jacopo.

Es waren auf den Tag vierzehn Jahre, daß man Dantes verhaftet hatte. Mit neunzehn Jahren war er n das Caſtell If gekommen, und er verließ daſſelbe mit rei und dreißig Jahren. Ein ſchmerzliches Lächeln zog ber ſeine Lippen hin; er fragte ſich, was aus Mer-

ceres während dieſer Zeit, wo ſie ihn hatte für todt halten müſſen, geworden wäre. Dann entzündete ſich ein Blitz des Haſſes in ſeinen Augen, indem er an die drei Menſchen dachte, denen er eine ſo lange und grauſame Gefangenſchaft zu verdanken hatte, und er erneuerte gegen Danglars, Fernand und Villefort den Schwur unverſöhnlicher Rache, den er in ſeinem Gefängniß ausgeſprochen hatte; und ſein Schwur war keine leere Drohung, denn zu dieſer Stunde hätte der beſte Schnellſegler des mittelländiſchen Meeres ſicherlich die kleine Tartane nicht mehr einholen können, welche mit voller Kraft nach Livorno fuhr.

Zweiundzwanzigſtes Kapitel.

Die Schmuggler.

Dantes war noch keinen Tag an Bord, als er bereits wußte, mit wem er es zu thun hatte. Ohne in der Schule des Abbé Faria geweſen zu ſein, verſtand der würdige Patron der jungen Amalie (dies war der Name der genueſiſchen Tartane) beinahe alle Sprachen, welche man um den große: See, genannt das mittelländiſche Meer, ſpricht — von dem Arabiſchen bis zum Provençaliſchen. Das erſparte ihm die Dolmetſcher, ſtets langweilige und indiscrete Leute, und erleichterte ihm den Verkehr mit den Schiffen, die er auf der See traf, mit den kleinen Barken, welche er die Küſten entlang benützte, ſowie mit den Leuten ohne Namen, ohne Vaterland, ohne ſcheinbaren Stand, wie

man ſie beſtändig auf den Platten der Kaie in der Nähe von Seehäfen trifft, Menſchen, welche von geheimnißvollen, verborgenen Quellen leben, die ihnen, wie man glauben muß, in gerader Linie von der Vorſehung zukommen, weil ſie keine für das bloße Auge ſichtbare Exiſtenzmittel haben. Man erräth, daß Dantes an Bord eines Schmugglerſchiffes war. Der Patron hatte ihn auch Anfangs mit einem gewiſſen Mißtrauen aufgenommen; er war allen Douaniers der Küſte ſehr wohl bekannt, und da unter dieſen Herren und ihm ein Austauſch von Liſten ſtattfand, von denen die eine immer ſeiner ausgedacht und geſchickter ausgeführt war, als die andere, ſo meinte er zuerſt, Dantes wäre ganz einfach Emiſſär von Dame Gabelle, welche dieſes geiſtreiche Mittel anwende, um einige Geheimniſſe des Gewerbes zu ergründen; aber die glänzende Art und Weiſe, wie Dantes aus der Prüfung hervorgegangen war, hatte ihn völlig überzeugt; als er ſodann den leichten Rauch wie einen Lampenkranz über der Baſtei des Caſtells If ſchweben ſah und das entfernte Geräuſch des Knalles hörte, dachte er einen Augenblick, er hätte denjenigen an Bord genommen, welchem man, wie den Königen bei ihren Ein- und Auszügen, die Ehre der Kanone bewilligte. Dies beunruhigte ihn ſchon weniger, als wenn der Ankömmling ein Douanier geweſen wäre; doch die zweite Muthmaßung verſchwand bald, wie die erſte, bei dem Anblick der vollkommenen Ruhe ſeines Rekruten.

Edmond hatte alſo den Vortheil, zu wiſſen, was ſein Patron war, ohne daß ſein Patron wiſſen konnte, was er war. Von welcher Seite ihn auch der alte Seemann und ſeine Kameraden angriffen, er gab nicht nach und machte kein Geſtändniß, ſondern erzählte nur viel von Neapel und Malta, was er wie Marſeille kannte, und er hielt ſeine erſte Angabe mit einer Feſtigkeit aufrecht, die ſeinem Gedächtniß Ehre machte. Es ließ ſich alſo der Genueſer, ſo liſtig er auch war,

von Dantes bethörten, zu deſſen Gunſten ſeine Sanftmuth, ſeine nautiſche Erfahrenheit und beſonders eine äußerſt kluge Verſtellung ſprachen. Vielleicht war der Genueſer einer von den geſcheidten Menſchen, welche immer nur das wiſſen, was ſie wiſſen ſollen, und nur glauben, was ſie zu glauben ein Intereſſe haben. In dieſer gegenſeitigen Stellung gelangte man nach Livorno.

Edmond mußte hier eine erſte Probe machen: er mußte erforſchen, ob er ſich nach den vierzehn Jahren, die er ſich nicht geſehen, ſelbſt erkennen würde. Er hatte eine ziemlich genaue Erinnerung von dem bewahrt was der Jüngling geweſen war, und wollte nun wiſſen, wie es ſich mit dem Manne verhielt. In den Augen ſeiner Kameraden war ſein Gelübde erfüllt; er war bereits zwanzigmal in Livorno vor Anker gegangen. Edmond kannte einen Barbier in der San-Fernando-Straße; er trat bei ihm ein, um ſich den Bart und die Haare ſchneiden zu laſſen. Der Barbier ſchaute mit Erſtaunen den Mann mit den langen Haaren und dem dicken ſchwarzen Barte an, der einem von den ſchönen Köpfen von Tizian glich. Es war damals noch nicht Mode, Haare und Bart in ſo ſtarker Entwickelung zu tragen; heutzutage dürfte ein Barbier wohl ſtaunen, wenn ein mit ſo großen körperlichen Vorzügen ausgerüſteter Menſch ſich freiwillig derſelben begeben würde. Der livorneſiſche Barbier ging ohne eine Bemerkung zu machen an die Arbeit.

Als die Operation beendigt war, als Edmond ſich völlig raſirt fühlte und die Haare wieder ihre gewöhnliche Länge hatten, verlangte er einen Spiegel und beſchaute ſich. Er war nun, wie geſagt, drei und dreißig Jahre alt, und die vierzehn Jahre Gefängniß hatten gleichſam eine große moraliſche Veränderung in ſeinem Geſichte hervorgebracht. Dantes war in das Caſtell If mit dem runden, lachenden, blühenden Geſichte des glücklichen Jünglings gekommen, dem die erſten Schritte im Leben leicht geweſen ſind, und der auf die Zukunft wie

auf die natürliche Folge der Vergangenheit rechnet. Alles Dies hatte sich sehr verändert. Sein ovales Gesicht war länglich geworden, sein lachender Mund hatte die festen Formen angenommen, welche Entschlossenheit andeuten, seine Brauen waren unter einer einzigen nachdenklichen Falte gebogen, seine Augen hatten das Gepräge tiefer Traurigkeit angenommen, woraus zuweilen die düsteren Blitze der Misanthropie und des Hasses hervorsprangen; so lange von dem Lichte und den Sonnenstrahlen entfernt, hatte seine Gesichtshaut die matte Farbe angenommen, welche, wenn das Gesicht von schwarzen Haaren umrahmt ist, die aristokratische Schönheit der Männer des Norden bildet. Das tiefe Wissen, welches er erlangt, hatte dabei über sein ganzes Antlitz den Wiederschein einer Glorie geistiger Sicherheit verbreitet. Ueberdies hatte er, obgleich von Natur ziemlich hoch gewachsen, jene gedrängte Stärke eines seine Kräfte beständig in sich selbst concentrirenden Körpers erlangt. Auf die Zierlichkeit von nervigen, schlanken Formen war das Entschiedene runder, muskeliger Formen gefolgt. Die Gebete, das Schluchzen und die Verwünschungen hatten seine Stimme bald in einen Klang von seltsamer Weichheit, bald in eine rauhe, beinahe rohe Betonung verwandelt. Unablässig in einem Halblichte und in der Dunkelheit, hatten seine Augen, wie die der Hyäne und des Wolfes, die seltene Fähigkeit bekommen, die Gegenstände bei der Nacht zu unterscheiden. Edmond lächelte, als er sich sah; sein bester Freund, wenn ihm noch ein Freund übrig blieb, konnte ihn unmöglich erkennen; er erkannte sich selbst nicht mehr.

Der Patron der jungen Amalie, dem viel daran gelegen war, einen Mann von dem Werthe von Edmond unter seinen Leuten zu behalten, bot ihm einen Vorschuß auf seinen Antheil am zukünftigen Nutzen an, was Edmond auch annahm. Als er den Barbier verließ, welcher die erste Metamorphose bei ihm bewerkstelligt hatte, war es seine Hauptaufgabe, in ein Ma-

gazin zu gehen und einen vollſtändigen Matroſenanzug zu kaufen. Ein ſolcher Anzug iſt bekanntlich ſehr einfach; er beſteht aus einer weißen Hoſe, einem geſtreiften Hemde und einer phrygiſchen Mütze. In dieſem Gewande erſchien Edmond wieder vor dem Patron der jungen Amalie, dem er ſeine Geſchichte wiederholen mußte. Der Patron wollte in dem zierlichen Matroſen den Mann mit dem dicken Barte und Haaren voll Seegras und mit einem von Waſſer triefenden Leibe nicht erkennen, den er nackt und ſterbend auf dem Verdecke ſeines Schiffes aufgenommen hatte. Ergriffen von ſeinem guten Ausſehen erneuerte er Dantes ſeine Anwerbungsvorſchläge; aber Dantes hatte ſeine Pläne und willigte nur auf drei Monate ein.

Die Mannſchaft der jungen Amalie benahm ſich ſehr thätig und gehorſam gegen die Befehle eines Patrons, der ſeine Zeit nicht zu verlieren gewohnt war. Kaum befand er ſich acht Tage in Livorno, als die runden Flanken des Schiffes von Mouſſelinen, von verbotenen Baumwollenwaaren, von engliſchem Pulver und von Taback voll waren, auf welchen die Regie ihren Stempel zu ſetzen vergeſſen hatte. Es handelte ſich darum, alles Dies ohne Hafengebühren zu bezahlen und folglich frei von jeder Viſitation von Livorno wegzubringen und auf dem Geſtade von Corſica auszuſchiffen, wo gewiſſe Speculanten es übernahmen, die Ladung nach Frankreich zu ſchaffen. Man ging ab. Edmond durchſchnitt abermals das azurblaue Meer, den erſten Horizont ſeiner Jugend, den er ſo oft in den Träumen ſeiner Gefangenſchaft geſehen hatte. Er ließ zu ſeiner Rechten Gorgono, zu ſeiner Linken Pianoſa, und ſegelte nach dem Vaterlande von Paoli und Napoleon. Als der Patron am andern Morgen auf das Verdeck flieg, was er immer frühzeitig that, fand er Dantes, der an die Schiffswand gelehnt mit einem ſeltſamen Ausdruck einen Haufen von Granitfelſen betrachtete, welche die aufgehende Sonne mit einem roſigen Licht übergoß: es war die Inſel Monte

Christo. Die junge Amalie ließ sie auf ungefähr drei Viertelstunden von ihrem Steuerbord und setzte ihren Weg nach Corsica fort.

Als Dantes an dieser Insel mit dem für ihn so klingenden Namen hinfuhr, dachte er, er hätte nur in das Meer zu springen und in einer halben Stunde wäre er auf dem gelobten Lande. Aber was sollte er dort thun, ohne Werkzeuge, um seinen Schatz zu entdecken, ohne Waffen, um ihn zu vertheidigen? Was würden überdies die Matrosen sagen? was würde der Patron denken? Er mußte warten. Glücklicher Weise verstand Dantes zu warten: er hatte vierzehn Jahre auf seine Freiheit gewartet, und konnte nun, da er frei war, auch sechs Monate oder ein Jahr auf seinen Reichthum warten. Hatte er nicht die Freiheit ohne Reichthum angenommen, würde man sie ihm angeboten haben? War überdies dieser Reichthum nicht ganz chimärisch? War er, in dem kranken Gehirne des Abbé Faria geboren, nicht mit diesem gestorben? Allerdings war der Brief des Cardinal Spada seltsam genau. Und Dantes wiederholte in seinem Gedächtniß von einem Ende zum andern den Brief, von dem er kein Wort vergessen hatte.

Es kam der Abend; Edmond sah die Insel durch alle Tinten ziehen, welche die Dämmerung mit sich führt, und dann für Jedermann in der Dunkelheit sich verlieren; er aber, dessen Blick an die Dunkelheit des Gefängnisses gewöhnt war, sah sie ohne Zweifel immer noch, denn er blieb der letzte auf dem Verdeck. Am andern Morgen erwachte man auf der Höhe von Aleria. Man lavirte den ganzen Tag; am Abend entzündeten sich Feuer auf der Küste. Aus der Vertheilung dieser Feuer ersah man ohne Zweifel, daß man ausschiffen konnte, denn statt der Flagge wurde eine Schiffslaterne auf dem kleinen Fahrzeuge aufgesteckt, und man näherte sich dem Ufer auf Schußweite.

Dantes hatte bemerkt, daß der Patron der jun-

gen Amalie, ohne Zweifel für feierliche Veranlaſſungen, als er ſich dem Lande näherte, zwei kleine Feldſchlangen, Wallbüchſen ähnlich, aufpflanzen ließ, welche, ohne großes Geräuſch zu machen, eine hübſche Kugel von vier auf das Pfund auf tauſend Schritte ſchleudern konnten. Für dieſen Abend war jedoch ſeine Maßregel überflüſſig; Alles ging auf das Sanfteſte und Artigſte der Welt. Vier Schaluppen näherten ſich mit ſehr geringem Getöſe dem Schiffe, das, wohl um ihnen Ehre anzuthun, ſeine eigene Schaluppe in die See ſetzte, und dieſe fünf Schaluppen verſtanden ſich jeden Falls ſo gut, daß um zwei Uhr Morgens die ganze Ladung vom Bord der jungen Amalie auf das Feſtland übergeſchifft war. Noch in derſelben Nacht, in ſolchem Maße war der Patron der jungen Amalie ein Mann von Ordnung, fand die Vertheilung ſtatt: jeder Mann bekam für ſeinen Theil ungefähr achtzig Franken.

Doch die Expedition war noch nicht zu Ende: man legte ſich gegen Sardinien. Es handelte ſich darum, das Schiff, das man gelöſcht hatte, wieder zu laden.

Die zweite Operation ging ſo günſtig vorüber, als die erſte; die junge Amalie war im Glücke. Für das Großherzogthum Lucca beſtimmt, beſtand die neue Ladung beinahe nur aus Havanna-Cigarren, Xeres- und Malagaweinen. Hier gerieth man in Streit mit der Douane, dieſer ewigen Feindin des Patrons der jungen Amalie. Ein Zollwächter blieb auf dem Platze, und zwei Matroſen wurden verwundet. Dantes war einer von dieſen beiden Matroſen; eine Kugel hatte das Fleiſch ſeiner linken Schulter durchdrungen.

Dantes war beinahe glücklich über dieſes Scharmützel und beinahe zufrieden mit ſeiner Wunde; dieſe rauhen Lehrerinnen zeigten ihm, mit welchem Auge er die Gefahr betrachtete und mit welchem Muthe er das Leiden ertrug. Er hatte die Gefahr lachend angeſchaut, und als er den Schuß erhielt, ſagte er wie der griechiſche Philoſoph: „Schmerz, du biſt kein Uebel.“ Ueber-

dies hatte er den auf den Tod verwundeten Zollwächter unterſucht, und, ſei es nun die Hitze des in Thätigkeit begriffenen Blutes, ſei es Erkaltung der menſchlichen Gefühle, dieſer Anblick brachte nur einen leichten Eindruck auf ihn hervor. Dantes war auf dem Wege, den er durchlaufen wollte, und ging dem Ziele zu, das er zu erreichen gedachte. Sein Herz war im Begriff, ſich in ſeiner Bruſt zu verſteinern. Jacopo, der Dantes, als er ihn fallen ſah, für todt hielt, ſtürzte auf ihn zu, hob ihn auf und pflegte ihn, ſobald er einmal aufgehoben war, als vortrefflicher Kamerad.

Die Welt war alſo nicht ſo gut, wie ſie Doctor Pangloß anſah, aber ſie war auch nicht ſo ſchlecht, wie dies Dantes glaubte, da dieſer Menſch, der nichts von ſeinem Gefährten zu erwarten hatte, als daß er ſeinen Priſenantheil erben würde, einen ſo lebhaften Kummer darüber kundgab, daß er ihn ſterben ſehen ſollte? Glücklicher Weiſe war Edmond nur verwundet. Durch Anwendung gewiſſer Kräuter, welche von ſardiniſchen alten Weibern zu gewiſſen Zeiten geſammelt und an die Schmuggler verkauft wurden, ſchloß ſich die Wunde bald wieder. Edmond wollte Jacopo prüfen; er bot ihm für die Pflege, die er von ihm empfangen hatte, ſeinen Priſenantheil; aber Jacopo ſchlug es mit Entrüſtung aus.

Die Folge der ſympathetiſchen Ergebenheit, welche Jacopo Edmond von dem erſten Augenblick, wo er ihn ſah, widmete, war, daß Edmond Jacopo eine gewiſſe Summe Zuneigung bewilligte. Aber Jacopo verlangte nicht mehr; er hatte inſtinktmäßig bei Edmond die Ueberlegenheit wahrgenommen, die dieſer vor den Andern zu verbergen wußte, und der brave Seemann war mit dem Wenigen, was ihm Edmond zugeſtand, zufrieden. Während der langen Fahrtage, wenn das Schiff mit Sicherheit auf dieſem Azurmeere lief und bei dem günſtigſten Winde, der ſeine Segel ſchwellte, nur der Hülfe des Rudergängers bedurfte, machte ſich Edmond,

eine Seekarte in der Hand, zum Lehrer bei Jacopo, wie der arme Abbé Faria sein Lehrer gewesen war. Er prägte ihm die Lage der Küsten ein, er erklärte ihm die Veränderungen des Kompasses, lehrte ihn lesen in dem großen über unsern Häuptern geöffneten Buche, das man den Himmel nennt, und auf dessen Blau Gott mit Diamantbuchstaben geschrieben hat.

Und wenn Jacopo ihn fragte: „Wozu soll es nützen, daß Du einen armen Matrosen meiner Art alle diese Dinge lehrst?“ so antwortete Edmond: „Wer weiß, Du wirst vielleicht eines Tags Schiffskapitän; Dein Landsmann Bonaparte ist Kaiser geworden.“

Wir haben vergessen, zu bemerken, daß Jacopo Corsicaner war.

Man hatte bereits drittehalb Monate in diesen auf einander folgenden Fahrten zugebracht. Edmond war ein eben so geschickter Küstenfahrer geworden, als er zuvor ein kühner Seefahrer gewesen war; er hatte mit allen Schmugglern des Gestades Bekanntschaft gemacht und alle jene Maurerzeichen erlernt, mit deren Hülfe diese Halbpiraten sich erkennen. Er war zwanzigmal vor seiner kleinen Insel Monte Christo hin- und hergefahren, hatte aber bei allem dem nie Gelegenheit gefunden, daselbst zu landen. Er faßte daher einen Entschluß: sobald sein Vertrag mit dem Patrone der jungen Amalie zu Ende wäre, wollte er eine kleine Barke für seine eigene Rechnung miethen (Dantes konnte dies, denn bei seinen verschiedenen Fahrten hatte er sich ein hundert Piaster erspart), und sich unter irgend einem Vorwande nach der Insel Monte Christo begeben. Dort würde er in aller Freiheit seine Nachforschungen vornehmen . . . Nicht in aller Freiheit, denn er würde ohne Zweifel von denjenigen, welche ihn geführt, beobachtet werden; aber in dieser Welt muß man wohl etwas wagen.

Edmond war im Gefängniß klug geworden, und er hätte gerne nichts gewagt. Aber er mochte immerhin

in ſeiner Einbildungskraft ſuchen, ſo fruchtbar ſie auch war, er fand kein anderes Mittel, auf die ſo ſehr erſehnte Inſel zu gelangen, als das, ſich dahin führen zu laſſen. Dantes war in dieſem Zögern begriffen, als der Patron, der ein großes Vertrauen in ihn ſetzte und Edmond in ſeinem Dienſte zu behalten wünſchte, dieſen eines Abends beim Arme nahm und ihn in eine Taverne der Via del Ogllo führte, wo ſich das Beſte verſammelte, was es in Livorno an Schmugglern gab. Hier wurden gewöhnlich die Küſtenangelegenheiten abgemacht. Dantes war ſchon mehrere Male in dieſer Seebörſe geweſen und hatte ſich, die kühnen Seeräuber betrachtend, die ein Littorat von mehr als zweitauſend Stunden liefert, wiederholt gefragt, über welche Macht ein Mann verfügen würde, dem es gelänge, den Impuls ſeines Willens allen dieſen vereinigten oder von einander ſich entfernenden Fäden zu verleihen. Diesmal war von einer großen Angelegenheit die Rede: es handelte ſich um ein mit türkiſchen Teppichen, Stoffen aus der Levante und Kaſchemirs beladenes Schiff; man mußte ein neutrales Gebiet finden, wo der Austauſch ſtatthaben könnte, und dann die Gegenſtände auf die franzöſiſche Küſte zu werfen ſuchen. Die Prämie war ungeheuer, wenn es gelang: man ſprach von fünfzig bis ſechzig Piaſtern für den Mann.

Der Patron der jungen Amalie ſchlug als Ausſchiffungsort die Inſel Monte Chriſto vor, welche gänzlich verlaſſen war und, ſowohl der Douaniers als der Soldaten entbehrend, mitten in das Meer zur Zeit des heidniſchen Olymps von Mercur geſetzt worden zu ſein ſcheint, von dieſem Gotte der Kaufleute und Diebe, Claſſen, die wir getrennt, wenn auch nicht unterſchieden haben, während ſie das Alterthum in dieſelbe Kategorie einreihte. Bei dem Namen Monte Chriſto bebte Dantes vor Freude: er ſtand auf, um ſeine Bewegung zu verbergen, und machte einen Gang durch die rauchige Taverne, wo ſich alle Idiome der be-

kannten Welt in der fränkiſchen Sprache verſchmolzen
Als er ſich den zwei Redenden wieder näherte, ward d
ſchloſſen, vor Monte Chriſto vor Anker zu legen un
dieſe Expedition in der folgenden Nacht anzutreten. U
Rath gefragt, drückte Edmond die Anſicht aus, es bö
die Inſel alle mögliche Sicherheit, und große Unterneh
mungen, wenn ſie gelingen ſollen, müßten ſchnell ausge
führt werden. Es wurde alſo nichts an dem Programm
verändert, das man entworfen hatte. Man ſollte a
nächſtfolgenden Abend die Anker lichten und, bei ſchöne
See und günſtigem Winde, am zweiten Abend die Gewäſſe
der neutralen Inſel zu erreichen ſuchen.

Dreiundzwanzigſtes Kapitel.

Die Inſel Monte Chriſto.

In Folge eines von jenen unerwarteten Glücksfälle
wie ſie zuweilen denjenigen begegnen, an welchen ſich d
Strenge des Schickſals lange Zeit abgemüdet hat, ſollte al
Dantes ſein Ziel durch ein äußerſt einfaches und natür
liches Mittel erreichen und den Fuß auf die Inſel ſetze
ohne irgend Jemand Verdacht einzuflößen.

Nur eine Nacht trennte ihn noch von der ſo ſeh
erſehnten Abreiſe. Dieſe Nacht war eine der fieber
haftеſten, welche Dantes je zugebracht hatte. Al
guten und ſchlimmen Möglichkeiten ſtellten ſich abwech
ſelnd vor ſeinen Geiſt; wenn er die Augen ſchloß, ſa
er den Brief des Cardinal Spada in flammenden Cha
rakteren an die Mauer geſchrieben; entſchlummerte e

einen Augenblick, ſo wirbelten die unſinnigſten Träume in ſeinem Gehirne umher; er flieg in Grotten mit Pflaſtern von Smaragden, mit Wänden von Rubinen, mit Stalaktiten von Diamanten; die Perlen fielen Tropfen auf Tropfen herab, wie gewöhnlich das unterirdiſche Waſſer ſickert. Entzückt, geblendet, füllte Edmond ſeine Taſchen mit Edelſteinen; dann kehrte er an das Tageslicht zurück, und dieſe Edelſteine hatten ſich in einfache Kieſel verwandelt; bald verſuchte er es, abermals in dieſe nur halberſchauten Höhlen einzudringen, doch der Weg krümmte ſich in endloſen Schneckenlinien; der Eingang war wieder unſichtbar geworden; er ſuchte vergebens in ſeinem Gedächtniß das magiſche, geheimnißvolle Wort, welches dem arabiſchen Fiſcher die glänzenden Höhlen von Ali-Baba öffnete. Alles war fruchtlos: der verſchwundene Schatz war wieder das Eigenthum der Erdgeiſter geworden, denen er denſelben zu entreißen gehofft hatte.

Der Tag kam beinahe ebenſo fieberhaft, als es die Nacht geweſen war, aber er führte allmählig die Logik herbei, und Dantes vermochte einen bis jetzt unbeſtimmt in ſeinem Gehirne ſchwebenden Plan feſtzuſtellen. Es kam der Abend, und mit dem Abend wurden Vorkehrungen zur Abreiſe getroffen. Dieſe Vorkehrungen waren für Dantes ein Mittel, ſeine Aufregung zu verbergen. Im Verlauf der Zeit hatte er bei ſeinen Gefährten ein ſolches Anſehen gewonnen, daß er befehlen konnte, als ob er der Herr des Schiffes geweſen wäre; und da ſeine Befehle ſtets klar, pünktlich und leicht ausführbar waren, ſo gehorchten ihm ſeine Gefährten nicht nur mit Eilfertigkeit, ſondern auch mit Vergnügen. Der alte Seemann ließ ihn gewähren; er hatte ebenfalls die Ueberlegenheit von Dantes über ſeine anderen Matroſen und über ihn ſelbſt erkannt; er ſah in dem jungen Manne ſeinen natürlichen Nachfolger und bedauerte, daß er keine Tochter hatte, um Edmond durch dieſe hohe Verbindung zu feſſeln.

Um ſieben Uhr Abends war Alles bereit, um ſieben Uhr zehn Minuten umſegelte man den Leuchtthurm gerade in dem Augenblick, wo er ſich entzündete. Das Meer war ruhig, mit einem Winde, welcher von Nordoſt wehte. Man ſchiffte unter einem Azurhimmel, woran Gott auch nach und nach ſein Leuchtfeuer anzündete, von denen jedes eine Welt iſt. Dantes erklärte, es könnte Jedermann ſich ſchlafen legen, er würde das Steuer übernehmen. Hatte der Malteſer (ſo nannte man Dantes) eine ſolche Erklärung gemacht, ſo genügte dieß, und Jedermann legte ſich ruhig nieder. So geſchah es manchmal. Aus der Einſamkeit wieder in die Welt geworfen, fühlte Dantes von Zeit zu Zeit das gebieteriſche Bedürfniß nach der Einſamkeit. Welche zugleich unermeßlichere und poetiſchere Einſamkeit gibt es aber, als die eines einzelnen Schiffes, das in der Dunkelheit der Nacht, in der Stille des ungeheuren Raumes und unter dem Blicke des Herrn auf dem Meere ſchwimmt? Dießmal wurde die Einſamkeit von ſeinen Gedanken bevölkert, die Nacht von ſeinen Illuſionen erleuchtet und die Stille von ſeinen Gelöbniſſen belebt.

Als der Patron erwachte, ging das Schiff unter allen ſeinen Segeln: es war kein Fetzen Leinwand darauf, der nicht vom Winde aufgeblaſen wurde. Man machte mehr als drittehalb Lieues in einer Stunde. Die Inſel Monte Chriſto wuchs am Horizont. Edmond übergab das Schiff ſeinem Herrn und ſtreckte ſich ebenfalls in ſeiner Hängematte aus; aber trotz ſeiner ſchlafloſen Nacht vermochte er die Augen nicht eine Minute zu ſchließen. Zwei Stunden nachher ſtieg er wieder auf das Verdeck. Das Schiff umſegelte eben die Inſel Elba. Man war auf der Höhe von Marecciano oberhalb der flachen grünen Inſel Pianoſa und ſah am Azur des Himmels die flammende Spitze von Monte Chriſto ſich erheben. Dantes befahl dem Rudergänger, den Helmſtock an Backbord zu legen, um Pianoſa rechts zu laſſen; er hatte berechnet, daß dieſes Manoeuvre den Weg um

wei bis drei Knoten abkürzen mußte. Gegen fünf Uhr lbends hatte man die Inſel vollkommen im Angeſicht. Nan gewahrte die geringſten Einzelnheiten in Folge jener tmoſphäriſchen Durchſichtigkeit, welche dem Lichte eigenümlich iſt, das die Strahlen der Sonne bei ihrer Neige rgießen.

Edmond verſchlang mit den Augen dieſe Felſenmaſſe, welche durch alle Farben der Abenddämmerung og, — vom lebhaften Roſa bis zum Dunkelblau; zuweilen ſtiegen ihm glühende Strömungen in das Geſicht, eine Stirne war mit Purpur übergoſſen und eine dunelrothe Wolke zog vor ſeinen Augen hin. Nie fühlte inen Spieler, deſſen ganzes Vermögen auf die Würfel eſtellt iſt, bei einem Wurfe die Bangigkeit, welche Dantes bei ſeinen Hoffnungs-Paroxysmen empfand. Es am die Nacht. Um zehn Uhr landete man. Die unge Amalie war die erſte beim Rendezvous. Trotz einer gewöhnlichen Selbſtbeherrſchung ward Dantes nicht n Stande, ſich zu halten; er ſprang zuerſt an das lfer; wenn er es gewagt hätte, würde er, wie Brutus, ie Erde geküßt haben. Es war finſtere Nacht, doch m eilf Uhr ſtieg der Mond mitten aus dem Meere auf, eſſen Bewegungen er verſilberte; dann begannen ſeine Strahlen, je mehr er ſich erhob, in weißen Lichtcascaden uf den aufgehäuften Felſen dieſes zweiten Pelion zu pielen.

Die Mannſchaft der jungen Amalie war mit er Inſel vertraut; ſie gehörte zu ihren gewöhnlichen Stationen. Dantes hatte ſie zwar bei jeder von ſeiner Reiſen nach der Levante geſehen, war aber nie daſelbſt an as Land geſtiegen. Er fragte Jacopo:

„Wo werden wir die Nacht zubringen?“

„Am Bord der Tartane,“ antwortete der Matroſe.

„Wären wir nicht beſſer in den Grotten?“

„In welchen Grotten?“

„In den Grotten der Inſel.“

„Ich kenne hier keine Grotten,“ ſagte Jacopo.

Kalter Schweiß floß über die Stirne von Dantes. „Es gibt keine Grotten auf Monte Chriſto?“ fragte er.

„Nein.“

Dantes blieb einen Augenblick ganz betäubt; dann dachte er, dieſe Grotten könnten ſeit kurzer Zeit durch irgend einen Zufall ausgefüllt oder ſogar aus Vorſicht von dem Cardinal Spada verſtopft worden ſein. Es hing in dieſem Falle Alles davon ab, daß man die verlorene Oeffnung wiederfand; ſie in der Nacht zu ſuchen, war unnütz; Dantes verſchob daher die Nachforſchung auf den andern Tag; ein Signal, welches auf eine halbe Stunde in der See gegeben wurde, und das die junge Amalie ſogleich durch ein ähnliches Signal erwiederte, deutete überdies an, daß der Augenblick, an das Geſchäft zu gehen, gekommen war. Beruhigt durch das Signal, das dem zuletzt Ankommenden zu erkennen geben ſollte, daß man mit aller Sicherheit zuſammentreffen könnte, erſchien das zweite Schiff bald weiß und ſchweigſam, wie ein Geſpenſt, und ankerte eine Kabellänge vom Ufer. Sogleich begann die Ueberſchaffung.

Dantes dachte während der Arbeit an das freudige Hurra, das er unter dieſen Leuten mit einem einzigen Worte hervorrufen könnte, wenn er ganz laut den Gedanken ſagen würde, der beſtändig ganz leiſe an ſeinem Ohre und an ſeinem Herzen ſummte; aber ſtatt das herrliche Geheimniß zu enthüllen, befürchtete er im Gegentheil, ſchon zu viel geſagt und durch ſein Hin- und Hergehen, durch ſeine wiederholten Fragen, durch ſeine ängſtlichen Beobachtungen und durch ſeine Unruhe Verdacht erregt zu haben; zum Glücke, unter dieſen Umſtänden wenigſtens, hatte eine ſehr ſchmerzliche Vergangenheit ſeinem Antlitz das Gepräge einer unvertilgbaren Schwermuth verliehen, und die Strahlen der Heiterkeit, welche man zuweilen unbeſtimmt unter dieſer Wolke erblickte, waren in der That nur Blitze.

Niemand vermuthete etwas, und als Dantes am

andern Tage, ein Gewehr, Pulver und Blei nehmend, das Verlangen äußerte, eine von den zahlreichen wilden Ziegen zu schießen, die man von Fels zu Fels springen sah, schrieb man seinen Ausflug nur der Liebe zur Jagd oder der Sehnsucht nach der Einsamkeit zu. Jacopo allein bat dringend, ihm folgen zu dürfen. Dantes wollte sich nicht widersetzen, aus Furcht, durch sein Widerstreben gegen die Begleitung Verdacht einzuflößen. Aber kaum war er eine Viertelstunde gegangen und hatte Gelegenheit gefunden, eine junge Ziege zu erlegen, so schickte er Jacopo mit derselben zu seinen Gefährten zurück, wobei er den Auftrag gab, sie braten zu lassen, und ihm, wenn sie fertig wäre, durch einen Flintenschuß ein Zeichen zu geben. Einige getrocknete Früchte und ein Fiasco Wein von Montepulciano sollten das Mahl vervollständigen. Dantes setzte seinen Weg, sich von Zeit zu Zeit umwendend, fort. Auf der Spitze eines Felsen angelangt, sah er tausend Fuß unter sich seine Gefährten, mit denen Jacopo wieder zusammengetroffen war, bereits emsig mit der Zubereitung eines Frühstücks beschäftigt, das sich durch die Geschicklichkeit von Edmond um ein Hauptstück vermehrt hatte.

Edmond betrachtete sie einen Augenblick mit dem sanften, traurigen Lächeln des überlegenen Mannes und sprach:

„In zwei Stunden werden diese Leute fünfzig Piaster reich wieder abfahren und ihr Leben an den Versuch setzen, weitere fünfzig Piaster zu gewinnen; dann werden sie mit sechs hundert Livres in der Börse zurückkehren und diesen Schatz mit dem Stolze der Sultane und dem Vertrauen der Nabobs verschleudern. Die Hoffnung macht, daß ich heute ihren Reichthum verachte, der mir das tiefste Elend zu sein scheint; morgen wird mich die Täuschung vielleicht nöthigen, dieses tiefe Elend als das höchste Glück zu betrachten. . . . Oh, nein!" rief Edmond, „das wird nicht der Fall sein, der unfehlbare Faria wird sich nicht in dieser einzigen Sache

getäuſcht haben. Ueberdies wäre es beſſer zu ſterben, als dieſes untergeordnete, erbärmliche Leben zu führen.“ So hatte Dantes, der drei Monate zuvor nur nach der Freiheit ſchmachtete, bereits nicht mehr genug an dieſer Freiheit, und ſeine ganze Sehnſucht war auf den Reichthum gerichtet; das war nicht der Fehler von Dantes, ſondern von Gott, der, die Macht des Menſchen beſchränkend, endloſe Wünſche in ihn gelegt hat.

Einem zwiſchen zwei Felsmauern verlorenen, wahrſcheinlich durch Sturzbäche ausgehöhlten Wege folgend, den ohne Zweifel noch kein menſchlicher Fuß betreten hatte, näherte ſich Dantes indeſſen dem Orte, wo ſeiner Vermuthung nach die Grotten beſtanden haben mußten. Während er am Meeresſtrande fortwanderte und die geringſten Gegenſtände mit ſtrenger Aufmerkſamkeit prüfte, glaubte er an gewiſſen Felſen von der Hand des Menſchen ausgehölte Kerben zu bemerken.

Die Zeit, welche auf jede phyſiſche Sache ihren Moosmantel wirft, wie auf die moraliſchen Dinge ihren Mantel der Vergeſſenheit, ſchien dieſe Zeichen verſchont zu haben, die mit einer gewiſſen Regelmäßigkeit und ohne Zweifel in der Abſicht, eine Spur anzudeuten, gemacht waren. Von Zeit zu Zeit verſchwanden jedoch die Zeichen unter Myrtengebüſchen, welche ſich in großen, mit Blüthen bedeckten Sträußen ausbreiteten, oder unter Schmarotzerpflanzen. Dann mußte Edmond die Zweige auf die Seite ſchieben oder die Mooſe aufheben, um die Merkmale zu finden, welche ihn in dieſem zweiten Labyrinthe leiteten. Dieſe Zeichen hatten übrigens Edmond frohe Hoffnung verliehen. Warum ſollte ſie nicht der Cardinal gemacht haben, damit ſie im Falle einer Cataſtrophe, welche er nicht ſo ganz hatte vorausſehen können, ſeinem Neffen als Führer dienen möchten? Der einſame Ort mußte wohl einem Manne zuſagen, der einen Schatz vergraben wollte. Doch hatten die ungetreuen Zeichen nicht andere Augen angezogen, als diejenigen, für welche ſie beſtimmt

waren, oder hatte die Insel mit den düsteren Wundern treu ihr herrliches Geheimniß bewahrt?

Ungefähr sechzig Schritte vom Hafen kam es indessen Edmond, der durch die Gestalt des Bodens stets vor seinem Gefährten verborgen war, vor, als ob die Kerben aufhörten, ohne daß sie jedoch gegen eine Grotte einmündeten. Ein großer, runder, auf eine feste Grundlage gestellter Fels war das einzige Ziel, nach welchem sie zu führen schienen. Edmond dachte, statt das Ende erreicht zu haben, wäre er vielleicht im Gegentheil erst am Anfang; er nahm daher die Rückspur und kehrte auf seinem Wege um. Während dieser Zeit bereiteten seine Gefährten das Frühstück, schöpften sie Wasser an der Quelle, brachten Brod und Früchte an das Land und ließen die junge Ziege braten. Gerade in dem Augenblick, wo sie diese von dem improvisirten Spieße zogen, gewahrten sie Edmond, welcher leicht und verwegen wie eine Gemse von Fels zu Fels sprang; sie feuerten eine Flinte ab, um ihm das Signal zu machen. Der Jäger veränderte sogleich die Richtung und beeilte sich, zu ihnen zurückzulaufen. Aber in der Sekunde, wo ihm Alle mit den Augen in dem Fluge folgten, den er ausführte, wobei sie seine Gewandheit als eine Vermessenheit betrachteten, glitschte Edmond, gleichsam um ihre Befürchtungen zu rechtfertigen, der Fuß aus; er strauchelte auf dem Gipfel eines Felsens, stieß einen Schrei aus und verschwand.

Alle sprangen gleichzeitig auf, denn Alle liebten Edmond trotz seines Uebergewichts, Jacopo kam jedoch zuerst an Ort und Stelle. Er fand Edmond blutend und beinahe ohne Bewußtsein ausgestreckt. Der Arme war von einer Höhe von zwölf bis fünfzehn Fuß herabgerollt. Man flößte ihm einige Tropfen Rhum ein, und dieses Mittel, welches bereits so viel Wirksamkeit bei ihm geäußert hatte, war von demselben Erfolge begleitet, wie das erste Mal.

Edmond schlug die Augen wieder auf und beklagte

ſich über einen heftigen Schmerz am Knie, über große Schwere des Kopfes und über unerträgliche Stiche in den Lenden. Man wollte ihn an das Geſtade bringen, als man ihn aber berührte, erklärte er ſeufzend, obgleich Jacopo die Sache leitete, er fühle ſich nicht kräftig genug, den Transport zu ertragen. Es war für Dantes begreiflicher Weiſe von keinem Frühſtück die Rede; er forderte jedoch ſeine Kameraden, welche nicht dieſelben Urſachen hatten, wie er, Diät zu halten, auf, an ihren Poſten zurückzukehren. Edmond behauptete, er brauche für ſich nur ein wenig Ruhe, und wenn ſie wiederkämen, würden ſie ihn erleichtert finden. Die Matroſen ließen ſich nicht zu ſehr bitten; ſie hatten Hunger, der Geruch der jungen Ziege gelangte bis zu ihnen, und unter Seewölfen iſt man nicht zu ceremoniös.

Nach einer Stunde kamen ſie zurück. Edmond hatte nicht mehr thun können, als ſich durch einen Raum von etwa zehn Schritten ſchleppen, um ſich an einen moosigen Felſen zu lehnen. Aber weit entfernt, nachzulaſſen, hatten die Schmerzen von Dantes eher an Heftigkeit zugenommen. Genöthigt, am Morgen abzureiſen, um ſeine Ladung zwiſchen Piemont und Frankreich, zwiſchen Nizza und Frejus niederzulegen, forderte der alte Patron Dantes dringend auf, er möge ſich zu erheben ſuchen. Dantes machte übermenſchliche Anſtrengungen, um dieſer Aufforderung zu entſprechen; doch bei jedem Verſuche fiel er klagend und erbleichend zurück.

„Er hat die Lenden gebrochen," ſagte ganz leiſe der Patron; „gleichviel, es iſt ein guter Kamerad, und wir dürfen ihn nicht verlaſſen; verſuchen wir es, ihn auf die Tartane zu ſchaffen."

Aber Dantes erklärte, daß er lieber ſterben wolle, wo er war, als die grauſamen Schmerzen ertragen, die ihm die Bewegung machte, ſo ſchwach ſie auch wäre.

„Wohl!" ſprach der Patron, „komme, was da will; man kann nicht ſagen, daß wir einen braven Ka-

meraden, wie Ihr seid, ohne Hülfe gelassen haben. Wir brechen erst diesen Abend auf."

Dieser Entschluß setzte die Matrosen sehr in Erstaunen, aber keiner von ihnen bekämpfte ihn, im Gegentheil. Der Patron war ein so strenger Mann, daß man ihn bei dieser Veranlaßung zum ersten Male auf ein Unternehmen Verzicht leisten, oder nur dessen Ausführung verzögern sah. Dantes wollte auch nicht leiden, daß man zu seinen Gunsten einen so schweren Einbruch in die an Bord festgestellten Regeln der Disciplin machte.

„Nein," sagte er zu dem Patron, „ich war ein Ungeschickter, und es ist billig, daß ich die Strafe für meine Ungeschicklichkeit erdulde. Laßt mir ein wenig Vorrath an Zwieback, eine Flinte, Pulver und Blei, um Ziegen zu erlegen oder um mich zu vertheidigen, und eine Haue, um mir, wenn Ihr mich zu lange nicht abholen würdet, eine Art von Haus zu machen."

„Aber Du wirst Hungers sterben," erwiederte der Patron.

„Lieber dies," sprach Edmond, „als die unerhörten Schmerzen ertragen, welche mir die geringste Bewegung verursacht."

Der Patron kehrte sich nach dem Schiffe um, das sich, bereit in die See zu gehen, sobald seine Toilette vollendet wäre, in dem kleinen Hafen schaukelte.

„Was sollen wir denn thun, Malteser?" sagte er. „Wir können Dich nicht so verlassen und können doch auch nicht hier bleiben."

„Geht! Geht!" rief Dantes.

„Wir sind wenigstens acht Tage abwesend," entgegnete der Patron, „und wir müssen auch von unserem Wege abgehen, um Dich zu holen."

„Hört," sprach Dantes, „wenn Ihr in zwei bis drei Tagen von jetzt an irgend ein Fischerboot oder ein anderes Fahrzeug trefft, das in diese Gegend komm, so empfehlt mich demselben; ich bezahle

fünf und zwanzig Piaſter für meine Rückkehr nach Livorno. Findet Ihr keines, ſo kommt ſelbſt."

Der Patron ſchüttelte den Kopf.

„Hört, Patron Baldi, es gibt ein Mittel, Alles in das Reine zu bringen," ſagte Jacopo; „geht, ich bleibe bei dem Verwundeten, um ihn zu pflegen."

„Und Du leiſteſt auf Deinen Antheil am Gewinn Verzicht, um bei mir zu bleiben?" ſprach Edmond.

„Ja, und zwar ohne Bedauern."

„Du biſt ein braver Burſche, Jacopo," rief Edmond, „und Gott wird Dich für Deinen guten Willen belohnen; aber ich brauche Niemand und danke Dir; ein oder zwei Tage Ruhe werden mich wiederherſtellen, und ich hoffe an dieſen Felſen Kräuter zu finden, welche für Quetſchungen vortrefflich ſind."

Ein ſeltſames Lächeln zog über die Lippen von Dantes; er drückte Jacopo mit freundſchaftlichem Erguſſe die Hand, war aber unerſchütterlich in ſeinem Entſchluſſe, zu bleiben, und zwar allein zu bleiben. Die Schmuggler ließen Edmond zurück, was er forderte, entfernten ſich ſodann, nicht ohne ſich wiederholt umzuwenden, und machten ihm, ſo oft ſie ſich umwandten, alle Zeichen eines herzlichen Lebewohls, das Edmond nur mit der Hand erwiederte, da er den übrigen Körper nicht bewegen konnte.

Als ſie verſchwunden waren, murmelte Dantes lachend:

„Es iſt ſonderbar, daß man unter ſolchen Menſchen Beweiſe von Freundſchaft und Handlungen treuer Ergebenheit findet."

Dann ſchleppte er ſich vorſichtig bis auf die Spitze eines Felſens, der ihm den Anblick des Meeres gewährte, und ſah von hier aus die Tartane ihre Zurüſtung vollenden, die Anker lichten, ſich anmuthig wiegen, wie eine Meve, welche ihren Flug nimmt, und abfahren. Nach Verlauf einer Stunde war ſie völlig verſchwunden; wenigſtens, wurde es auf der Stelle, wo der Verwundete weilte, unmöglich, ſie zu ſehen.

Dann erhob sich Dantes, geschm[illegible] leichter
ls eine junge Ziege unter den Myrten und Mastixstauden
uf diesem wilden Gestein, nahm [illegible]ne Flinte in eine
and, seine Haue in die andere, und eilte nach dem Fel-
n, gegen welchen die Kerben ausliefen, die er zuvor
ahrgenommen hatte.

„Und nun," rief er, indem er sich der Geschichte des
abischen Fischers erinnerte, welche ihm Faria erzählt
atte, „nun öffne Dich, Sesam!"